

Monte Carlo

Land und Leute Spiel und Spieler

von

Arnold Blankenfeld

Monte Carlo

Land und Leute
Spiel und Spieler

Von

Arnold Blankenfeld

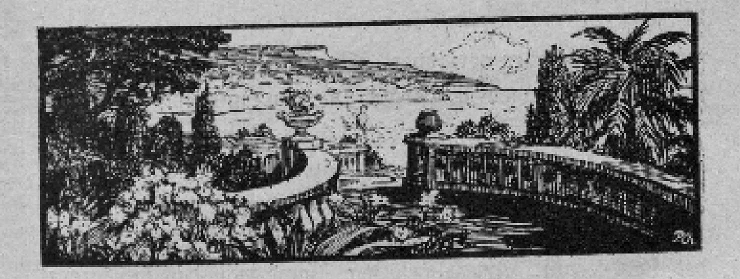


Druck und Verlag W. Pormetter Berlin S 14

Inhaltsverzeichnis.

Wodurch die Bank ihre Millionen gewinnt.

Schlußbetrachtungen.



1.

Einleitung.

An der ligurischen Küste, die von Genua bis Nizza unter dem Namen „Riviera di Ponente" bekannt ist, liegt das Fürstentum Monaco. Es ist mit aller Poesie eines großen Naturpanoramas ausgestattet und streckt sich wie ein zugleich riesiger und lieblicher Blumenkorb in das blaue Mittelmeer hinein. Darüber spannt sich mit der südlichen Pracht Italiens ein unermeßliches Himmelsgewölbe aus. Seine Lichtfülle und Luftklarheit ergreift alle aufs tiefste, die zum ersten Male den Fuß auf diesen schönsten Punkt der Riviera setzen. In sanfter Terrassengliederung steigen die drei Teile des Ländchens: Monaco, Condamine, Monte Carlo an dem wilden, zerrissenen und zerklüfteten Felsgelände empor, um an gigantisch aufstrebenden Bergketten zu enden, die, wie Wächter zum Schutze gegen das Eindringen nördlicher Winde, den duftenden und blühenden Gefilden sich vorlagern.

Dem Zauber des landschaftlichen Bildes paßt sich das der Pflanzenwelt an. Von Afrika, Amerika, Australien sind hier die auserlesensten Bodenerzeugnisse versammelt. Sie entwickeln eine Fülle südlicher Kraft, die uns die üppigsten Striche der

subtropischen Zonen vorzaubert. Wie Spielzeuge, amphitheatralisch an Felshängen aufgebaut, tauchen inmitten blühender Orangen- und Zitronen-, Oliven-, Feigen-, Pfirsich- und Mandelbäume, Oleander, Myrten, Granaten und Magnolien, von Palmen, Zypressen, Zedern, Pinien überdacht, hier kokette Villen, dort die Wohn- und Betriebsstätten der Bewohner des Landes auf. Im Glanze der Sonne ruht das unbegrenzt erscheinende tiefblaue Meer, und wie ein Wahrzeichen aus längst vergangenen Zeiten der Erdgeschichte ragt still und starr der riesige Felsen von Monaco empor, mit dem Blick auf Condamine, auf dessen Hafen, auf die Terrasse mit dem Spielpalast von Monte Carlo, auf lachende Buchten bis hinüber zum Kap Martin.

Wenn die Wanderung an diesem herrlichen Gestade als einer der auserlesensten Lebensgenüsse gepriesen wird, so ist damit niemals zu viel gesagt worden! Schwindet doch an seinen lachenden Buchten jede Erdensorge, aller Hang zu eingebildeten Leiden selbst dem ärgsten Hypochonder, der hier zu erneuter Lebensfreudigkeit, Arbeitskraft und Unternehmungslust erwacht! Behaglich dehnt und streckt er die Glieder wie ein Greis, der, mit schwerer Bürde belastet, diese nach langer, ermüdender Wanderung an einem Rastpunkte ablegen darf. Auf- und Niedergang der Sonne erscheinen ihm wieder als ein erquickendes Schauspiel. Stundenlang kann er an den blauen Fluten des Meeres wandeln, in Träume verloren, mit dem Blick auf die stolzen Dampfer, auf Jachten und Segelschiffe, die wie Möwen am fernen Horizont hinziehen, auf die zarten Umrisse der Berge von Korsika, auf die fern im blauen Äther sich abzeichnenden Wetterzeichen. Das Herz geht ihm auf — er möchte hinausziehen über das schimmernde Meer, an dessen Ufer die Palmen so friedlich winken, und dessen Wellen sich

träumerisch in langen Hügelreihen wie schäumender Champagner über das an der Küste ragende Gestein wälzen und frische Morgenbrise in die Lunge wehen.

In immer wechselnden köstlichen Gewändern offenbart sich das Meer von der frühesten Morgenstunde an, in der die Sonne in rotem Purpur über die sanft atmenden Fluten aufsteigt, um auf ihrer Tageswanderung ihre goldenen Strahlen auszusenden und immer neue Farbenspiele im Meeresspiegel hervorzuzaubern, bis sie hinter den hohen Bergen in flammender Herrlichkeit hinabsteigt und von deren luftigen Höhen die letzten Abschiedsgrüße mit goldenen Farben in die vorgestreckten Bergwände und Bergtäler einzeichnet. Ist aber der hehre Glanz der scheidenden Feuerkugel von Berg und Tal, aus Gärten und Feldern gewichen, dann bevölkert sich das Himmelsgewölbe mit Millionen funkelnder Lichter und kleidet das Meer zum Schlummer in ein kräuselndes, silbernes Nachtgewand, und des Mondes Silberlicht hüllt die schroffen Linien der Felsen in ein weiches, dämmerndes Licht.

Nicht minder erhebend ist das Schauspiel, wenn das Meer, in seiner Ruhe gestört, zum Kampfe sich rüstet. Weißer Schaum bedeckt es; die reißenden grauen Fluten drängen mit brausendem Getöse zur Mole, von der sie hochaufspritzen und, in Millionen Atome zerstäubt, zurückprallen, um zu neuem Kampfe sich zu sammeln.

Dieses Meer bleibt der Riviera bester Freund. Nicht nur dem schützenden Wall der Seealpen und der günstigen Lage nach dem Süden hin, sondern auch dem wie ein Wärmebehälter wirkenden Einfluß des Meeres verdankt Monaco sein herrliches, alles befruchtendes und belebendes Klima.

Allen, die nur einmal aus der nordischen Heimat, aus einer in Schnee und Eis starrenden Landschaft durch die Wälle der

Alpen und der Apenninen in den schon von Ariost als ewig wandellos besungenen Frühling übertraten, wird der Anblick der plötzlich auftauchenden blühenden Felder und der überschwänglichen Blumen- und Blütenpracht der Riviera unvergeßlich sein.

Gewiß unterstützt das herrliche Klima den Landmann, — die hohe landwirtschaftliche Kultur, die sich hier auf Schritt und Tritt offenbart, bleibt aber doch ein Ergebnis der unermüdlichen Pflege des Bodens durch seine Besitzer. Die Felder würden nicht die erstaunliche Blumen- und Fruchtfülle zeigen, nicht die doppelten Ernten: Gemüse und Blumen zwischen Feigen und Pfirsichen, Mandel- und Johannisbrotbäumen aufweisen, wenn der Landmann nicht die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens durch künstliche Bewässerung fleißig förderte. So liefern hier Orange, Limone und chinesische Mandarine nicht selten Ernten bis zu tausend Stück an einem Baum, so gedeihen herrlich auf steinigen Abhängen Gemüse und Blumen jeglicher Art. Zieht sich doch das Gebirge, in dem durch Sprengung von Felsen für die Kultur Platz geschaffen werden mußte, in stufenweise übereinandergelegten Terrassen oft bis zum Meer hinab, nicht selten überschüttet von gärtnerischen Anlagen von Rosen, Nelken, Reseden, Geranien, Heliotropen, Anemonen. Für den Fremden aber, dessen Fuß zum erstenmal diesen Boden betritt, steigert sich in der Fülle gärtnerischer Anlagen die landschaftliche Schönheit der Riviera di Ponente zu einem Gesamteindruck, der oft die kühnsten Erwartungen übertrifft.

Eine der prächtigsten Aussichten über diese landschaftlichen Schönheiten bietet die Route de Corniche, kurz die Corniche genannt, die die Römer einst aus strategischen Gründen längs der felsigen Meeresküste bauten. Ein Verdienst des großen Korsen ist es, dieser Straße das großzügige Gepräge verliehen

zu haben, das sie zu einer der schönsten Hochstraßen der Welt macht. Niemand, der das Fürstentum Monaco besucht, sollte die zwei- bis dreistündige Fahrt über die Corniche in die friedliche Stille der großen Bergwelt versäumen. Alle Sorgen, sagt Colabello, sind vergessen, wenn wir auf diesen Zickzackstrecken mit unserm Gefährt dahinsausen. In Schlangenlinien längs eines immergrünen Laubgewindes führt die Fahrt an der üppigen Pflanzenwelt der Niederung vorüber und eröffnet von gewaltig emporstrebenden Erhebungen dem Auge einen unvergleichlichen Anblick auf prächtige Gebirgsbilder, in wilde, gähnende Schluchten, auf die in das Meer vorspringenden Halbinseln, auf Landhäuser in blühenden Weingärten, Orangen- und Zitronenhainen, auf sanft abfallende tiefgrüne Berghänge und kühn vorspringende Felsriffe. In immer wechselnden Bildern ziehen Mentone, Kap Martin, das Felsennest Roquebrune, Monte Carlo, La Turbie, Monaco, St. Jean, der französische Kriegshafen Villefranche an dem Auge vorüber, bis das Gefährt durch das grüne Tal von Nizza zur Küste niedersteigt.

Zu den großen Vorzügen des Fürstentums zählt es, daß es von einem Kranze von Orten umgeben ist, deren landschaftliche Schönheit sich trefflich in das Gesamtbild einfügt, und daß diese Orte durch zahlreiche Zugverbindungen und Straßenbahnen bequem und schnell erreichbar sind. Durchlaufen doch täglich nicht weniger als 58 Züge mit einer Fahrtdauer von etwa 60 Minuten die Strecke von Nizza, Villefranche, Beaulieu, Eze, Mentone, Garavan. Der Betrieb der elektrischen Bahnen liegt in den Händen einer vorzüglich geleiteten Gesellschaft: der Compagnie du Nice et du Littoral. Wie eine kurze Minute scheint uns die Fahrtdauer. Gleich flüchtigen Wandelbildern schweben schmucke Villen auf Felsterrassen und mit quellenden Blumenbüschen bedeckte Felshänge vorüber, Haine blühender

Orangen und Palmen, Felder voll duftender Blumen. Kaum einige Meter vom schäumenden, leuchtenden Meer entfernt, kriechen die Züge unter gefahrdrohenden Felshängen durch dunkle Tunnel, klettern steile Berghänge hinauf und herab, bis sie in der Ebene die Freitreppe zu dem „Hügel aller Sorgen": das goldene Haus in Monte Carlo und dann allmählich Garavan, ihr Endziel, erreichen. So werden die sämtlichen Wohnplätze des ganzen Gebiets durch den bequemen Verkehr eng aneinandergerückt und wird allen, die hier ihre Winterquartiere aufgeschlagen haben, in Hülle und Fülle Gelegenheit geboten, alltäglich die Spielbank von Monte Carlo aufzusuchen, so ganz nach den Ideen, die der Verwaltung der Bank bei Schaffung der schnellen Verbindungen vorschwebten.

Hieraus erklärt es sich auch, daß sich die Fremden allmählich daran gewöhnt haben, das Fürstentum und die Nachbarstädte Nizza, Villefranche, Beaulieu, Eze, Cap d'Ail, Roquebrune, Mentone, Garavan als ein einheitliches Ganzes zu betrachten. Unter diesen Umständen scheint es geboten, auch die Bedeutung dieser Winterwohnstätten hier kurz zu kennzeichnen.

* * *

2.

Condamine einst.

Von den Gebietsteilen des Fürsten spielte in alter Zeit Condamine die Hauptrolle. Für seine Vorfahren, die über die Verwaltung großer Reichtümer sich nie den Kopf zu zerbrechen brauchten, war es einst die wertvollste Besitzung. In der großen französischen Revolution aber wurde es als französisches Nationalgut erklärt und verkauft. Es ging in den Besitz der spanischen Familie

Rey über, die sich in früheren Zeiten dort angesiedelt hatte, und später in den des Weinhändlers Arnoux in Marseille. Arnoux versuchte schon im Jahre 1860 die Besitzung wiederzuveräußern, lange aber mußte er sie, die mit Ausnahme unbedeutender Landflächen ganz Condamine umfaßte, wie sauer Bier ausbieten, bevor es ihm gelang, in der Handelsgesellschaft von Sabatier zum Preise von 63 000 Franks eine Käuferin zu finden. Eine Villa, die einzige damals auf dem Gelände, bekam sie noch zu. Die neue Käuferin erwarb den Besitz kurz vor der Eröffnung der Bahnlinie Nizza—Monte Carlo—Mentone, die das Fürstentum mit Frankreich und Italien verbinden und dadurch aus seiner Abgelegenheit befreien sollte. Das Gelände stellte damals einen Garten dar, in dem sich, von Orangen- und Zitronen-Alleen durchkreuzt, fast unübersehbare Veilchenfelder in einer solchen Fülle hinzogen, daß die Luft in weitem Umkreise von dem Duft erfüllt war. Glücklicher Pächter des Veilchenteppichs war zu dieser Zeit der Pariser Parfümeriefabrikant Rimmel, der die Rechte auf die Ernte mit der Verpflichtung zur Zahlung einer jährlichen Pacht von 2500 Franks erworben hatte und aus diesem Vertrage ein großes Vermögen zog.

* * *

3.

Monte Carlo einst.

Zu der merkwürdigsten geschichtlichen Begebenheit gehört zweifellos das Schicksal des Felsgeländes, auf dem heute Monte Carlo und der ebenso bewunderte wie gefürchtete Spielpalast stehen. Es war einst ein Vorgebirge, auf dessen hartem Boden nur die melancholische Olive, die Pinie und düstere Zypresse, nur Lavendel, Thymian, Ginster und Gestrüpp fortkamen. Schäfer ließen dort ihre Herden weiden, während

Nattern und Eidechsen sich zwanglos in der warmen Sonne tummelten. Hie und da drehten sich kreisend die Flügel von Windmühlen, die Oliven zu Öl zerrieben; ein paar elende Holzhäuser und Hütten bildeten die nächtlichen Lagerstätten der Hirten; ein Stall stand an der Stelle, wo heute das Café de Paris prunkt. Nur mühsam rang die Bevölkerung ihren Lebensunterhalt dem Meere ab und stellte mit der Flinte dem spärlichen Wilde nach oder breitete ihre Netze zum Fange aus, wenn die Vögel, müde von ihrem Fluge über das Mittelmeer, auf dem Kamm der Berge in Scharen ermattet niedersanken. —

Es war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Bewegung gegen die Hasardspiele in Deutschland schwoll immer mehr an und begann die deutschen Spielbanken ernstlich zu bedrohen. Spekulative Köpfe erkannten zu dieser Zeit, daß das Fürstentum Monaco dank seiner Unabhängigkeit eine vorzügliche Stätte zur Ausübung des in Wiesbaden, Homburg, Baden, Ems usf., mit so großem Gewinn betriebenen Hasardspiels abgeben müsse.

Schon damals lockten die klimatischen Vorzüge der Riviera die Fremden in immer stärkerer Zahl in die Umgebung des Fürstentums und ließen dort einen Kranz von Winterstationen für die Reichen aller Länder erstehen. Leute von Weitblick sahen an allen Punkten der Küste klimatische Kurorte wie Nizza und Cannes emporwachsen, die durch den Luxus jener Kreise fast ausschließlich würden bestehen können, sahen mit Hilfe der Leidenschaft des Spiels das Fürstentum Monaco, inmitten dieser Schnur von Kurorten gelegen, dessen Zentralsonne werden!

Florestan I., der damalige Beherrscher des Fürstentums, griff die Idee begierig auf. Er sah in der Einführung der Hasardspiele die einzige Möglichkeit, seines Ländchens und seine erbärmlichen finanziellen Verhältnisse zu verbessern, nachdem alle Versuche zur Einführung lohnender industrieller Betriebe gescheitert waren und die französischen Machthaber in der Zeit der Revolution die Apanage aufgehoben hatten, die den Gri-



Florestan I., Fürst von Monaco

maldi von den französischen Herrschern als Gegenleistung für den Beistand der Festung Monaco zugesprochen worden war! Sein Ansehen konnte Florestan durch die Einführung von Hasardspielen kaum noch schädigen, nachdem er bereits seinen Herrscherberuf mit dem eines Schauspielers am Ambigu in Paris vertauscht und die Tänzerin Marie Louise Caroline Gilbert zur

Fürstin von Monaco gemacht hatte. Was hatte Florestan noch zu verlieren?

Bedenklicher schien es, daß das Land in der Welt draußen unbekannt war und allen Komforts und aller Reize ermangelte, die den verwöhnten Rivierareisenden zum Besuch dieses nur mühsam zu erklimmenden Felsennests hätten anregen können. Aber die andauernden Millionengewinne der deutschen Spielbanken ließen die Spekulation nicht ruhen und halfen auch dem fürstlichen Schauspieler über das letzte Bedenken hinweg; er beschloß, die Konzession zu erteilen. Ehe aber Florestan den Entschluß durchführen konnte, ereilte ihn am 20. Juni 1856 der Tod. Fürst Karl III. als Thronfolger setzte die Verhandlungen fort und erteilte kaum vier Monate später, am 14. Oktober 1856, den Franzosen Langlois und Albert Aubert gegen Zahlung einer jährlichen Pacht von 40 000 Franks die Konzession für Hasardspiele aller Arten. Aubert war damals Redakteur des Pariser Witzblattes Charivari.

Die Gesellschaft bildete sich mit einem Betriebskapital von 2 500 000 Franks auf der Grundlage einer 30 jährigen Spielkonzession. Der Fürst hatte, worauf hier besonders hingewiesen sein soll, die Gesellschaft vertraglich verpflichtet, binnen einer bestimmten Frist ein Kasino für den Spielbetrieb auf dem Felsvorsprung zu erbauen, auf dem jetzt der Spielpalast von Monte Carlo steht.

Das einzige Gebäude, das damals in Condamine vorhanden war, eine kleine bescheidene Villa, befand sich auf der Place du Chateau und war Eigentum des Weinhändlers Arnoux, der bereits erwähnt wurde. In dieser Villa, die von da ab den klangvollen Namen Palais de la Condamine führte, setzten Langlois und Aubert die ersten Roulettes in Betrieb. Gespielt wurde nur in den Nachmittagsstunden von 12—5 Uhr. Unter



Fürst Karl III.

dem Namen einer Villa Bellevue steht noch heute das Gebäude des ersten Spielunternehmens.

Die Gesellschaft fand bald, daß alle Liebesmüh vergeblich war. Es fehlte an der Menge von Spielern, die so geeignet ist, das wahre Gesicht des Spiels zu verhüllen; die wenigen Einsätze, die das grüne Tuch bedeckten, verschwanden allzu oft Stück für Stück in der Kasse der Bank: der Vorgang machte deren Vorteile zu offenkundig, verblüffte auch die wenigen Spieler und vertrieb sie auf Nimmerwiedersehen.

Mißmutig traten Langlois und Aubert mit Zustimmung Karls III. ein Jahr später die Konzession an einen Herrn Frossard ab. Noch in demselben Jahre übertrug dieser die Konzession an einen neuen Mann namens Daval, nachdem er inzwischen den Spielbetrieb nach Monaco in ein Gebäude an der Place du Palais verlegt hatte, in dem sich jetzt das Standquartier der fürstlichen Schutz- und Ehrenwache (Carabiniers) befindet.

Daval, ein Südfranzose, mit den vornehmen Formen des Weltmannes, gewandt in allen Geschäftssachen und ehrgeizig nach den Lorbeeren des Erfolges ringend, setzte mit glühender Begeisterung seine Kräfte für die Hebung des niedergegangenen Unternehmens ein. Nach seinem Programm sollte der Eröffnung des Kasinos eine Einweihungsfeier vorangehen, die alle Persönlichkeiten von Rang und Stand, Titel, Orden und Einfluß an der ganzen Küste vereinen sollte. Sie kamen auch alle zu der Feier, da man wußte, daß Karl III. anwesend sein werde.

Wohl fünfhundert Gäste rollten in blumengeschmückten Karossen mit den Bändern in den Farben des französischen Kaiserreichs und des Fürstentums Monaco dem Kasino zu, an dessen Pforte sie von Herrn Daval, den Spitzen des Fürstentums und den Mitgliedern der Spielverwaltung empfangen und in die Räume geleitet wurden, in denen ihrer die wahrhaft

königlich ausgestatteten Tafeln warteten. Prächtige Kronleuchter hingen von der Decke herab, Fahnen aller Länder von den Wänden. Die Säle waren in einen tropischen Garten umgewandelt, in dem in goldbetreßten Livreen die Dienerschaft leisen Schrittes umherhuschte. Es war ein Anblick für Götter — zur Eröffnung eines Spielunternehmens! Fürst Karl III. bildete den Mittelpunkt des Festes. Feurige Reden feierten ihn als den Schirmherrn, als den Förderer des Wohlstandes und des Glücks seines Landes. Der Fürst schwieg! Aber verständnisinnig drückte Son Altesse Zéronissimus Herrn Daval die Hand, als die Gläser perlenden Champagners beim Toaste auf das Blühen und Gedeihen des Unternehmens aneinanderklangen. Verständnisinnig toastete auch Herr Daval auf seine Gäste und deren Wohlwollen, für das seines Erachtens kaum ein glänzenderes Zeugnis zu erbringen gewesen wäre, als es in der Schar angesehener Persönlichkeiten zum Ausdruck gekommen sei, die zur Weihe des Kasinos herbeigeeilt waren.

Gespielt wurde an diesem Festtage nicht, aber, wie böse Zungen behaupteten, nur deshalb nicht, weil der Eindruck des glänzenden Festes bei allen denen nicht vermindert werden sollte, die als Teilnehmer des Festes berufen waren, den Ruhm des neuen Kasinos in das Land hinauszutragen. Der Erfolg aber blieb aus, den Daval sich von der stolzen Eröffnungsfeier versprochen hatte. Der rastlos kämpfende, nie ermüdende Daval erschöpfte sich in immer neuen unfruchtbaren Versuchen. Aber nicht ihm waren diese Mißerfolge zuzuschreiben, sondern allein dem Mangel an bequemen Verkehrsmitteln, an dem alle Geschäftsgewandheit scheitern mußte. In einem Krankenhause in Marseille endete Daval im Elend.

An seine Stelle trat die Gesellschaft Lefèbvre und Griois mit stiller Beteiligung des Herzogs von Valmy, eines Nach-

kommen des berühmten Marschalls von Frankreich. Sie verlegten im Jahre 1860 das Unternehmen in den Mittelpunkt der alten Stadt Monaco, ans Ende der Rue de Lorraine, in die Villa Garbarieri, allgemein als Maison du Général bekannt, weil das Haus bis zu dem im Jahre 1859 erfolgten Abzuge der sardinischen Besatzung von deren Befehlshaber bewohnt worden war. (Heute dient es als Waisenhaus.) In einer kleinen Säulenhalle im Garten wurde mittags und abends Musik gemacht; das Orchester, das aus drei Mitgliedern bestand und an dessen Spitze ein die Flöte blasender Kapellmeister stand, galt als große Sensation.

Einiges Leben war nur dann zu verspüren, schrieb Theodor von Beauville im Jahre 1861, wenn die Bank Feste veranstaltete, die ein eigenartiges Schauspiel boten. Von der Zollschranke unmittelbar am Kasino bis zum Hafen waren Pfähle mit Konsolen errichtet, auf denen hellbrennendes harziges Fichtenholz gleich Pechfackeln den Weg beleuchtete. Entlang dieser Beleuchtung fuhren nach dem Feste die Wagen, welche die Gäste nach dem Hafen zur Rückfahrt nach Nizza brachten.

In der Nähe des Spielsaals, schreibt Limousin, befand sich das Café du Soleil, in dem die Spieler, die nicht über den damaligen Mindestsatz von zwei Franks verfügten, diesen im Kartenspiel zu vervollständigen suchten. Damals gab es noch Spielmarken im Werte von zwei Franks in der Größe unseres Zweimarkstückes. Sie wurden in den Restaurants und Cafés anstelle baren Geldes gern in Zahlung genommen. Die Bank aber unterdrückte dieses Zahlungsmittel bald, als sie eines Tages wahrnahm, daß 300 000 Stück statt 200 000 umliefen. Ebenso unterdrückte sie die Auszahlung der Gewinne in Goldrollen, nachdem ihr wiederholt äußerst geschickt nachgeahmte Goldrollen angedreht worden waren.

Unter der Herrschaft der schnell wechselnden Unternehmer hatten die Angestellten viel Zeit und Muße. Sie vertrieben sich, wenn keine Spieler da waren, die Zeit mit Spaziergängen um das Kasino. Am Ufer stand ein Fernglas auf hohem Gestell, das gestattete, alle Vorgänge in weitem Umkreis zu überwachen und sich über die Natur der nahenden Fremden zu unterrichten, die für die Roulette etwa in Frage kommen konnten. Wurde eine Nasenspitze sichtbar, so wurde das Fernglas darauf gelenkt, und der Spaziergang fortgesetzt, wenn das Gesicht des Kommenden einen Eingeborenen verriet. Glaubte man aber einen Fremden zu erkennen, so nahm ein jeder sofort seinen Platz am grünen Tisch ein und erwartete eifrig die Ankunft des Gastes, der nicht selten fünf Minuten später an einem Kreuzweg verschwand!

Die Bank machte keine Geschäfte, die Croupiers verlebten faule Tage und kamen früh zu Bett. Damals war es hier noch Brauch, die Stadttore um Mitternacht zu schließen und den Torschluß durch Trommelwirbel kundzutun. Das war eine böse Sache für die Nachzügler. Wollten diese die Stadt verlassen oder betreten, so gab es nur zwei Mittel: entweder eine Kletterpartie über die Felsen zu unternehmen und dabei Kopf und Kragen und Hosen aufs Spiel zu setzen, oder mit dem gestrengen Torwächter eine Vereinbarung zu treffen.

* * *

Unter den geschilderten Umständen mußte sich die Angelegenheit des Kasinoneubaues, den der Fürst auf Grund des Vertrages fordern durfte, zu einer brennenden Frage entwickeln. Der Besitzer der Montagne des Speluges, des späteren Monte Carlo, war Graf Rey, der das weite Gebiet billig an die Gesellschaft abgetreten hatte.

Der erste Stein zu dem Bau wurde, wie Graf Beauville berichtet, am 13. Mai 1858 von dem damals zwölfjährigen Erbprinzen, jetzigen Fürsten Albert, gelegt. Aber der zunächst in bescheidenem Umfange unternommene Bau schritt nur langsam vorwärts, da die ständige Ebbe in der Kasse der Gesellschaft deren Arme fesselte und der Vollendung des Kasinos fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Drohungen, die Arbeit einzustellen, gehörten zur Tagesordnung. Im Jahre 1862, im Wonnemonat Mai, konnte endlich die feierliche Einweihung des bescheidenen Kasinos im Beisein des Fürsten Karl III., des jugendlichen Erbprinzen und unter Teilnahme der Notabeln des Fürstentums sowie der vornehmen Welt Nizzas und der weiteren Umgebung vor sich gehen.

Nur um das Land schnell zu bevölkern, wurde Grund und Boden allen unentgeltlich angeboten, die sich verpflichten wollten, Villen darauf zu bauen. Niemand aber griff zu. Man lehnte es ab, für nichts Land zu nehmen, das dreißig Jahre später nicht billiger als der Baugrund in den bevorzugtesten Lagen europäischer Millionenstädte zu kaufen war. Lefèbvre und Griois hatten sich durch den Bau inzwischen fast ruiniert. In dieser Lage suchten sie die Konzession abzutreten. Erfolglos bot man sie dem Spielpächter von Baden-Baden, Herrn Benazet, dem früheren Pächter der Spiele in Paris, an.

Ende 1862 befand sich François Blanc in Paris. Dieser gewandte Geschäftsmann hatte im Jahre 1841 die Spielbank von Homburg mit seinem Zwillingsbruder Louis Joseph Blanc, der sich später ins Privatleben zurückzog, begründet. Er hatte damit einen glänzenden Erfolg gehabt und seinem Unternehmen binnen 10 Jahren zu einem Weltruf verholfen. Schon längst hatte er in Anbetracht der wachsenden Abneigung gegen die Spielbanken in den deutschen Staaten seine Aufmerksamkeit auf das freie, unabhängige Fürstentum Monaco gerichtet.

Es kam ihm deshalb ganz gelegen, daß ein Freund Lefèbvres in dessen Auftrag gelegentlich seines Aufenthalts in Paris die Frage an ihn richtete, ob er nicht die exotische Spielkonzession erwerben wolle. Blanc wich diplomatisch aus und spielte den Gleichgültigen; obwohl in seinem Entschluß völlig klar, erwiderte er, daß er den Vorschlag erwägen, sich über den Fall unterrichten und sich dann erklären wolle.

Am 31. März 1863 erschien Blanc im Bureau der Gesellschaft Lefèbvre und Griois, wo sich die Szene abspielte, die Marie de Saint Germain zuerst erzählte und seitdem so oft wiederholt wurde: „Vous cherch:z à vendre votre concession," sagte Blanc, „je suis disposé à la prendre. Voilà mes conditions: Je viendrai à 3 heures et demie, car je dois repartir à 4 heures avec le vapeur et je tiens à avoir une solution avant de rentrer à Nice."

Man einigte sich auf 1 700 000 Franks. Herr de Payau, der Generalsekretär des Fürsten, wurde beauftragt, die Vereinbarung Karl dem Dritten zu unterbreiten und sich sofort in dessen Palais zu begeben. Er kehrte bald mit einer Zusage zurück; dem Fürsten war eine jährliche Abgabe von 1 250 000 Franks zugesprochen worden.

Verhandlungen über den Plan einer Bahnverbindung zwischen Nizza und Monte Carlo schwebten zwar. Für den Augenblick konnte indes nichts an der Tatsache ändern, daß nach Monaco nur auf einer langen Wagenfahrt über die Corniche mit dem Umwege über Cahé—Roquebrune oder mit Barken oder mit dem alten italienischen Dampfer Palmania zu gelangen war, der einst in der Blüte seiner Jahre den Verkehr zwischen Genua und San Remo unterhalten hatte.

Die sechsstündige Rückfahrt über die Felsenstraße war zwar interessant, aber sie kostete viel Geld, wenn nicht mehrere Fahrtteilnehmer den Fahrpreis des Wagens unter sich verteilen konnten. Auf dem Wasserwege gelangte man zum Preise von vier Franks für die Hin- und Rückfahrt auf alle Fälle billiger und einige Stunden schneller nach Monaco. Aber diese Verbindung war nur bei ruhigem Meer benutzbar, da der Kapitän mit seinem „Seelenverkäufer", der Palmania, sich bei Wellengang nicht auf das Meer hinaustraute.

Der Palmania folgte im Jahre 1866 der Dampfer Charles II., der seetüchtiger war. Er fuhr meistens gegen vier Uhr nachmittags mit durchschnittlich sechzig Personen aus Nizza ab und ging eine Stunde später in Condamine vor Anker, wo Barken die Fahrgäste an Land brachten. Wer dann nicht zu Fuße nach Monte-Carlo gehen wollte, konnte einen Omnibus oder Wagen benutzen.

Der Dampfer wartete meistens lange nach der amtlich auf 11 Uhr angesetzten Abfahrtszeit auf die Nachzügler und kehrte oft nochmals in den Hafen zurück, wenn atemlos der Ruf: „Eh! là-bas du bateau, attendez!" erscholl. Wer im Fürstentum übernachten wollte, blieb auf die beiden einzigen Ho els, das Hôtel de Paris und das Hôtel d'Angleterre (das an der Stelle sich erhob, wo jetzt die Post steht) angewiesen.

* * *

Am 2. April 1862 setzte die erfolgreiche Tätigkeit François Blancs ein, des Begründers der gegenwärtigen Dynastie. Er brachte die reichen Erfahrungen aus seiner mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit als Leiter der Spielbank von Homburg mit. Mit einem Aktienkapital von 15 Millionen, die in Aktien zu 500 Franks eingeteilt waren, begründete er die Société Anonyme des Bains de Mer et des Étrangers, ohne auch nur eine Aktie in fremden Besitz übergehen zu lassen. Das Spielunternehmen von Monte Carlo führt noch heute denselben Titel (S. B. M.)

Über den Beginn des Unternehmens schrieb in einem französischen Blatt unlängst ein in Mentone ansässiger Arzt: „Beim ersten Spatenstich für den Aufbau der Terrasse lernte ich den leitenden Unternehmer, den rühmlichst bekannten deutschen Gartenarchitekten Aensfeld kennen, der im Auftrage Blancs die Gartenanlagen ausführte und mir das künftige Bild von Monte Carlo und Condamine nebst den eigenen Entwürfen von François Blanc aufzeichnete. „Nichts könnte," schrieb er, „die reiche Begabung dieses Mannes besser beweisen als die Tatsache, daß Monte Carlo und Condamine — ein treues Abbild dieser Entwürfe — die Bewunderung und das Entzücken aller Fremden hervorrufen, die das Fürstentum besuchen."

Seinem Geschmack entsprach sein weiter Blick in allen wirtschaftlichen Fragen. So war er sich klar darüber, daß das Monte Carloer Unternehmen nur gedeihen könne, wenn an die Stelle der teuren und zeitraubenden Verkehrsmittel moderne Verkehrswege träten, die Monte Carlo mit den Küstenstationen und Großstädten direkt verbinden. Die staatlich geplante Bahnlinie Nizza—Mentone stellte eine geradlinige Verbindung zwischen Frankreich, dem Fürstentum und Italien her, doch war in dem Plan eine Station wohl für Monaco, aber nicht für Monte Carlo vorgesehen. Daher scheute Blanc weder Mühe noch große Geldopfer, um allen Gegenströmungen zum Trotz zu erreichen, daß die Geleise dieser Bahnlinie nicht ausschließlich durch Tunnel geleitet wurden, und daß vor allem ein Bahnhof unmittelbar unter dem Plateau errichtet werde, auf dem das Kasino seinen Platz gefunden hatte.

Und diesen Willen setzte er durch. Die Schaffung des Bahnhofs an der Stelle, an der er sich heute befindet, ist allein auf Blancs Eingreifen zurückzuführen. Er sorgte auch dafür, daß hier ein Fahrstuhl erbaut wurde, der die Fremden der Mühe überhob, erst noch die Terrassen beim Besuch der Spielsäle zu ersteigen.

Den Namen Monte Carlo erhielt der Montagne des Speluges erst durch einen fürstlichen Erlaß vom 1. Juni 1866, auf Blancs Betreiben. Ursprünglich war der Name Elysée Alberto zu Ehren des Erbprinzen Albert in Aussicht genommen.

Am 12. Oktober 1868 wurde die Bahnlinie Nizza—Mentone dem Verkehr übergeben. Damit brach eine neue Zeit für das Fürstentum an. Bereits am 8. Februar 1869 konnte Karl III. seinen Landeskindern durch einen Erlaß die freudige Mitteilung von der Aufhebung aller Abgaben machen. Die so Beglückten horchten hoch auf bei der Verkündigung des Erfolges der Brutarbeit der Henne auf dem Monte, die ihnen die goldenen Eier legte. Die Glanzzeit aber begann, als 1872 alle deutschen Spielbanken gesetzlich geschlossen wurden und Blanc mit seinem Stab nach Monte Carlo übersiedelte. Ein reges Leben entwickelte sich: das Kasino wurde neuhergestellt, neue Straßen und Plätze wurden angelegt, die meerumspülten Klippen und Felsgelände in Parkanlagen umgewandelt. Von der sonnigen Berghöhe verschwanden die Frauen und schlanken Mädchen, die auf den Köpfen mit großen Körben voller goldener Orangen und Zitronen, die Rechte in die Hüften gestützt, die Flur durchzogen hatten. Es erschien der Garçon im schwarzen Anzuge mit weißer Binde unter den Dienern in Uniform und Escarpins. Der Fürst umgab sich mit einem Hofe, schuf eine Regierung, einen General-Gouverneur, Ordonnanz-Offiziere, eine Ehrengarde und ernannte Repräsentanten an den Höfen fremder Mächte.

Man schlug sich um das Land, das noch der Landwirtschaft diente. Die Gärten wurden kleiner, die Oliven- und Zitronenhaine verschwanden, um prunkenden Villen, Hotels, Restaurants, Cafés, Magazinen Platz zu machen. Ein neues, vornehmes Stadtbild entstand, von der wilden Spekulation hervorgetrieben, die keinem der handeltreibenden Eingeborenen den Boden gönnte. Die Preise stiegen ins Ungemessene.

Wie gewaltig der Grund und Boden im Werte gestiegen ist, zeigt deutlich ein Preisvergleich. Vor Beginn der Aera Blanc wurde die Bodenfläche, auf der sich Monte Carlo erhebt, zum Preise von 100 Franks für den Acker an die Gesellschaft Lefèbvre und Grivis, die Bodenfläche, auf der sich das Geschäftsviertel und die elegante Villenstadt Condamine ausbreiten, für 63 000 Franks, das herrliche Kap Martin mit 20 000 Franks verkauft. Heute wird durchschnittlich das außerhalb der Wertzone liegende Land in Monaco mit 850 Franks, in Condamine mit 1200 Franks, in Monte Carlo mit 1800 Franks für die Quadratrute bezahlt, während sich für das innerhalb der Wertzone liegende Land, insbesondere am Kasino, Preise herausgebildet haben, die in Paris nur in den Champs Elysées, in Berlin nur in der Friedrichstraße wiederzufinden sind. Erst kürzlich wurde das in der Avenue de la Costa neben der Villa des Grafen Bertora liegende Villenland mit 600 000 Franks, die gegenüberliegende Parzelle mit 240 000 Franks bezahlt, obwohl diese beiden Stückchen Land nur Raum zur Erbauung kleiner Villen boten. Das in derselben Avenue belegene Hôtel de Russie, das vor 17 Jahren (1895) mit 250 000 Franks bezahlt wurde, bringt heute an Pacht 28 000 und an Ladenmiete 38 200 Franks, zusammen 66 200 Franks. Angestellte, die ihre Ersparnisse in Grund und Boden anlegten, wurden Millionäre. Einen empfindlichen Rückschlag erlitten die Immobilienwerte nur einmal im Jahre

1887, als ein Erdbeben an der Riviera eine gewaltige Panik hervorrief. Viele unter den Besitzern suchten damals ihren Besitz zu jedem Preise loszuschlagen; wer zugriff, konnte an einem Tage ungeheure Summen verdienen. —

Einen Einblick in den Reichtum der in Monaco ansässigen Fremden zeigt die hypothekarische Belastung des bebauten und unbebauten Bodens, dessen Wert nach der neuesten Veranlagung auf 227 Millionen gegenüber einer Hypothekenschuld von 30 Millionen veranschlagt wird.

Der Bebauung harren noch: 1 040 000 Quadratruten gegen 450 000 Quadratruten bebautes Land.

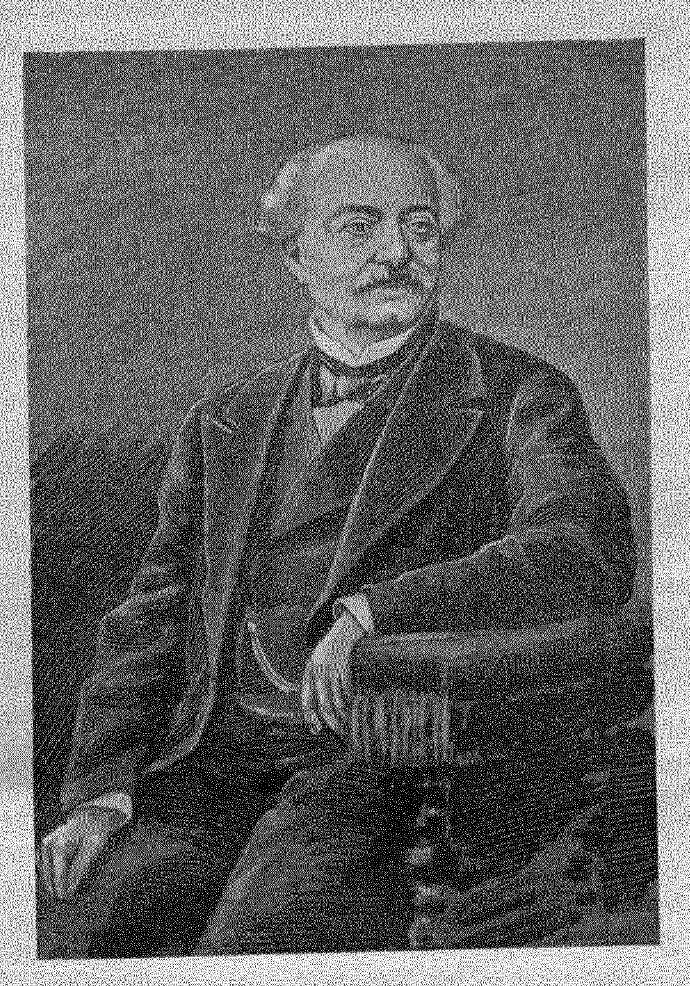
Während das Fürstentum keine Grund- und Gebäudesteuer kennt, hat die Regierung doch dafür gesorgt, daß die Spekulation im Lande sich nicht zu breit macht: es legt den Käufern Übergangsabgaben auf, die sich auf ungefähr 6 Prozent belaufen.

* * *

4.

Der alte Blanc.

Wer zu den Frühaufstehern gehörte, konnte täglich in den ersten Morgenstunden einen kleinen, breitschultrigen Herrn mit goldner Brille elastischen Schritts über die Place du Château dem Kasino zueilen sehen. Dieser alte Herr mit dem Auftreten des anspruchslosen, harmlosen Bourgeois, der kein Wasser trüben zu können schien, war François Blanc, der Schöpfer der schönsten Gärten von einem Ende der Riviera bis zum andern, der machtvolle Förderer des Wohlstandes und des Aufschwunges des Fürstentums, der geistvolle, nie ermüdende, zielbewußte Leiter der Spielbank von Monte Carlo.



François Blanc

Selbst seine erbittertsten Gegner müssen anerkennen, daß Blanc in allen Fragen seines Berufes eine Wirksamkeit entwickelte, die in ihren einzelnen Zügen wie im Gesamtbild den ebenso hervorragenden Finanzmann wie Organisator zeigte. Blanc hat das Hasardspiel zu einer Institution gemacht, diese trefflich organisiert und eine Verwaltung geschaffen, die als mustergültig anerkannt wird.

Aber nicht allein in diesen Fähigkeiten lag das Geheimnis der gewaltigen Erfolge des sturmbewegten Lebens dieses Mannes, der seinen Erben ein Vermögen von fast achtzig Millionen Franks hinterließ. Und sturmbewegt war Blancs Leben, denn nicht groß ist die Zahl von Menschen, auf die aus dem großen Blätterwalde aller Länder, aus den Kreisen einflußreicher Persönlichkeiten, die vergifteten Pfeile so schonungslos herniederhagelten wie auf den verhaßten Spielpächter der Bank von Monte Carlo. Doch alle Angriffe konnten ihm den Frieden des Schlafes nicht rauben. Das Geheimnis seiner Erfolge lag in der Großzügigkeit seiner Wirksamkeit, die, fern allen kleinlichen Erwägungen, unentwegt Zielen zustrebte, die Höhenluft atmeten. Seinen Ideen ebnete er die Wege, wie groß auch immer die Opfer zur Erreichung seiner Ziele sein mochten. Er streute Gold auf allen Wegen aus, die nicht eben schienen, Gold, immer wieder Gold, um Gold in breiten Strömen in die Kanäle der Bank zu leiten. Nur an die Allmacht des Goldes glaubte er. Sein „Pot de vin“, wie er selbst sagte, war der geheimnisvolle Schlüssel, der ihm die Herzen auch der Widerspenstigsten öffnete, der „Reptilienfonds“, den er schuf, der Ausgangspunkt des Gedeihens Monte Carlos.

Blanc zeichnete sich auch durch großzügige Freigebigkeit in allen Notfällen aus. Nichts war ihm widerwärtiger und fiel ihm mehr auf die Nerven als der Anblick des Elends und

ärmlicher Verhältnisse. Doch ging seine Freigebigkeit niemals so weit, daß er, wie fälschlich behauptet wird, zur Vollendung des Baues der Pariser Oper die fehlenden 5 Millionen Franks spendete. Es ist einwandsfrei nachgewiesen, daß Blanc der französischen Regierung unter Staatsgarantie 4 900 000 Franks gegen 6 Prozent Zinsen borgte.

Die Abendstunde verbrachte Blanc gern im Kreise guter Freunde und Bekannter, die der Erzählung heiterer und interessanter Episoden aus seinem bewegten Leben lauschten. Blanc betonte hierbei immer gern, daß er als Zwillingssohn eines kleinen, unbemittelten Steuereinnehmers in dem Örtchen Courthizon im französischen Departement Vaucluse (12. Dezember 1806) geboren, daß Vaters Freunde, der Strumpfwirker François Tavernier und der Schuhmacher Antoine Ducloux, seine Paten waren, daß er sich zu einem wohlhabenden Bankier in Bordeaux hinaufgearbeitet und dann die Spielbank von Homburg (1841) gepachtet habe. Über die Verluste und Gewinne der Spieler habe er weder Freude noch Bedauern empfunden. Der Betrieb an der Spielbank sei ihm nie anders erschienen als die staatlich konzessionierten Ultimogeschäfte an der Börse, auch in Ansehung der Höhe der Provision, denn das Spielen an den grünen Tischen belastete — sagte er, der Patriarch! — das Einzelgeschäft zwischen Bank und Spieler kaum nennenswert höher als die Spesen an Provision, Courtage und Stempel betragen, denen die Einzeltransaktionen der Ultimogeschäfte an der Börse unterworfen sind. Nie sei von ihm ein Kunde um einen Sou betrogen, alle Differenzen seien sofort bar ausgezahlt worden. Von den Bankiers lasse sich dies nicht immer behaupten.

Père Blanc, wie er allgemein genannt wurde, spielte selbst grundsätzlich niemals! Nur einmal nahm er am grünen Tische

Platz, um, ärgerlich über einen Verlust, einen Tausendfrankschein, den er auf dem Wege nach dem Kasino verloren hatte, zurückzuerobern. Hierbei operierte er mit kleinen und großen Einsätzen, ohne und mit Progression, ohne und mit System, auf einfache Chancen und Nummern, — um mit einem Verlust von 20 000 Franks seine Versuche abzuschließen. Doch Blanc verließ befriedigt seinen Sitz, denn höher als seinen Verlust schätzte er das Bewußtsein, daß selbst der Teufel der Spielbank nichts anhaben könne, so fest ständen deren Kolonnen! Prägte er doch aus diesem Gefühle heraus das Wort: „Rouge gagne souvent, Noir gagne quelquefois, mais c'est Blanc qui gagne toujours."

Nachrichten von großen Gewinnen, vom Glücke begünstigter Spieler konnten den alten Blanc niemals beunruhigen, weil er wußte, daß alle Gewinne nur Darlehen sind, die die Spieler mit hohen Zinsen zurückzahlen. Er pflegte bei solchen Mitteilungen auch nur zu sagen: „Ça ne fait rien, ils reviendront demain!" Als ihm einst mitgeteilt wurde, daß ein Grieche mit dem Gewinne vieler Millionen abgereist sei, fragte Blanc gelassen: „Aber tot ist er doch nicht? Na, dann wird er später wiederkommen, wenn er nicht morgen wiederkommt."

Ihm war es auch gleich, ob der Spieler mit großen Summen oder mit geistvoll durchdachtem System gegen die Bank vorging, denn schließlich ist es, wie er sagte, nebensächlich, ob der Bank nach dieser oder jener Spielart das Geld des Spielenden zufließt. Gewisse Unterschiede mußte er aber doch wohl machen, denn es läßt sich nachweisen, daß er eines Tages, wenn auch nur humoristisch, zu seinen Croupiers sagte: „Merken Sie sich, meine Herren, ein für allemal, es muß dafür gesorgt werden, daß ein Serienspieler beim Trente-et-Quarante einen bequemen Sitz erhält, dem Progressionsspieler aber ein Fauteuil angeboten wird."

Als dem alten Blanc ein in Nizza ansässiger Italiener gezeigt wurde, der seit Jahren von seinem Spielgewinne lebe, klopfte er seinem Begleiter auf die Schulter und sagte schmunzelnd: „Wenn Sie mir einen Spieler nachweisen können, der während eines Jahres täglich auch nur ein Fünffrankstück gewinnt, dann zahle ich Ihnen eine halbe Million Franks und schließe am nächsten Tage die Bank." Inwieweit diese Aussprüche zutreffen, wird noch erörtert werden. —

* * *

5.

Fürstliche Schwiegersöhne.

Blanc hatte das Glück, in seiner Frau, in deren Schwager Wagatha und in dem Grafen Antoine Bertora ungemein geschäftsgewandte Mitarbeiter zu besitzen.

Frau Blanc,

eine echte Deutsche voller Schwärmerei für alles, was jenseits der dunklen Wälder lebte und webte, war das Kind kleiner Leute, die Tochter von Kaspar Henzel und Katharine Stemler in dem kleinen Örtchen Friedrichsdorf bei Homburg, in dem sie am 23. September 1833 geboren wurde. Blanc lernte sie in dienender Stellung in einem Wirtshause bei Homburg kennen und heiratete sie am 20. Juni 1854 in Paris.

Er weihte sie in alle seine Pläne und Entwürfe ein und hörte gern auf ihre Stimme, da er sich oft genug überzeugen konnte, wie klar und sicher sie das Schwarze in der Scheibe traf. In den Geschäftsräumen ihres Mannes wie in den Spielsälen und Gärten entwickelte sie eine lebhafte Tätigkeit. Als ihr Reich galt aber die Unterhaltung der Fremden: die Wahl

der Künstler für die Oper und die Opéra Comique, das Schauspiel und die Konzerte, die Vorbereitung für Bälle, Blumenschlachten und Illuminationen.

Aus anderm Holze war der Dritte im Bunde,

Graf Bertora,

geschnitzt. Er war, obwohl aus einem kleinen bürgerlichen Hause hervorgegangen, Weltmann — glatt und schmiegsam wie ein Aal, seine Umgangsformen wie die des Hofmanns auf Licht und Farbe abgetönt.

Blancs Vertrauen wandte sich Bertora, der damals in einer untergeordneten Stellung in einem Postbureau in der Avenue de la Grande Armée in Paris tätig war, zu, als es nötig wurde, den Kaiser Napoleon zur Nachsicht gegen sein Spielunternehmen zu bestimmen. Bertora fand Fühlung mit dem Grafen Felix Bacchiochi, der beim Kaiser in hoher Gunst stand und ihn alsbald als Sekretär in den Tuilerien beschäftigte. Nachdem Bertora diese Anstellung erreicht, entwickelte sich das Schachspiel, wie die beiden Bundesgenossen es sich ausgedacht hatten. Blanc wurde von Bertora dem Grafen Bacchiochi vorgestellt, der Napoleon dann erfolgreich dahin beeinflußte, daß er über Monte Carloer Skandale ein Auge zudrückte.

Später verwandelte sich der kleine Postbeamte aus der Avenue de la Grande Armée, der Schrittmacher Blancs, in den römischen Grafen Bertora.

Die Familie Blanc zählte bald zu den Krösussen dieser Erde. Die steten Gewinne aus dem Spielbetriebe waren zu einem Riesenvermögen herangewachsen.

Wer den Charakter der Frau Blanc kannte, wußte, daß sie keinen brennenderen Wunsch hatte als dem Reichtum ihrer Familie durch die Verbindung mit dem Namen einer hoch-



Frau François Blanc

aristokratischen Familie eine glänzende Fassung zu geben — so ganz nach den Beispielen der Welt, die den in kleinen Verhältnissen unter bürgerlichen Namen erworbenen Reichtum nur zu gern mit einem tönenden Titel zu vermählen sucht.

Man kannte auch die Tochter der Frau Blanc, Louise, die in dem Goldfischteich herumschwamm und allerorts als ein liebes Geschöpf geschildert wurde. Zahllos waren die Netze, die vergeblich nach dem Goldfisch ausgeworfen wurden, zahllos die Sprößlinge alter, älterer und sehr alter Geschlechter, die Frau Blancs brennenden Wunsch stillen wollten, da ja niemals ein Mangel an Aristokraten war, die ihr altes Wappen dringend mal wieder vergolden müssen und nicht immer peinlich nach des Blattgolds Herkunft fragen. Doch bald nahte im langen Zuge der Bewerber auch der Auserlesene — der Prinz, der das in der Dornhecke schlummernde Röschen wecken sollte.

Zu dieser Zeit wohnte in einem kleinen Hotel in Louvain, in der belgischen Provinz Brabant, ein vornehmer Fremder. Dieser Fremde war

Constantin Marie Prinz Radziwill, Herzog von Olika, Nieswicz, Dubinke und Birze, dessen Stammbaum auf eines der ältesten und ausgezeichnetsten polnischen Fürstengeschlechter und weiter bis auf Hosticus zurückgeführt werden konnte, der im Jahre 1447 starb.

Prinz Radziwill eilte auf einen verständnisvollen Wink seines Freundes, des Prinzen Benjamin de Rohan, und einer hohen Aristokratin, die Frau Blancs Marotte kannte, nach Paris. Prinz Rohan und der Herzog von Decazes, der Minister des Auswärtigen, traten in Tätigkeit, und Constantin und Louise entdeckten ihr Herz!

Das Hochzeitsfest vereinte eine glänzende Gesellschaft. Am 27. März 1876 erwachte Louise Blanc als Prinzessin von Radzi-



Prinz Constantin Radziwill

will und Frau Blanc als Schwiegermutter des Prinzen von Radziwill.

Der Präsident der französischen Republik, Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, empfing das junge Paar zu seinen Festen im Palais des Champs-Elysées.

Als Prinz Radziwill heiratete, war er 26 Jahre (geb. 19. Juli 1850 in Poloneczka), Louise Blanc 22 Jahre alt (geb. 21. November 1854). Aus dieser Ehe sind zwei Kinder:

Louise, geb. 9. Januar 1877 und
Léon, geb. 6. September 1880

hervorgegangen.

Der alte Blanc hatte den Aufstieg seiner Tochter nicht lange überlebt. Im Alter von 71 Jahren starb er am 27. Juli 1877 in Loueche in der französischen Schweiz, wohin er sich zurückgezogen hatte, um Linderung von den Qualen asthmatischer Anfälle zu suchen. In der Kirche Saint-Roche, in der Prinz Radziwill und Louise vor den Altar getreten waren, wurde fünfzehn Monate später die Trauermesse für ihn gelesen.

François Blanc hinterließ bei seinem Ableben 5 Kinder:

Camille, geb. 1846,
Louise, geb. 1854,
Edmond, geb. 1856,
Marie, geb. 1856.
Charles, geb. 1848, starb im Jahre 1884 in Neapel.

Ganz im Gegensatz zu Camille, dem späteren Aufsichtsratspräsidenten der Spielbank, hat Edmond sein Glück stets abseits des Feldes der Tätigkeit seines Vaters gesucht. Als Bürgermeister von La Celle-Saint Cloud wie als Abgeordneter ist er in Frankreich eine bekannte Persönlichkeit geworden. Sein Rennstall ist berühmt. Nicht weniger als sechsmal errang er allein in den Rennen von Longchamps den Grand



Louise Blanc, Prinzessin Constantin Radziwill

Prix von Paris. Seit dem 9. Januar 1890 ist er mit der Schauspielerin Héloise Marot verheiratet. Mit einer früheren Schauspielerin führt auch Camille ein glückliches, wenn auch kinderloses Familienleben. Camilles Gattin gilt als eine heitere Natur; sie entwickelt großen Geschmack für ihre Toilette; sie liebt das Spiel und weidet gern auf dieser „grünen Wiese", sobald sie einen freien Augenblick erhaschen kann.

Frau Blanc zählte 44 Jahre, als ihr als alleiniger Erbin das große Vermögen ihres Gatten zufiel. Sie führte das Spielunternehmen mit großer Geschäftsgewandtheit unter dem Beistand des Grafen Bertora, als Präsidenten des Aufsichtsrats der Bank, und ihres Schwagers Heinrich Wagatha als Generaldirektor fort. Sie erweiterte das Kasino, ließ den Festsaal in ein Opernhaus umbauen (eröffnet am 25. Januar 1879) und das bekannte Atrium nach Plänen von Charles Garnier, dem Schöpfer der Großen Oper in Paris, erbauen. In der Avenue de Monte Carlo bewohnte sie einen prunkvollen Palast auf dem Gelände, auf dem sich heut ein Anbau des Hôtel de Paris befindet. Neben diesem Palast hatte sie auch in Paris in der Rue Rivoli 194 eine komfortable Wohnung. Gern stürzte sie sich in den Strudel der Vergnügungen der französischen Hauptstadt; die glanzvollen Feste, die sie veranstaltete, brachten sie in aller Mund.

Der schöne Antoine, wie Graf Bertora allgemein genannt wurde, spielte den Zeremonienmeister, machte den Gästen die Honneurs, ließ sie vor Madame Blanc, ihren Töchtern und dem Prinzen Radziwill, die auf erhöhten Sitzen thronten, defilieren und sorgte dafür, daß der Feste glänzender Verlauf durch die Presse den hochaufhorchenden Parisern in allen Einzelheiten verkündet und die Namen aller hervorragenden Persönlichkeiten gewissenhaft verzeichnet wurden, die daran teilgenommen hatten.

Nun bildete

Marie,

die noch unvermählte Tochter der Frau Blanc, das erstrebenswerte Ziel zahlloser Freier, aber alle rangen bei diesen festlichen Zusammenkünften vergeblich um die Palme, weil die Mama, kühn gemacht durch den ersten Erfolg, ehrgeizig den Plan verfolgte, fürstliches Blut aus der kaiserlichen Familie mit dem des Hauses Blanc zu vermischen. Hätte sie selbst nicht die Gattin eines Fürsten sein können, wenn sie nicht die Hand des Fürsten Benjamin Rohan, nicht etwa eines Fürsten Rohan-Cherbot — wenn ich bitten darf —, sondern eines ganz unverfälschten Sprossen aus dem Hause der Rohan-Rochefort-Gérémene, abgelehnt hätte, allerdings nur deshalb, weil er als elender Lump doch allzu anrüchig war. Daß Rohan in der Liste der anständigen Menschen gestrichen, das ändere, sagte sich befriedigt Frau Blanc, doch nichts an der Tatsache, daß ein Antrag von dem Abkömmling eines der edelsten Geschlechter vorgelegen hat. Gleich diesem und zahllosen anderen Anträgen, hatte sie auch den Antrag des Grafen Bertora zurückgewiesen, der alle Künste springen ließ, um das Herz der millionenreichen Erbin des Spielpächters von Monte Carlo zu erweichen.

Einen andern Klang wie alle Namen ihrer Freier, barg doch schon der Name Radziwill in sich. Hatte sie zuwege gebracht, das Geschlecht der Radziwill mit dem der Blanc zu verbinden, warum sollte es nicht glücken, in die Ahnentafel der Familie Blanc den ruhmreichen und noch viel klangvolleren Namen des großen Korsen Napoléon Bonaparte eintragen zu lassen, des Mannes, der einst Könige einsetzte und absetzte, dessen Name ganz Europa erzittern ließ?

Marie war Frau Blancs Paradepferd. Sie hatte eine vorzügliche Erziehung genossen und wußte durch ihre bestrickende,

natürliche Liebenswürdigkeit, ihren unvergleichlichen Reiz alle Herzen zu erobern und selbst die widerstrebendsten Elemente zu entwaffnen. Auf dem glatten Parkett der Höfe mußte sie eine Figur abgeben, die dem Ganzen zur Zierde gereichte. Warum sollte sie nicht zu einer höheren Sphäre emporsteigen?

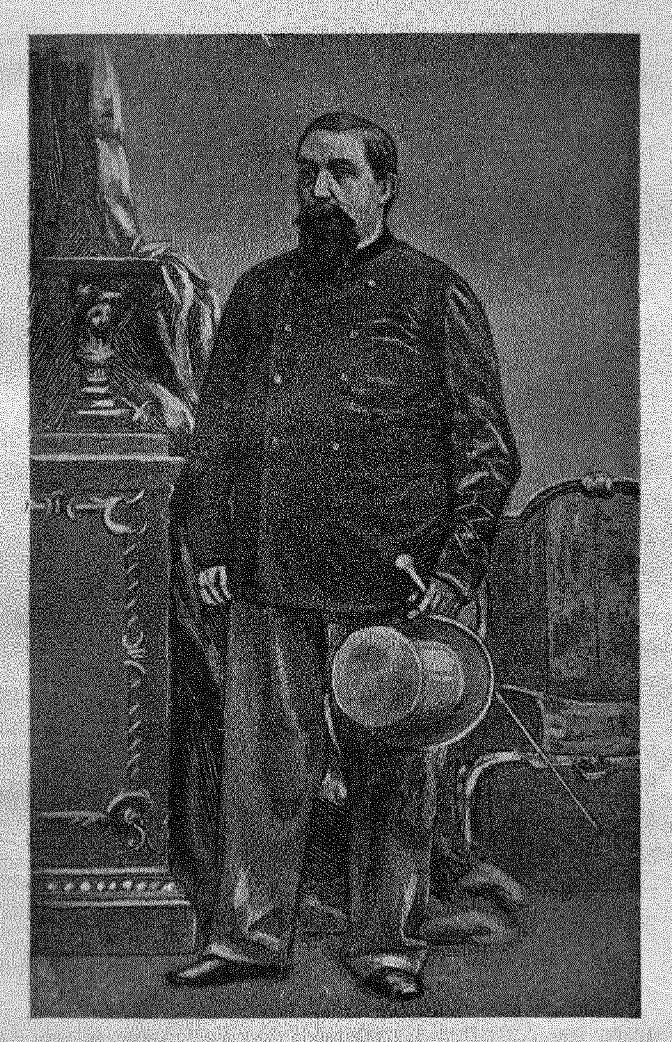
Graf Bertoras Aufgabe war es, dezent den Weg zur Höhe zu ebnen, die Frau Blanc als letztes Ideal vorschwebte. Eine Aristokratin mußte der Prinzessin Pierre Napoléon Bonaparte den Grafen Bertora vorstellen, um die Prinzessin und Frau Blanc miteinander zusammenzubringen. Weshalb? Nun, die Prinzessin hatte einen Sohn, in dessen Adern das Blut des großen Korsen und des Kaisers floß, der Frankreich eben beherrschte. Der junge Prinz

Roland Napoléon Bonaparte

(geb. 19. Mai 1858) war eben erst über die Schwelle der Militärschule von Saint-Cyr zum Leutnant im 36. Linien-Regiment in Falaix aufgerückt.

Frau Blanc kannte die Lebensgeschichte Napoléons des Ersten genau und wußte, daß auch dieser große Mann mit seinen Verwandten scheußliches Pech gehabt hat, daß sie ihn und sich blamiert hatten, so gut sie konnten. Von derselben Art war, wie ihr ebenfalls wohl bekannt war, Rolands Vater.

Das Blut, das durch des jungen Prinzen Adern floß, war mit der Zeit durch Vermischung mit bürgerlichem Blute so stark verpöbelt worden, daß nicht viel mehr von dem Blute des großen Korsen übrig geblieben sein konnte. In dieser Erkenntnis hielt es Napoléon III. für angezeigt, diesen elenden Zweig des Hauses vom Anspruch auf den Titel „Kaiserliche Hoheit" auszuschließen und ihm an dessen Stelle nur die Bezeichnung „Hoheit" zuzugestehen.



Prinz Peter Bonaparte

Ja,

Prinz Peter Napoléon Bonaparte, Rolands Vater (in Rom am 11. Oktober 1815 geboren als vierter Sohn Lucian Bonapartes, des Bruders Napoléon des Ersten) war ein böser Bruder, der den Napoléons zu denken gab. Ein abenteuerliches Leben, die Teilnahme am Aufstande in der Romagna, mehrere Mordtaten kennzeichneten seine traurige Vergangenheit. Bald lebte er in der Schweiz, bald auf Korsika, bald in Paris, bald in England, getrieben von Ort zu Ort ohne Rast und Ruh!

Am 22. März 1853 heiratete er gar Justine Eléonore Ruffin, die am 2. Juli 1832 geborene Tochter eines Bleigießers, der mit seiner Ehefrau, einer geborenen Lucard aus Nancy, als Portier in einem Hause der Rue de Chaillot in Paris angestellt war — er hatte sie geheiratet, um die aus dem Verhältnis hervorgegangenen beiden Kinder zu legitimieren. Eines dieser beiden Kinder war eben Prinz Roland, die einstige Justine Ruffin aber die Prinzessin Pierre Napoléon Bonaparte, die eben als Mutter Rolands der Frau Blanc vorgestellt worden war. War dieses Ehebündnis schon Grund genug, das Mißfallen des Kaiserlichen Hofes zu erregen, so mußte Prinz Peters letzte Gewalttat, die meuchlerische Ermordung des Schriftstellers Jvan Salmon, unter dem Pseudonym Pierre Noir bekannt, ihn für immer unmöglich machen, — der feige Mord, der die tiefste Erregung in der französischen Bevölkerung hervorrief und zu wilden öffentlichen Kungebungen der Gegner seines Vetters Napoléon III. führte.

Ein gehässiger Artikel, den der Advokat Louis Thomassi in Bastia auf Korsika im Januar 1870 in dem Blatte „la Revanche" gegen das Andenken Napoléons I. gerichtet hatte, bildete den Ausgangspunkt der feigen Tat. Prinz Peter, der sich alsbald

zum Rächer der beschmutzten Ehre der Napoléoniden aufwarf, erwiderte in einem Briefe, der an eine Zeitung in Bastia ge-



Prinzessin Peter Bonaparte

richtet war, daß Thomassi wie seine Helfershelfer gemeine Schnorrer, Verräter, ruchlose Buben wären, denen die wahren

Korsen schon längst die Kaldaunen aus dem Leibe gerissen hätten, wenn man sie nicht zurückgehalten hätte. Paschal Grousset, der Pariser Korrespondent der Revanche, äußerte sich über diesen Brief in der von Rochefort geleiteten „Marseillaise“ in Ausdrücken, die dem Prinzen schwer auf die Nerven fielen. In dieser Stimmung schrieb er an Rochefort, er sei der fortgesetzten Angriffe überdrüssig und verlange, daß dieser sich ihm vor die Pistole stelle.

Rochefort wählte Millière und Arthur Arnould als Zeugen. Zunächst sandte Grousset, um seine Sache zu erledigen, seine beiden Freunde Victor Noir und Ulric de Fonvielle zum Prinzen Peter. Am 10. Januar 1870 fuhren diese in einem Wagen vor dem Landhaus des Prinzen in Auteuil vor. Prinz Peter betrat nach fünf Minuten blaß und in gereizter Stimmung den Salon, wo ihn nach der Meldung seines Kammerdieners die beiden erwarteten. Fonvielle nahm das Wort. „Wir kommen,“ sagte er, „im Auftrage des Herrn Grousset, der uns diesen Brief für Sie übergeben hat.“ „Sie kommen also nicht im Auftrage des Herrn Rochefort?“ erwiderte der Prinz. „Nein,“ entgegnete Fonvielle, „das ist eine Angelegenheit für sich.“ — „So,“ erwiderte der Prinz, „ich schlage mich aber nicht mit vorgeschobenen Personen! Ich schlage mich nur mit Rochefort! Seinem Lumpenpack antworte ich nicht! Sind Sie solidarisch mit diesem Lumpenpack?“ — „Wir sind solidarisch mit unseren Freunden,“ erwiderte Noir. — Das waren die letzten Worte Noirs. Kaum waren sie gesprochen, so stürzte sich der Prinz in der höchsten Wut auf Noir, ergriff ihn bei den Schultern, riß aus der Schublade seines Schreibtisches einen Revolver und feuerte ihn auf Noirs Brust ab. Dieser brach zusammen, erhob sich aber wieder, sah eine Tür offen und schleppte sich auf die Straße.

Der Vorgang hatte sich so schnell abgespielt, daß Noirs Freunde keine Hilfe leisten konnten. Der Prinz legte noch einmal an, eine Kugel streifte den Überrock von Fonvielle, der kaum Zeit fand, die Tür zu erreichen, um einer zweiten Kugel zu entgehen. Auf der Straße fand er Noir, die Brust blutbefleckt, mit dem Tode ringend, auf dem Bürgersteig. Victor Noir starb im 22. Lebensjahr kurz vor dem Tage, an dem seine Hochzeit stattfinden sollte.

In Paris rief der Vorgang eine gewaltige Aufregung hervor. Der öffentlichen Meinung mußte Rechnung getragen werden: ein Haftbefehl wurde gegen den Prinzen erlassen, der sich an demselben Abend dem Gericht stellte. Die Arbeiter gaben öffentlich ihrer Erbitterung Ausdruck.

Am 12. Januar fand bei starkem Frostwetter das Leichenbegängnis statt. 30 000 Menschen hatten sich in Neuilly versammelt. „Rochefort ist da!“ ertönte es aus der Menge. Rocheforts Volkstümlichkeit war damals außerordentlich groß. Die von ihm geleitete täglich erscheinende republikanische Zeitung „La Marseillaise“ war das hauptsächlichste Organ der unversöhnlichen Opposition. Außerdem hatte Rochefort eben durch seine unter dem Titel „La Lanterne“ veröffentlichten scharfen Flugschriften dem Kaiserreiche schwere Schläge versetzt. Die erregte Menge wollte nach Paris marschieren. Die Regierung hatte aber für diesen Fall außerordentliche Maßnahmen getroffen. Rochefort riet darum ab, indem er ein solches Vorgehen als Selbstmord bezeichnete. Und der Zug setzte sich nach dem Kirchhofe von Neuilly in Bewegung, ruhig und würdig des großen Ereignisses.

Rochefort wurde wegen seines Angriffs gegen die kaiserliche Familie in der „Marseillaise“ und wegen seines Auftretens beim Begräbnis Victor Noirs angeklagt und zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt.

Vor dem zu Tours zusammengerufenen Staatsgerichtshof behauptete Prinz Peter gegenüber der allgemein als wahr erachteten Darstellung Fonvielles, daß Victor Noir die Hand gegen ihn erhoben und er bei Begehung seiner Tat sich daher im Stande der berechtigten Notwehr befunden habe. Prinz Peter erreichte, daß er nach einer sechstägigen Verhandlung freigesprochen wurde.

Nur wenige Monate sollten das Kaiserreich und die Dynastie Bonaparte dieses Urteil überleben.

Peter siedelte nach London über, wo seine Gattin in der New Bond Street 91 einen Laden für Damenkonfektion eröffnete, dessen Schild die gewiß eigenartige und bemerkenswerte Inschrift trug: „Princesse Pierre Bonaparte, marchande de confections pour dames." Das Unternehmen schlug fehl, das Schild zog nicht, das Geschäft wollte nicht gedeihen. Sie kehrte nach Paris zurück und bezog dort eine bescheidene Wohnung zum monatlichen Mietspreise von 40 Franks in der Rue du Bac 87, gegenüber dem Institut Hortus, in dem ihr Sohn Roland wohnte und (dank der Unterstützung der Prinzessin Mathilde und des Prinzen Jerôme Napoléon) seinen Studien oblag. Prinz Peter hielt sich inzwischen in Belgien auf.

Frau Blanc kannte diese Vorgänge, die verschlungenen Lebenspfade des wilden Peter und seiner Familienmitglieder. Aber sie war weltklug genug zu wissen, daß bei fleißiger Forschung in allen Kreisen und Familien, bei Arm und Reich, bei Hoch und Niedrig, in Hütten und Palästen sorgsam verkapselte Schönheitsfehler aufzudecken sind — genau wie in ihrer Familie, deren Namen durch die Verknüpfung mit klangvollen Titeln zu wechseln sie ja zu eifrig bemüht war.

Wie Musik aus höheren Sphären klang der Name Prinz Roland Napoléon Bonaparte — Bonaparte, ein wirklicher

Bonaparte! — an ihr Ohr. Dieser Name, dieser Titel und die schöne Leutnantsuniform setzten ihre Nerven in himmlische Schwingungen.



Prinz Roland Bonaparte

Und Marie und Roland gefielen sich! Einige Monate nach der ersten Begegnung war Frau Blancs sehnsüchtigster Wunsch erfüllt — Marie Blanc zeichnete: Marie Prinzessin Napoléon

Bonaparte. Am 6. November 1880 traten sie an den Altar. Als Trauzeugen fungierten der Minister Duruy und der schöne Antoine. — Das Glück der Ehe währte nicht lange. Marie starb am 1. August 1882, nachdem sie einer Prinzessin — nach ihr Marie genannt — das Leben geschenkt hatte. Rolands Schwester, die am 28. Juli 1861 geborene Prinzessin Jeanne, konnte dank der brüderlichen Fürsorge am 22. März 1882 den Marquis Christian von Villeneuve-Esclapon, Abgeordneten von Korsika, heiraten und die Rolle einer vornehmen Dame in der Pariser Gesellschaft spielen.

Prinz Roland Bonaparte lebt seit mehr als zwanzig Jahren in Paris, wo er einen der herrlichsten Paläste in der Avenue d'Jena bewohnt. Er ist Privatgelehrter, seitdem am 22. Juni 1886 das französische Parlament alle Mitglieder der Familien, die Frankreich einst beherrscht haben, aus Heer und Marine ausgeschlossen und diese Bestimmung sofort auf ihn angewandt hat. Seine Forschungsreisen im Nordpolbereich wie seine wissenschaftlichen Arbeiten auf vielen Gebieten haben den Prinzen Roland vorteilhaft bekannt gemacht und ihm den gestickten Palmenfrack der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften eingetragen. In dieser Eigenschaft vertrat er neuerdings Frankreich auf dem Kälte-Kongreß in Wien, wurde vom Kaiser Franz Joseph empfangen und auf seinen weiteren Reisen in Rumänien und in der Türkei vom König und vom Sultan gefeiert. Die Bibliothek, die Prinz Roland in seinem Palast zusammengebracht hat, umfaßt 150 000 Bände und ist eine der größten und wertvollsten Privatsammlungen. Sein Palast gleicht einem Museum von Erinnerungen aus der Zeit seines ruhmreichen Großoheims, dessen märchenhafter Lebenslauf sich hier auf Schritt und Tritt in Schlachtenbildern, Kunstdrucken, Druckschriften, Urkunden, Waffen, Ordensauszeichnungen usw. spiegelt. Auch an Merkwürdig-

keiten aus der Revolutionszeit fehlt es nicht — bis herab zu der Badewanne, in der einst der wilde Marat durch einen Dolchstoß Charlotte Cordays den Tod fand; die Leiche erhielt zunächst



Marie Blanc, Prinzessin Roland Bonaparte

ein Grab im Garten der Cordeliers, aus dem sie auf Beschluß des Konvents ins Pantheon übergeführt wurde, um aus diesem sehr bald wieder hinausgeworfen zu werden.

Prinz Roland geht allen festlichen Veranstaltungen aus dem Wege, er ist selten in Theatern und in Salons zu sehen, noch für die großen politischen Tagesfragen zu interessieren. Ihm genügt der Ruhmesschein, der aus den weltenstürmenden Taten des großen Kaisers auf den Namen seiner Nachfahren sich niedersenkt.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte der Familie Blanc wird immer die Vermählung Marie Blancs mit dem Prinzen Roland Bonaparte um deswillen bleiben, weil sich aus diesem Hause Prinz Georg, der zweite Sohn des Königs von Griechenland, seine Frau, die schon genannte junge Prinzessin Marie Bonaparte, geholt und diese Ehe die Familie Blanc mit fast allen gekrönten Häuptern Europas in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis gebracht hat. Als Gemahlin des Prinzen Georg von Griechenland ist Prinzessin Marie die Schwiegertochter des Königs der Hellenen, die Base der verwitweten Kaiserin von Rußland, die Nichte des Königs Eduard von England, des Königs von Dänemark, die Cousine des Kaisers von Rußland, des Königs von Norwegen, die Schwägerin der Kronprinzessin Sophie von Griechenland: der Schwester des Deutschen Kaisers.

Die Franzosen rühmen Mariens Güte, ihre Grazie, ihr goldenes Herz, feiern sie als das Ideal einer jungen Frau. Sie rühmen ihre Schönheit, ihre hübsche Figur und ihren einfachen, tadellosen Geschmack bei der Wahl der Toiletten, ihre schöne Stimme und ihr musikalisches Verständnis, ihre tiefe Bildung auf allen Gebieten, das Talent, das sie in der Beherrschung von fünf lebenden Sprachen offenbart und — last, not least! — das große Vermögen von dreißig Millionen, das sie ihrem Bewerber mit in die Ehe brachte. Im November 1907 konnte Tout Paris im Hôtel des Modes alle Herrlichkeiten der königlichen Brautausstattung bewundern, mit dem Prinzessin

Marie ihrem Freier in das fürstliche Schloß am saronischen Golf folgen sollte. Sie hat die höchste Staffel erstiegen. Ihre Holdseligkeit und ihre Schätze genügten, ihr die goldene Brücke von Monte Carlo nach Athen in ein regierendes Fürstenhaus zu bauen.

Frau Blanc starb am 25. Juli 1881 in Moûtiers in Savoyen, erst 49 Jahre alt, kurz nach der Vermählung ihrer Tochter Marie.



Prinzessin Marie Bonaparte — Prinz Georg von Griechenland

Sie hat die Tragödie der kurzen Ehe ihrer Tochter nicht erlebt, aber auch nicht den Siegeszug der einzigen Tochter, die aus dieser Ehe hervorging.

Im Grabe aber wird die selige Blanc sich hochselig herumdrehen, wenn sie in den Ahnensälen der gekrönten Häupter ihr Bild erstrahlen sieht, das Bild von Marie Charlotte Henzel aus Friedrichsdorf bei Homburg.

* * *

6.

Im Felsennest Monaco.

Ein Riesenwerk der Schöpfung offenbart sich in dem mächtigen, ins Meer vorspringenden Felsen, auf dessen Hochfläche sich die alte historische Festung Monaco, der Sitz des Fürsten, erhebt. Sie ist von dem neu erstandenen Monte Carlo nur durch die Villenstadt Condamine getrennt.

Der Felsen ragt in einer Höhe von 70 m bei einer Breite von 300 m ins Meer hinein und zeigt auf allen Seiten steil abfallende Wände. Auf einer bequemen Fahrstraße oder auf einem schmalen, im immergrünen Buschwerk prangenden Pfad gelangen wir in das Innere des Fürstensitzes. Eine andächtige, fast feierliche Stimmung geht von der Ruhe dieser Stätte, von diesen Palästen, Kirchen und Klöstern mit ihren hängenden Gärten aus.

Es ist eine Lust, die alte malerische Festungsstadt mit ihren sauberen, meist engen Straßen zu durchwandern und das herrliche Rundbild auf sich wirken zu lassen. Tief unten tauchen Condamine und dessen Hafen mit den buntbewipfelten Segelbooten und Jachten der Reichen dieser Erde auf, scheint die Palaststadt Monte Carlo wie ein Stück aus einer andern Welt in blauen, duftgetauchten Bergen sich zu erheben, steigen fern das malerische Roquebrune, Kap Martin und flüchtig die Berge von Ventimiglia auf, die sich in dem Azur des Mittelmeeres gegen die Palmenstadt Bordighera verlieren.

Nicht minder schön ist der Blick von der Place du Palais, auf der sich das Schloß des Fürsten von Monaco erhebt. Kanonen

in Bronze, ein Geschenk des Sonnenkönigs Ludwig XIV., richten hier ihre Rohre auf das Meer und wollen wohl mit den gleichmäßig in Form von Pyramiden aufgestapelten Vollkugeln an die Zeiten erinnern, da die Grimaldi noch ihre Freiheit und ihren Besitz mit Waffengewalt verteidigen mußten.

Jetzt atmet hier alles sorglose Ruhe. Friedlich ausschauende Grenadiere im Paradeanzug wandeln vor dem Palast auf und nieder, von dessen Zinne das Banner weht, das schon von weitem erkennen läßt, daß hier der Fürst des Landes wohnt. Der Grundstein zur Erbauung des Palastes wurde im Jahre 1215 gelegt. Aus jener fernen Zeit stammen auch die vier Türme, die das Schloß trotz vielen An- und Umbauten noch heute zieren.

Solange der Fürst außerhalb seines Schlosses weilt, ist allen Fremden bereitwillig der Zutritt gewährt. Der kunstsinnige Mann hat die wertvolle Sammlung von Werken der Malerei und Bildnerkunst, die im Laufe der Zeit in diesem Schlosse zusammengebracht war, erheblich erweitert. Sein Garten ist ein Juwel. Auf hohen Klippen breiten sich entzückende Anlagen aus. Fürst Albert konnte es sich gestatten, hier die seltensten und auserlesensten Prachtstücke von Bäumen und Pflanzen in den duftenden, künstlerisch gezeichneten Blumenbeeten anzusiedeln, die an gewundenen Baumgängen sich entlang ziehen und die Hand eines ersten Gartenkünstlers zeigen.

Vom Kamme der Anlagen fällt der Blick auf das Fürstentum und den unermeßlichen Horizont, an dem sich die Küste weithin abzeichnet. Ein schöneres Nest an schönerer Stelle hätten sich die Grimaldi nicht auswählen können.

Eine schätzenswerte Bereicherung hat der alte Fürstensitz durch die Erbauung des Musée Oceanographique erfahren, das Fürst Albert als eifriger Tiefseeforscher ins Leben gerufen hat. Es enthält außer einem Lehrsaal und Sälen für

zoologische Sammlungen zweifellos die umfangreichste und wertvollste Sammlung aller Meereserzeugnisse. Auf Anregung unseres Kaisers und in Gemeinschaft mit anderen Herrschern soll dem fürstlichen Gelehrten hier in der Vorhalle seiner Schöpfung ein Denkmal errichtet werden.

Die Wahl des Platzes, auf dem das Museum erbaut worden ist, ist aus mehr als einem Grunde trefflich zu nennen. Kein besserer Wegweiser in die Felsengärten konnte ersonnen werden, die jetzt an den Eingangspforten des machtvollen Baues in das Meer herabsteigen. Wer das Fürstentum besucht, besucht meistens auch des Fürsten Sitz: das alte Felsennest Monaco. Fast alle streifen jedoch achtlos an dem Teile Monacos vorbei, der in seinen Felsengärten eines der erhebendsten Werke in sich birgt, die der große Baumeister der Welten geschaffen hat. Es ist ein einzigartiges Stück von Gottes schöner Erde, über das des Menschen Auge hinstreift, einzig auch wegen des großen Gegensatzes zwischen dem fieberhaft wogenden Leben und Treiben in Monte Carlo und der tiefen Ruhe, der schweigenden Abgeschiedenheit und dem Frieden, den Monaco atmet.

An den Wandelgängen, die in sanften Windungen bis ans Meer hinabsteigen, breitet sich dank dem Rückprall der Sonnenstrahlen und der dadurch erzeugten starken Wärme zu allen Jahreszeiten eine Pflanzenwelt aus, die an die Üppigkeit Kaliforniens erinnert. Inmitten der schwellenden Hecken von Aloe, der Fülle von Agaven, Kakteen und wie Unkraut wuchernden Pelargonien mit ihren leuchtenden Blüten, unter denen die Felshänge verschwinden, inmitten der dichten Gruppen von Bambusrohr, Fliedersträuchen und barrenförmigen Euphorbien, die an den Gängen sich hinziehen, rauschen Wasserfälle und laden Bänke an lauschigen Plätzen zur Rast ein, an denen man träumen und allein sein kann, nahe und doch fern dem unruhigen Getriebe des Spiels. Hier ist das Paradies der Maler. In immer neuen Wandelbildern tritt der ganze Zauber des wunderbaren Gestades vor das entzückte Auge. Voll stummer Bewunderung bleibt der Wanderer wie eine Mauerschwalbe an den Felsen hängen, deren Oleander, Tamarinde und Mastixbäume, deren Palmen und Pinien sich im goldenen Lichte der Sonne in den blauen Fluten so friedlich widerspiegeln.

Hier, so erzählen sich die Besucher, landeten einst Adam und Eva, nachdem sie, aus dem Paradiese vertrieben, lange vergeblich nach einem Ersatz für das verlorene Eden umhergeirrt waren, und hier fanden sie, was sie suchten . . .

* * *

7.

In dem neuen Geschäftsviertel und der neuen Villenstadt Condamine.

Zu den Füßen des alten Felsennestes liegt der ältere Teil der Villenstadt Condamine, in deren Geschäftsviertel der Fremde ebenso vergeblich nach einem Hotel suchen wird wie in der Felsenstadt Monaco. Dafür aber wird er nach dessen Besuch eine eigenartige Erinnerung an das Leben und Treiben der Eingeborenen mitnehmen, das nirgendwo besser als hier beobachtet werden kann, an die gelblich braune Gesichtsfarbe der Monegasken, die schlanken Gestalten und die dunklen Augen der weiblichen Jugend. Wir erkennen in ihnen die Nachkommen der alten Ligurer, mit deren Blut sich zweifellos sarazenisches gemischt hat.

Eine Markthalle und der benachbarte Marktplatz versorgen die Bevölkerung mit den Produkten des In- und Auslandes. Sonderbar mutet es uns Deutsche an, in dieser Markthalle außer Gemüse, Blumen, Früchten, Fleisch, Fischen — darunter Arten, die noch keine deutsche Küche gesehen hat — auch Stiefel, Kleider, Stoffe, Kurzwaren, kurz alles, was im Haushalte gebraucht wird, ausgeboten zu finden. Auf die Frauen Monacos übt die Markthalle dieselbe Anziehungskraft aus wie die Warenhäuser auf die Frauen der Großstädte. Gern wandern auch Fremde, die über weniger große Mittel verfügen, nach Condamine, um in der Markthalle und in den Läden wohlfeil zu kaufen. In der Tat finden sie dort alles in großer Auswahl und meistens zu Preisen, die nicht höher als in unserer Heimat und billiger als in der benachbarten französischen Markthalle sind, da der Fürst Gemüse, Früchte, Eier usw. aus Italien zollfrei in sein Land einführen läßt.

An Sonn- und Festtagen versammeln sich die Monegasken gern auf dem Marktplatz und an den benachbarten Ecken, um über die Tagesneuigkeiten zu plaudern, zu rauchen und — zu spielen. Sicher würde an Stelle des bewegten Marktlebens zu dieser Zeit eine des Festtags würdigere Stimmung herrschen, wenn sich nicht die Lust und Leidenschaft des Spielens aus dem nahen Monte Carlo auf die erwerbstätige Bevölkerung Condamines übertragen hätte.

Es wird freilich nicht um Geld gespielt, o nein! Denn der Fürst hat in seiner treuen Fürsorge für die Bewohner seines Landes ausdrücklich befohlen, daß nur die Fremden Geld verlieren dürfen. „Wollen die Fremden," predigt er seinen Monegasken, „Geld bei uns ausgeben, nun, dann je mehr, desto besser! Wollen Fremde gar ihr Geld an den grünen Tischen wegwerfen, so können sie das unbedingt tun. Doch will ich

hoffen, daß sie nicht so töricht sind, mehr zu verlieren, als sie füglich entbehren können. Aber das ist nicht unsre Sache!" Der Monegaske scheint von den väterlichen Wünschen seines Landesherrn nichts wissen zu wollen; schlau sucht er dessen Befehl zu umgehen. An langen Reihen von Tischen, welche die Vorübergehenden zum Roulettespiel einladen, wird um Tabak, Zigarren, Zigaretten und andere Waren gespielt, die von dem Unternehmer gekauft werden müssen und dann von ihm als Einsatz angenommen werden. Eine so erstandene Zigarre, glücklich gesetzt, kann dem Spielenden im günstigsten Falle acht Zigarren gleicher Art eintragen. Je größer das Risiko ist, das der Spieler eingeht, desto größer ist natürlich auch die Zahl der Pakete Tabak, der Zigarren und Zigaretten, die er im Gewinnfall erhält. Die Unternehmer machen glänzende Geschäfte, da die Bemessung des Quotienten ihnen große Gewinnmöglichkeiten sichert.

Die hohe Obrigkeit drückt bei dem Trick ein Auge zu. Damit die Spielleidenschaft indessen den Monegasken nicht allzusehr ins Blut übergehe, wird streng darauf gesehen, daß nur an Feiertagen Spieltische auf den öffentlichen Plätzen aufgestellt werden. Wie stark der Hang zum Spiel von der benachbarten Spielbank bereits abgefärbt hat, läßt sich aus dem Andrang der Monegasken zu den Spieltischen wahrnehmen. Die Vorsicht des Fürsten ist daher weise. Sie ist jedoch überflüssig geworden, seitdem durch die Einführung des Boulespiels in der unmittelbaren französischen Nachbarschaft allen Monegasken auf Schritt und Tritt wieder Gelegenheit zum Spielen geboten wird.

Wer billiger als in Monte Carlo zu leben wünscht, wohnt in der hübschen, sauberen Villenstadt Condamine, die sich dem Geschäftsviertel angliedert. Wer spielen will, kann

seine Spiellust schnell befriedigen. Führt doch die Straßenbahn in wenigen Minuten für zwei Sous längs dem herrlichen Golfe am Boulevard de la Condamine zwischen zwei Reihen Laurier-Roses über die steil aufsteigende Avenue de Monte Carlo an den Brennpunkt: die Spielbank von Monte Carlo.

Die Villenstadt Condamine steigt im breiten Halbkreis, Terrasse über Terrasse geschoben, zu den hohen Felsen empor, von deren Höhe das Auge über zahllose Villen und Hotels im Grün schmucker Gärten mit blühenden Orangen- und Zitronenbäumen und Palmen bis auf den hufeisenförmigen Hafen mit seinem bewegten Leben schweift. Welch köstlicher Anblick! Die Majestät der Felsen über uns, der blaue Spiegel des Mittelmeeres unter uns und dazwischen das traute Idyll der Villen! Dabei liegt Condamine in so bevorzugt windgeschützter Lage, daß es allen als der beste Winterkurort an der ganzen Riviera empfohlen werden könnte, wenn die grünen Tische von Monte Carlo nicht allzu nahe ständen.

* * *

8.

Das neue Monte Carlo.

Unter allen Herrlichkeiten bleibt aber das auf einem Felsenhorst in strahlender Schönheit sich erhebende Monte Carlo das leuchtende Juwel der Riviera. In lichten Duft getaucht, steigt es wie ein Märchenland mit bunten Minarets aus blauen Fluten empor. Ehe der große Zauberer, der Vollender des Spielkasinos, François Blanc, vor kaum fünfzig Jahren den ersten Fuß auf das Kap setzte, breitete sich hier ein ödes Felsgelände mit kümmerlichen Bäumen, struppigem Gebüsch und ärmlichen

Hütten aus. Aus weiter Ferne mußte Gartenerde herbeigeschafft, jede Schaufel mit Gold aufgewogen, die Fruchtbarkeit Zoll für Zoll dem Boden abgerungen werden, bevor die herrliche Sonne, das warme Klima und die unermüdliche Pflege den Tropengarten entwickeln konnten, den heute die Dichter in allen Zungen als das moderne Eden preisen. Und in Wahrheit



Die neuen Terrassen.

hätte selbst der Teufel um den Spieltempel kaum ein herrlicheres Bild schaffen können. Im Umkreis des Prachtbaues erheben sich vom Ufer des Mittelmeeres bis zu dem gewaltigen Höhenzug der Seealpen elegante Villen, glänzende Hotels, schmucke Cafés und Restaurants im malerischen Durcheinander, hervorlugend aus blühenden Orangen und Limonen, Kokos-, Dattel-, Feigen-, Johannisbrot-, Lorbeerbäumen und Fächerpalmen, Myrten, blühenden Granaten, Aloen, Magnolien, Kamelien, Oleander, Margariten in Büschen von meterweitem Umfange.

Gebirgig ist das ganze Gelände, auf dem Monte Carlo erbaut ist — eine ermüdende Kletterpartie für die Fremden wie für die Bewohner. Seine einzige Ebene besitzt es in dem Platze vor dem Kasino, auf dem im saftigen Grün ein Springbrunnen steht, der rings mit Sitzen umgeben ist. Ihm schließt sich in sanftem Aufstieg bis zu dem stolzen Bankgebäude des Crédit Lyonnais, eingefaßt von zwei Reihen Riesenpalmen, wahren Musterbeispielen südlicher Kraft, ein Blumenparterre an, das selbst den nüchternsten Beobachter mit Bewunderung erfüllt. Spricht man von Monte Carlo, so wird dieses Blumenparterre selten unerwähnt bleiben. Nur ein ganz auserlesener Geschmack, nur die Hand des vollendetsten Gartenkünstlers vermag die Zeichnungen in einen Blumenteppich zu prägen, die den Kindern Floras den Liebreiz geben, der sie hier erfüllt. Aber diese Kinder werden auch gehegt und gepflegt. Läßt das Thermometer eine kalte Nacht erwarten, so hüllt der Gärtner sie abends fürsorglich in warme Decken, während jene, die müde den Kopf hängen lassen, sogleich aus den reichen Beständen der Treibhäuser ersetzt werden, über die das Fürstentum verfügt. Ersatz für die Palmen liefert eine Pflanzung bei Cimiez zum Preise von 12 000—15 000 Franks für das Stück.

Zu beiden Seiten des Blumenparterres befinden sich die berühmten Parkanlagen mit den prächtigsten Pflanzengruppen, viel bewundert wegen der mächtigen Stämme, des riesigen Wuchses und der schönen Blattformen. Von den vielen Arten, die uns hier fesseln, will ich auf Grund der den Pflanzen beigegebenen Tafeln, die über Namen, Familie, Heimat Auskunft geben, nur erwähnen: Phönix canariensis (Kanarische Inseln), Phönix senegalensis (Senegal), Chamoerops excelsior (Palme aus Japan, die in dichten Reihen im Park und am Meer bei dem Opernhause angesiedelt ist), Cocos flexuosa

(Südbrasilien), Phönix retinata (Südasien), Cycas revoluta (Japan), Ficus Boxburghii (Himalaya), Cereus validus (Südamerika), Cereus serpentinus (Mexiko), in Schlangenwindungen wie ein Medusenhaupt erscheinend, Sabal umbraculifera (Antillen), Cactus opuntia, am Rande der Blätter mit roten Früchten übersät, sowie die vielen Büsche von Pittosporium sinensis (China) voller reifer, duftender Blüten. Ein schmaler Bach plätschert durch das saftig grüne Gras des bergigen Geländes, in dem die Gemse und der Steinbock ihre zweite Heimat gefunden haben, Lachtauben girren und Bänke an schattigen Gängen zur Rast einladen. Wie schön ist hier die Morgenzeit! Wie klar der Himmel, wie rein die Luft, wie wohltuend die friedliche Stille dieses Ortes, wo wenige Stunden später die Leidenschaft um den schnöden Mammon ringt! Wie zauberhaft der Blick auf die Palmengärten, auf das wohlgepflegte Grün, in dem einer Mosaikarbeit gleich Blumenbeete eingestreut liegen, auf die Araukarien, die Cedern vom Libanon, auf Riesenfarnkräuter und mexikanische Kakteen, auf die in den blauen Äther ragenden Felsen, die sonnigen Buchten, die blauen Fluten, die, aus dem Schlummer erwacht, sich munter über des Ufers Geröll wälzen.

Eine stimmungsvolle Abwechslung bringen in die Landschaft die Segel- und Dampfschiffe, besonders aber die buntbewimpelten Jachten, die im neuerbauten Hafen vor Anker liegen. Es sind die schwimmenden Paläste der Reichen und Großen dieser Erde, die sich hier in der Saison alljährlich ein Stelldichein geben. Wie groß die Ansprüche sein mögen, die der Sterbliche an Komfort stellen mag, in diesen Palästen wird dem verwöhntesten Geschmack Rechnung getragen. Heute sind sie hier dank den neuerbauten Molen auch vor dem wilden Wellengange geschützt, der ehedem häufig recht ungemütlich

empfunden wurde. Fünf Millionen Franks mußte die Spielbank allein zum Umbau dieses Hafens beitragen, um sich die Spielkonzession auf längere Zeit zu sichern: zwei Molen von 170 m Länge schließen die Bucht, zwischen denen eine Durchfahrt von 100 m Breite den Schiffen den Zugang gewährt. Die Molen ruhen auf einem 30 m tiefen Fundament, dessen Material aus den Sandsteingruben bei Cap Ferrat herbeigeschafft werden mußte. Seit Jahren wird an der Fertigstellung gearbeitet. Jetzt geht der Bau seiner Vollendung entgegen.

Ein Schienengleis, durch den Felsen geführt, auf dessen Hochfläche sich die Festung Monaco erhebt, wird den Güterbahnhof des Fürstentums künftig mit dem Hafen verbinden und dadurch den Anschluß an das Eisenbahnnetz der Linie Marseille—Lyon—Paris bewirken. 1908 verkehrten 689 Schiffe mit einer Ladung von rund 100 000 Tonnen im Hafengebiet; inzwischen ist deren Zahl erheblich gestiegen. In das Fürstentum werden hauptsächlich Holz, Baumaterial, Wein, Mehl, Zucker, Seife, Fische, Fleisch und Gemüse eingeführt, während es vor allem Öle und Zitronen an das Ausland abgibt; die Einfuhr des industriearmen Ländchens übersteigt dessen Ausfuhr bedeutend. Die Einfuhr an Geld ist allerdings erheblich stärker, als es zum Ausgleich der Handelsbilanz erforderlich wäre.

Längs dem Ufer, im Rücken des Kasinos zieht sich jene berühmte Terrasse hin, die in den Vormittagsstunden das beliebte Stelldichein der internationalen vornehmen Welt bildet. Die eleganten Gestalten, die zwang- und sorglos auf- und niederwandeln — wie täuschen sie doch so angenehm über alle Not und über alles Elend dieser Erde hinweg! Alle Sprachen dringen ans Ohr, darunter alle deutschen Mundarten, vom echtesten Berlinisch, dem kurzverschluckten Frankfortsch, dem breiten, wohlgefälligen Ostpreußisch bis zum gemietlichen Sächsisch. In

allen Sprachen, in allen Mundarten aber gilt andachtsvoll die Unterhaltung dem Spiel; nur an das Spiel wird gedacht, nur vom Spiel wird gesprochen, und für Narren werden alle gehalten, die von etwas anderem sprechen.

Wie köstlich muß es unter diesen Umständen dieser Gesellschaft erscheinen, daß der Spieltempel so dicht an der Terrasse liegt. Er ist über eine Sandsteintreppe, an der Oper vorbei,



Der Spielpalast

in zwei Minuten zu erreichen. Der neuerbaute Cercle privé gar in einer Minute. Wie fürsorglich bequem hast du es doch, großer Meister Blanc, den Spiellustigen eingerichtet!

Der grandiose Spielpalast, in byzantinischer Renaissance von Charles Garnier erbaut, erhebt sich auf einer Hochfläche, auf der er als Mittelpunkt einer glänzenden Landschaft Meer und Land beherrscht. Von ragender Stelle läßt er den Glanz seines leuchtenden Weiß lockend in die Lüfte und

über die Fluten hinausstrahlen, dieses Weiß, um das sich kosend der Zauber südlicher Pracht legt. Fast scheint es, als wollte nebenbei die Sonne werben helfen, die ihr goldenes Licht so reichlich und beständig über den freien Platz vor dem Palast und über die Terrassen fluten läßt.

Gegenüber dem goldenen Hause liegt das *Café de Paris*. Ein Grillroom, in dem man in schönen Räumen und bei schön ausstaffierter Bedienung schon für 50 Franks recht gut soupieren kann. Dieses Café und Restaurant will man mit dem Kasino durch eine Galerie verbinden, die in einen unvergleichlichen Park mit Volièren und Muffeltieren münden und auch zum Bahnhof führen soll.

In den Nachmittagsstunden ist das Café stets überfüllt. Bis an die Blumenbeete in der Mitte des Platzes ragen Tische und Stühle. Die Ungarn in reich verzierten roten Fracks, weißen Westen und schwarzen Hosen, die kecken Panamahüte auf den schwarzgelockten Köpfen, fiedeln lustige, anregende Weisen aus der „Geisha": „Spiel, spiel, du Spielerin!" in den leuchtenden Frühlingstag hinein. Dicht gedrängt sitzt die Menge und schlürft den Nachmittagskaffee. Man hat die Empfindung, als befände man sich nicht in einer Fremdenstadt, sondern bei einer befreundeten Familie zu Gaste geladen. Den Stoff zur Unterhaltung liefert das Spiel. Über Glück und Pech wird gesprochen, „Systeme" werden erörtert und neue Pläne geschmiedet. Verkäufer aus allen Völkern drängen sich an die Tische, um Operngläser, seidene Decken, orientalische Teppiche, Schoßhündchen — für nur 300—500 Franks — anzupreisen. Entzückende Seidenäffchen, schon für einen Goldplaque käuflich, mit munteren, pfiffigen Augen, so klein, daß sie in den Täschchen der Damen einen Unterschlupf finden können, suchen nach dem liebevollen Herzen einer neuen Herrin, die den lieben „mon

Coco" aus dem engen vergitterten Holzhäuschen der goldenen Freiheit zuführt.

Auf den Gesimsen des weißen Spielpalastes sitzen und girren *Hunderte von Tauben* oder trippeln keck zwischen den Fußgängern, Autos und Equipagen einher. Wie auf dem Markusplatz in Venedig sind diese Tauben auch in Monte Carlo eine Sehenswürdigkeit. Es sind Flüchtlinge, die sich vor den tödlichen Kugeln der ganz in der Nähe ihrem Sport sich widmenden feudalen Taubenschützen hierher gerettet haben. Man gönnt den Tierchen gern die neue Ansiedlung, da sie die vogelarme Landschaft beleben und ihr Anblick nicht nur die Jugend, sondern auch die Ältesten erfreut. Kann man doch seit vielen Jahren alltäglich in den Mittagsstunden, wenn die Fremden auf den wohlgepflegten Wegen spazieren gehen, auf den Bänken um das Rosenrondell dem fesselnden Treiben zuschauen oder in Gruppen plaudern, als Liebhaber der Tauben einen alten Herrn beobachten, dessen kriegerisches Aussehen, vornehme Erscheinung und elastische Bewegungen auf den ersten Blick den hohen Militär verraten. Er streut emsig Maiskörner auf die Erde, pfeift, winkt und schreitet erst langsam, dann schneller vor. Wie eine Schwadron trippelt und fliegt gurrend die Schar der Tauben hinter ihm her. Er bildet sich ein, daß die Tauben nicht den ausgestreuten Körnern folgen, sondern seinem Kommando: es ist ein alter Oberst, der hier alte Erinnerungen belebt und sich glücklich fühlt, wenn er inmitten der schaulustigen Menge, stolz wie der Heerführer an der Spitze seiner Truppen, seinen Lieblingen voranschreitet. Da plötzlich fällt ein Schuß — das Signal, daß es 1 Uhr ist: die eben noch folgsamen Tauben stieben wild auseinander, flüchten auf die Gesimse des Spielpalastes und blicken scheu und erschreckt auf die lustwandelnde Menge. Befriedigt

aber geht der alte Herr von dannen, um morgen das Spiel von neuem zu beginnen: Welches Idyll an diesem Orte!

Zur Rechten des Spielpalastes liegt das vielgenannte Hotel und Restaurant de Paris.

Ganze Gesellschaften ziehen in die Säle. Betritt man sie in den Abendstunden, so glaubt man sich in eine Galavorstellung versetzt. Rings an den mit Blumen, Silberzeug und kristallfunkelnden Aufsätzen geschmückten Tischen erstrahlen die allerneuesten Toiletten, flimmern und glitzern die kostbaren Juwelen an Haar, Hals, Brust und Fingern der schönen Soupeusen in einem Meer elektrischer Flammen und Lampen, die ihr Licht durch farbige Schirme kokett auf die Tischrunde fallen lassen. Der perlende Champagner regt die Fröhlichkeit an und täuscht die Tafelnden über die Unbilden des Diesseits hinweg! Es ist ein fesselndes Bild, das sich allabendlich hier entwickelt und von den Fremden auf der Promenade viel bewundert wird. „There are the upper four hundred", lispelt ein Yankee, dessen Blick im Vorbeigehen die Tische überfliegt.

Die Upper four hundred können freilich hier soupieren, können soupieren, wo sie wollen, können wohnen, wo der höchste Komfort an den schönsten Punkten anzutreffen ist. Und wissen sie die Vorzüge ihres Reichtums nicht meistens trefflich auszunützen? Es verrät sicher keinen Hang zur Entsagung, noch einen schlechten Geschmack, daß so viele von ihnen im Riviera Palace-Hotel, diesem stolzen Prachtbau, zu treffen sind, der hier über allen Wipfeln auf hohen Felshängen thront. Unter ihm in gerader Linie liegt ihr Tresor, das prächtige Bankgebäude, der Crédit Lyonnais, das mit leuchtenden goldenen Buchstaben der wogenden Menge vor dem Spielpalast seine reichen Schätze gegen wohlverbürgte Kreditbriefe und Schecks anbietet, liegt das herrliche Blumenparterre im Boulingrin.

Die internationale Schlafwagen-Gesellschaft konnte kaum einen schönern Punkt zur Erbauung des Hotels ausfindig machen. Fast mehr als dieser Blick ist aber immer der Mut zu dem Entschluß bewundert worden, acht Millionen in dieses Unternehmen zu stecken. Die Gesellschaft spinnt auch, wie allgemein bekannt ist, bei diesem Unternehmen keine Seide, trotzdem sie Preise nimmt, die auf die Börse gewöhnlicher Sterblicher nicht berechnet sind. Sie legt bei diesem Unternehmen sogar alljährlich ganz erhebliche Summen zu, trotzdem weiht man der Gesellschaft keine Träne des Mitgefühls, da man aus ihren hohen Dividenden weiß, daß ihre übrigen Hotelunternehmungen glänzend bestehen, so daß sie die Einbuße leicht verschmerzen kann, die sie bei der Bewirtschaftung des Riviera-Hotels erleidet.

Große Ventilatoren sorgen für die stete Erneuerung der Luft in den weiten Räumen, die 150 Zimmer, meist mit Ankleideraum und Bad, in sich bergen. Schwere orientalische Teppiche auf den Korridoren und den Treppen lassen die Schritte der Dienerschaft lautlos verhallen. Der venetianische Speisesaal, dessen Täfelung aus dem Palast Grimaldi in Venedig stammt, und sämtliche Nebenräume erinnern an die Erzählungen aus Tausend und einer Nacht. Alle Räume des Erdgeschosses sind von gärtnerischen Anlagen umgeben, die den Duft eines Blütenmeeres in den blauen Äther ausatmen. Das Felsgelände, dem sich das Hotel anlehnt, ist in künstlerische Anlagen umgestaltet, durch die man auf lauschigen Wegen in eine Tropenwelt gelangt. Aloen strecken ihre breiten, fleischigen Schwerter über die Ränder von Felspartien, auf denen hohe Palmen, Pinien, Lorbeerbäume prangen. Wandelgänge durchziehen das weite Gelände, auf welche die Fenster und Balkons der Hinterfront des Hotels gerichtet sind. Eine lange, haushohe Glasgalerie, die sich in dem Gelände hinzieht, dient den Gästen

bei ungünstigem Wetter als Wandelhalle. Dieser schließt sich eine Glasrotunde mit einem Flächenraum von fast 2000 qm an, aus deren Erdreich hohe Palmen emporragen. Eine Tropenwelt im Innern, eine Tropenwelt beim Blick nach außen, geöffnet auch für die Fremden, die hier ihren Mokka schlürfen wollen. Nicht viele Aufenthaltsorte gibt es, die so angenehm über eine Zeit ungünstiger Witterung bis zur Sonnenrückkehr hinweghelfen.

Von Monte Carlo aber bewundern nach Sonnenuntergang die Fremden den Glanz der zahllosen Lichter, die von dem ragenden Felsenschlosse lockend und werbend in das Getriebe jener mondainen Welt hinaussendet, die leben will und leben läßt.

* * *

9.

Monte Carlos Umgebung.

Nizza.

Unter den benachbarten Winterwohnstätten spielt Nizza, das bis zu den Tagen Napoleon des Dritten zu Sardinien gehörte, als Hauptstadt des französischen Departements der Seealpen die erste Rolle. Noch vor fünfzig Jahren war es eine rückständige Provinzialstadt mit häßlichen, winkligen, engen Straßen und Gassen. Ringsum morastige Ebenen und Orangefelder, soweit das Auge reichte. Ein Ausflug längs der malerischen Küste galt als das höchste der Gefühle. Die Bahn reichte bis Cagnes; Monaco war nur mit dem Wagen über die Corniche zu erreichen. Ein gewaltiger Umschwung hat sich seitdem vollzogen. Die Neuzeit legte Bresche in die alten Viertel und ließ auf ihren Trümmern prächtige, vornehme, belebte Stadtteile

erstehen — die aristokratischen Boulevards Victor Hugo und Dubochage, die Avenue de la Gare und die Promenade des Anglais längs dem Meere erinnern an den Wandel alles Irdischen.

Je weiter sich der Ruf Nizzas als klimatischer Kurort dank seiner Lage nach dem Süden zu verbreitete, ein desto stärkeres Leben entwickelte sich hier und an der ganzen Côte d'Azur. Kranke wie Gesunde eilten aus allen Weltteilen herbei, um vom November bis zum April die Annehmlichkeiten des Frühlings zu genießen. Blühen doch hier schon im ersten Vorfrühling Rosen und Veilchen in überraschender Fülle auf mächtigen Feldern, während Levkoyen, Hyazinthen, Anemonen, Jasmin, Tuberosen, Narzissen in wunderbarer Farbenpracht die Gärten schmücken. Wie gewaltig sich hier die Kinder Floras vermehrt haben, zeigt die Tatsache, daß von Nizza heute jährlich 4 Millionen Kilo Blumen aller Arten im Werte von 15 Millionen Franks die Reise ins Ausland antreten.

Von der Gunst des Klimas zeugt auch der alte Park des Grafen Cassole und die benachbarte Californie: der Park ist die einzige Stelle in Europa, wo die Dattelpalme genießbare Früchte bringt, und in der Californie besteht die einzige europäische Straußenfarm, mit dreihundert Vögeln besetzt, darunter solcher, die als Zugvögel die Wanderung nach Florida und Kalifornien unternehmen.

Die Zahl der Einwohner Nizzas hat sich binnen kurzer Zeit von 45 000 auf 135 000 erhöht. Diese Zunahme verdankt die Stadt freilich weniger der Vermehrung der Eingeborenen als der Ansiedlung von Fremden, die durch das köstliche milde Klima, die gesellschaftlichen Zerstreuungen und die in den Adern der Bevölkerung pulsierende überschäumende Lebensfreude angezogen wurden.

Daß Nizza sich zu einem Sammelpunkt aller Völker und aller Sprachen, zu einer Fremdenstadt ersten Ranges entwickelt hat, läßt sein bunt bewegtes Leben auf den ersten Blick erkennen. In nicht geringer Zahl sind namentlich die Untertanen des großen Zarenreichs vertreten, die gern dem strengen Winter ihres Landes aus dem Wege gehen und nicht selten schon im November zu einem sechsmonatigen Aufenthalt eintreffen.

Wie eine lebende Welle flutet, insbesondere an den zahlreichen hellen, sonnigen Tagen zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde der Fremdenstrom am Meere hin, an dessen Ufern sich prächtige, von Palmenwedeln überdachte Gartenanlagen, Kaskaden und Orchester befinden. Viele haben ihr Ziel in dem über dem Meeresspiegel erbauten Kasino der Jetée-Promenade. Andere besteigen Boote, um auf den blauen Fluten zu segeln. Wie gern bewundert man die aus aller Herren Ländern versammelten Damen der Gesellschaft, die sich hier ihres Lebens freuen, auf den Promenaden und Boulevards flanieren und neugierig die in den zahllosen eleganten Schaufenstern ausgestellten Kostüme und Hüte und fast unbezahlbar erscheinenden Juwelen bewundern.

Aber auch bei weniger günstigem Wetter fehlt es nicht an Gelegenheit zur Zerstreuung. Allein sechs Theater außer der Oper öffnen ihre Pforten zum Besuch von Vormittags-, Nachmittags- und Abendvorstellungen. Daneben winken allerwegen Konzertlokale, sowie häufig Festlichkeiten unter der Leitung des Präfekten von Joly und seiner liebenswürdigen Gattin, einer Tochter des bekannten Malers Hamman. Auch fehlt es nicht an Cercles zum Spiel, das in diesem, in seiner Leichtblütigkeit so anmutigen Lande oft mehr als Arbeit, oft mehr als Geschäft und Anlaß zum Aufenthalt, denn als Vergnügen betrachtet wird.

Unter allen festlichen Veranstaltungen, zu denen auch Pferdewettrennen, Fußwettrennen, Korsofahrten und Blumenschlachten zählen, nimmt der Karneval die erste Stelle ein. Er lockt, von den Wintergästen und den Einheimischen ganz abgesehen, alljährlich wohl 50 000 Neugierige an! Wenn Seine Majestät Prinz Karneval seinen Einzug hält, muß man sich glücklich schätzen, Unterkunft gefunden zu haben. Sämtliche verfügbaren Räume der Stadt sind von Gästen mit Beschlag belegt. Alle wollen den pomphaften Festzügen des Karnevals beiwohnen, der vierzehn Tage lang die Bevölkerung außer Luft und Atem bringt. Die große Anziehungskraft, die der Fasching in Nizza auf In- und Ausländer, alt und jung, hoch und niedrig ausübt, ist leicht dadurch zu erklären, daß der Karneval so prunkvoll und in diesem Umfange wohl nirgends gefeiert wird.

Der Einzug Seiner Majestät: einer riesenhaften Puppe auf einem ungeheuren, malerisch ausgestatteten Gefährt, vollzieht sich unter den schmetternden Klängen vieler Musikkorps, dem brausenden Jubel der Bevölkerung und der schaulustigen Fremden. Im Augenblick des Einzuges scheinen alle Rang- und Klassenunterschiede aufgehoben; Männer entpuppen sich als Frauen, Frauen als Männer. Ein Bombardement beginnt, das vielen freilich die Lust nimmt, sich zum zweiten Male der Gefahr auszusetzen, mit Konfetti, oft aus dem Straßenschmutz aufgerafft, und Händen voller abscheulicher Sandkügelchen überschüttet zu werden. Man muß es gesehen haben, in welchem Zustande die Teilnehmer von diesem Fest zurückkehren. Man fragt sich inmitten des lärmenden Getöses verwundert, ob sich alle Tollhäuser geöffnet haben. Einmal macht man den Rummel mit und läßt sich auch die immer maßloser auftretenden Ausschreitungen gefallen. Aber man atmet erleichtert auf, wenn schließlich am Aschermittwoch die Herrschaft des Prinzen Karneval in Flammen

aufgeht. Um das Interesse für den Karneval wachzuhalten, werden nicht weniger als 40 000 Franks alljährlich an solche Teilnehmer des Festzuges verteilt, die sich durch besondere Leistungen ausgezeichnet haben.

Während der Karnevalszeit wechseln ununterbrochen Maskenbälle, Konzerte, Galavorstellungen, Kirmesse mit Wohltätigkeitsbasaren. Die Geschäftsleute ernten in dieser Zeit goldene Berge. Wer Zimmer frei hat, weiß kaum, welche Preise er fordern soll. Immer deutlicher tritt auf der ganzen Linie das Bemühen hervor, den Karneval zu einem kräftigen Aderlaß des Geldbeutels der Fremden auszunutzen, obwohl die gewöhnlichen Preise schon ziemlich hoch geschraubt sind.

In der Saison ist kaum ein bescheidenes Zimmer in einem Hotel zweiten Ranges unter 12 Franks (mit Beköstigung) aufzutreiben. Billiger ist das Leben in den zahlreichen Pensionen, die der Fremde gern aufsucht, wenn er längere Zeit bleiben will. Er kann in diesen schon zum Preise von 9 Franks ein Heim haben, wenn er den Ansprüchen an die Annehmlichkeiten entsagt, an die er in seiner Häuslichkeit vielleicht gewöhnt ist. Noch wohlfeiler wird der Aufenthalt für die Fremden, die außerhalb des Hauses speisen wollen. Sie finden billige Gasthäuser sowie Zimmer von 20—40 Franks für den Monat. Wer in der glücklichen Lage ist, über große Einnahmen zu verfügen und für die ganze Saison mit Familie und Dienerschaft sich einquartiert, wird in einer vollständig ausgestatteten Wohnung oder Villa am besten aufgehoben sein, wie sie in Nizza und in seiner schönen Umgebung stets in großer Zahl zum Preise von 1000 bis 10 000 Franks zu haben sind. Es wirtschaftet sich angenehm in Nizza, da der Bedarf für den Haushalt in vorzüglicher Güte leicht und verhältnismäßig preiswert zu beschaffen ist und Lebensmittel wie aller sonstige Bedarf bereitwilligst ins Haus geliefert werden.

Fleisch und Fische sind freilich um ein Drittel teurer als in unserm lieben Deutschland, wo die Besteuerung dieser Lebensmittel bedeutend mäßiger ist als hier.

Die Zahl der Stammgäste aus aller Herren Länder ist in Nizza groß. Der Fremde fühlt sich wohl, weil der Franzose große gesellschaftliche Talente besitzt, liebenswürdig ist und Leben und Stimmung um sich zu verbreiten versteht. Sonnig wie die Côte d'Azur ist sein Gemüt. Flüchtig wie die Sonnenstrahlen huscht er über alles hinweg, das ihm contre coeur geht, um an Kleinigkeiten hängen zu bleiben. Hat die Französin im Spiel Pech, so pflegt sie ihren Verlust nach der Zahl von Hüten und Kostümen zu berechnen, die sie weniger anschaffen kann. Alles ist auf den Ton reiner Äußerlichkeiten, auf die Erzielung einer Wirkung auf das Auge, auf die Erregung der Phantasie abgestimmt.

* * *

M e n t o n e.

Nächst Nizza kann der benachbarte klimatische Kurort Mentone als einer der lohnendsten Ausflugsorte für alle gelten, die das Fürstentum besuchen. Es ist mit der Eisenbahn in zwanzig Minuten, mit der Straßenbahn in fünfzig Minuten zu erreichen. Aber auch als Fußpartie — anderthalb Stunden Weges — kann Mentone neuerdings empfohlen werden, nachdem mit bedeutenden Opfern der Weg von den Staubwolken befreit worden ist, die einst den Schrecken aller Wanderer bildeten. Wenn nicht der Regen diesen aus Kalk bestehenden Staub, unter dem ja die ganze Riviera zu leiden hat, zu einer zähen Schmutzmasse verdichtet hatte, drohte er den Atem zu ersticken oder den Fußgänger in einen lebenden Mehlsack zu verwandeln, sobald der leiseste Wind sich erhob oder gar eines der beliebten Autos angejagt kam. Die Beseitigung dieses Übelstandes ist dem Kreuz-

zug zu verdanken, den Dr. Guglielminetti in Nizza, der begeisterte und unermüdliche Apostel der Ligue contre la poussière, gegen die Staubentwicklung auf der Strecke Cannes—Mentone geführt hat und noch führt. Dr. Guglielminetti und sein Anhang können auf die mit der Goudronnage erzielten Erfolge stolz sein und auch auf den Beifall und die materielle Unterstützung, die ihre Bestrebungen in allen Kreisen gefunden haben. Auf Dr. Guglielminetti ist auch der Gedanke zurückzuführen, eine neue Uferstraße von der Promenade des Anglais in Nizza bis nach Mentone zu schaffen. Im Hafen von Condamine kann man die Anfänge der neuen Corniche der Zukunft sehen.

Das Beispiel Guglielminettis hat überdies dazu geführt, daß die Stadtverwaltung Mentones staubfreie Promenaden und Plätze zum Heil der vielen Brustkranken schuf, die oft die letzte Hoffnung auf die reine, ozonreiche Luft dieses klimatischen Kurortes setzten.

Für die klimatischen Vorzüge Mentones kann nichts ein beredteres Zeugnis ablegen, als dessen Zitronenwaldungen, die oft eine viermalige Ernte bringen. Nirgends gedeiht der Zitronenbaum, dessen Früchte schon bei 3 Grad Celsius erfrieren, so ungepflegt und ungeschützt in gleicher Fruchtbarkeit wie hier. In dieser gesegneten Flur werden alljährlich an vierzig Millionen Zitronen geerntet, die in alle Welt wandern. Die Jahreseinnahme, die Mentone aus seinem Fruchtreichtum zieht, wird auf eine Million Franks geschätzt.

Das weiche, treibhausartige Klima, das Mentones Weltruf als klimatischer Kurort begründete, verdankt es seiner geschützten Lage: es ist amphitheatralisch zwischen Kap Mortola und Kap Martin an zwei Buchten aufgebaut und durch die vorgelagerten Berghöhen nach Norden hin gedeckt.

Die Kinder des Glücks, die weder Beruf noch Pflicht, weder Verhältnisse noch Rücksichten an die Scholle fesseln, sind stets gern nach Mentone gepilgert, wo sie, fern von bewölktem Himmel und rauhen Winden, an den sonnigen Promenaden eines lieblichen Küstenortes zugleich die Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens fanden. Mentone war von jeher ein Sammelpunkt gesunder, lebensfreudiger Menschen, aber auch



Dr. Guglielminetti

zahlreicher Brustkranken. Wer leicht erkrankt hier anlangte, konnte Mentone oft geheilt verlassen. Bittere Enttäuschungen mußten dagegen alle erleben, die glaubten, bei vorgeschrittener Entwickelung der Tuberkulose hier noch Rettung zu finden. Sie spürten meistens kaum eine Erleichterung in ihrem Leiden. Werden doch alle Leidenden, die mit dem tödlichen Gift in der Brust Mentone oder einen andern klimatischen Kurort an der Riviera aufsuchen, bald wahrnehmen müssen, daß sie die Bewegung im Freien ebenso wie zu Hause entbehren müssen, daß

sie an das Zimmer ebenso gekettet sind wie in der nördlichen Heimat. Wohl wehrt die mächtige Felswand der Seealpen den nördlichen Winden den Zutritt, nicht aber den Ost- und Westwinden. Der Gesunde empfindet diese Winde als angenehme Erfrischung, den Kranken aber durchzittert bei ihrem Hauch ein eisiges Frostgefühl, das ihn in die warmen Decken seines Zimmers treibt. Schlaff und welk sinkt er in die Kissen, wenn gar der heiße libysche Südostwind Muskeln und Nerven lähmt.

An der Riviera wechseln zu dieser Zeit die Winde und damit die Luftwärme oft wiederholt im Laufe eines Tages. Mittags ist es heiß, unmittelbar nach Sonnenuntergang kühl und abends oft kalt. Daraus erklärt es sich auch, daß gelegentlich die Damen teils in Pelzen, teils in farbenfrohen Kleidern, die Herren teils in Flanellanzügen und Strohhüten, teils im warmen Überzieher zu sehen sind. Den schroffen Temperaturwechsel im warmen Klima empfinden aber Brustkranke am meisten. Sie fühlen sich am wohlsten, wenn die Sonne im Zenith steht und sie durchglüht. Ist sie aber hinter dem Kamm der Berge verschwunden, so glauben sie sich in einen Eiskeller versetzt. So wird die Riviera für Leidende dieser Art eine qualvolle Siechenstätte, an der sie, fern der Heimat, getrennt von allen Lieben, nach Lebensfrist ringend, ein Traumleben führen, bis der Tod sie wie eine Erlösung zur letzten Ruhe unter der Sonne und unter den Blumen bettet, deren balsamische Düfte ihnen Genesung versprochen, sie aber so grausam enttäuscht haben. Es war die letzte Enttäuschung ihres Lebens! Sie treten die Rückreise in die teure Heimat nicht mehr an und liegen, von ihrem tückischen Feinde überwunden, am stillen Ort, an dem das anstürmende Meer die ewig gleiche Trauerweise ertönen läßt.

Wie anders lebt, fühlt, sieht und denkt der Gesunde! Wie wohl fühlt er sich beraten, hier zu weilen, wo ihm mehr als je deutlich wird, daß der Arzt dort nicht hinkommt, wo Luft und Sonne hinkommen. Eine sonnige, üppige, blühende Landschaft von ergreifender Schönheit ist ihm Mentone, in der man unter goldenen Orangen und Zitronen und bei den balsamischen Düften unbegrenzter Blumenfelder lustwandelt, während die heimatlichen Fluren in Schnee und Eis erstarren. So wird es immer ein wirkliches Vergnügen sein, am Boulevard de Garavan zu flanieren, der an Villen entlang läuft, umrankt von blühenden Rosen und der lila Blüte der üppigen Bougainvillea, die in unserer deutschen Heimat nur in Treibhäusern und auch da niemals in dieser Fülle und Farbenschönheit vorkommt, — zu wandeln zwischen knorrigen Feigen- und Johannisbeerbäumen, Olivenhainen und Orangengärten, Mimosen und goldgelben Dolden — angesichts des Meeres, in dem die strahlende Sonne die wie Marmor leuchtenden Landhäuser und die blühende Landschaft widerspiegelt. Treffpunkt aller Fremden ist die Promenade du Midi am Strande, wo die täglichen Konzerte im Jardin du public, einer freilich nur dürftigen Nachahmung des Märchengartens von Monte Carlo, stattfinden. Palmen und exotische Gärten kennzeichnen den Weg. Verschlungene, blumige Pfade geleiten zu den aus dunklen Blätterdächern lugenden Pensionen, Hotels und Landhäusern. An der Strandpromenade de Garavan stoßen wir in den Roches rouges auf einen für die Urgeschichte wichtigen Punkt der Riviera. In den Höhlen dieser Felsen fand man die Gebeine unserer vorgeschichtlichen Vorfahren, die Reste von Frauen und Männern in ihren Gräbern an der Seite von Waffen und Steinwerkzeugen. Ein Geschlecht begrub das andere und lebte auf den Gräbern weiter.

Während des ganzen Winters herrscht in Mentone ununterbrochen reges Leben. Wie in Nizza, will man sich auch hier, wenn auch in bescheideneren Grenzen, amüsieren. Üppige



Die 87jährige Ex-Kaiserin Eugenie von Frankreich vor dem Bahnhof in Mentone

Blüten treibt das Spiel, seitdem nach der Wiedereinführung des Hasardspieles in Frankreich das Casino Municipal seine Pforten der Spiellust erschlossen hat.

Trocknen Fußes gelangt man von Mentone durch „Poseidons grünen Fichtenhain" zum Kap Martin, einem der beliebtesten Wallfahrtsorte der Besucher aus allen Himmelsgegenden. Mit mächtigen, verkrüppelten, silberschimmernden Oliven und hohen Kiefern bedeckt, denen sich Myrten und Rosmarin anschmiegen, erstreckt sich das liebliche Kap weit ins Meer hinaus. In seiner vornehmen Abgeschiedenheit war es einst der Lieblingsaufenthalt unseres Bundesgenossen, des Kaisers Franz Joseph und der unglücklichen Kaiserin Elisabeth. Alljährlich weilt hier Kaiserin Eugenie längere Zeit in ihrer Villa Cyrnos. Wer sie am Arm ihrer Gesellschafterin, einer früheren Hofdame, im Parke ihrer schmucken Besitzung bedächtigen Schrittes durch die prächtigen Orangerien und Palmenalleen wandern sieht, ahnt gewiß nicht, daß es die stolze Spanierin aus dem Hause Montijo ist, die einst als Frankreichs Kaiserin die Tuilerien an der Seine bewohnte und nun hier, in stiller Abgeschlossenheit von aller Welt, den schmerzlichen Erinnerungen einer glänzenden Vergangenheit lebt. Für ihre ehemaligen Untertanen ist sie nicht mehr vorhanden, kaum wissen sie, daß sie noch lebt.

Nicht weit von der Villa befindet sich das Hôtel du Cap, dessen herrliche Terrassen die Schaulustigen von nah und fern anlocken. Wenn Kaiser Franz Joseph Kap Martin aufsuchte, bewohnte er stets dieses Hotel. Ein Glanzpunkt Kap Martins ist das in der Nähe des Hotels am Meer gelegene Café, das von den Gästen Mentones gern aufgesucht wird.

* * *

Garavan ein neuer Spielort.

Wer einst an einer stillen Küstenstätte zu überwintern wünschte, wählte gern das liebliche Garavan in der Nachbarschaft Mentones. Hier boten hübsche Landhäuser inmitten duftender Gärten an ruhigen Wegen den Erholungsuchenden Rastpunkte, an denen

Spiel und Spielgespräche schwiegen. Geschwunden aber sind Friede und Ruhe aus dem Örtchen, seitdem an seinen Toren, im italienischen Orte Grimaldi, im Jahre 1912 der Cercle international privé des Roches rouges seine Pforten allen geöffnet hat, die ihr Glück im Spiel versuchen wollen.

Das Unternehmen ist von Leuten ins Leben gerufen worden, welche die Millionenernte der Bank von Monte Carlo nicht schlafen ließ. Daß es sich zu einer empfindlichen Konkurrenz des Spielunternehmens in Mentone entwickelt hat, kann nicht bezweifelt werden, wenn man dessen bewegliche Klagen im letzten Geschäftsbericht liest. Aber auch die Spielgesellschaft in Monte Carlo dürfte von ihrem Mitbewerber in nächster Nähe kaum entzückt sein. Ist doch Garavan-Grimaldi mit der durch Mentone führenden Straßenbahn in fünfzig Minuten, mit der Bahn gar in zwanzig Minuten zu erreichen. Dazu kommt, daß in Garavan-Grimaldi nicht bloß Baccarat, sondern auch Roulette gespielt wird, ein Hasardspiel, das im weiten Umkreise fast als ein Vorrecht Monte Carlos angesehen wurde. Sicher nicht ohne schmerzliche Empfindung sieht die Monte Carloer Bank Scharen von Wintergästen nach dem neuen Spielkasino wallfahren, um dort an den Tischen ihr Geld zu lassen.

Ein langgestrecktes, zweistöckiges Gebäude am Meer, mit einem Restaurant im Erdgeschoß und mit Spielsälen in der ersten Etage dienen als Betriebsstätte; ein Neubau im großen Stil ist geplant. Einstweilen rollen die Kugeln an drei Roulettetischen. Gendarmen in fast bühnenhaftem Aufputze spazieren vor dem Gebäude auf und nieder. An den Stufen des Eingangs empfängt ein Lakai mit Dreimaster und Stab die Spiellustigen. Die Ausstellung der Eintrittskarten erfolgt nach dem Vorbilde der Einrichtungen Monte Carlos. Beamte, mehr als nötig, daneben Diener mit stählernen Halsketten gleich denen unserer

Stadtväter, umgeben die Ausgabestelle. Der Trumpf aber wird im Innern des Spielsalons ausgespielt, wo Diener in auserlesen eleganten Livreen mit goldenen Knöpfen, kurzen, seidenen gelben Atlashosen, weißen Wadenstrümpfen und ausgeschnittenen Schuhen mit silbernen Knöpfen in Talergröße gemessenen Schrittes auf schweren roten Teppichen auf- und niedergehen.

Der Mindesteinsatz an den Spieltischen beträgt fünf Franks. Während die Monte Carloer Bank aber Einsätze mit Gewinnen bis zu 6000 Franks zuläßt, sind hier nur Einsätze mit Gewinnen bis zu 3000 Mark statthaft.

Das bürokratische Wesen, das an den Spieltischen Monte Carlos oft unangenehm auffällt, ist in Garavan nicht vorhanden. Hier begegnen wir keinen so unnatürlich strengen Gesichtern der Beamten. Rauchend, die Aschbecher auf den Spieltischen vor sich, sieht man die Herren spielen oder sich an der Bar in dem sichtbaren Nebenraum erfrischen. Selbst Beschwerdeführern hat man den Weg zum Kadi leicht gemacht, — thront doch die Direktion in einem Zimmer gleich am Eingange der Spielsäle, das Komitee gar in einem Zimmer in dem gemeinschaftlichen Raume der Bar und des Lesezimmers. Auch an diesem Spielorte ist für musikalische Genüsse ausreichend gesorgt. Gegenüber dem Gebäude, unmittelbar am Meer, befindet sich ein Restaurant, aus dem die weichen Melodien italienischer Sänger stimmungsvoll durch die offenen Fenster der hellen, luftigen Spielräume dringen. Es ist eine Lust, hier zu spielen. Das Spielkasino und das Restaurant mit seinem Dach aus ausgetrockneten Palmenblättern im Winkel eines steilen Felsgeländes rufen den seltsamen Eindruck hervor, als seien wir nach den Spielräumen eines fernen Landes, etwa nach Wild West verschlagen.

* * *

Ventimiglia.

Die berüchtigtste und wohl verhaßteste Zollstelle in Europa ist Ventimiglia an der französisch-italienischen Grenze. Doch nur deshalb soll ihr hier ein Wort gewidmet sein, weil alle, die von Osten her das Fürstentum Monaco erreichen wollen, sie leider berühren und die elende, schmutzige, unappetitliche, finstere, winklige Bauruine von Bahnhof mit seinen Zollplackereien kennen lernen müssen, die Tausenden und Abertausenden schon Verwünschungen entlockten! Die Qual des einstündigen Aufenthalts beginnt bei der Ankunft des Zuges mit dem Sturmlauf der Gepäckträger auf das Handgepäck und auf die Scheine für das große Gepäck. „Alles aussteigen zur Zollrevision!" ertönt in französischer Sprache der weithin schallende Schlachtruf aus der Bahnhofshalle. An einem Engpaß staut sich der Strom von Reisenden, der sich aus dem Zuge in die Bahnhofshalle ergießt. Immer nur zwei Personen auf einmal können sich mit ihren Handtaschen durch den mittels eines eisernen Gitters halbierten Engpaß langsam hindurchschieben, um ihre Fahrkarten durchlochen zu lassen und in den berüchtigten Raum zu gelangen, in dem die Zollrevision stattfindet. Ängstlich schauen die Reisenden nach den unsichtbaren Trägern, denen sie die Sorge um die Herbeischaffung ihres Handgepäcks anvertraut haben und nach den Wagen aus, die allmählich mit dem großen Gepäck in den Saal einrücken.

Nach langem Warten beginnt eine hochnotpeinliche Durchsuchung aller Gepäckstücke. Der Reisende versichert, daß er nichts Zollpflichtiges besitze, aber bis auf den Grund jedes Koffers und jeder Schachtel dringen die Augen und die schwieligen Finger der Zollbeamten, die hier offenbar aus der Hefe des Volkes hervorgegangen sind. Blusen, Kleider, Unterröcke werden zum Entsetzen der Damen hervorgezogen, befühlt, geschüttelt,

zerknüllt, auf die Zollschranke gedrückt und dann in einem wüsten Haufen in ihr Verließ zurückbefördert. Man will unbedingt etwas finden: darum scheut man sich nicht, den Körper zu befühlen, in die Taschen zu greifen und Beobachter an den abfahrenden Zuge aufzustellen. Wehe dem, der hier als Schmuggler zollpflichtiger Gegenstände in des Häschers Hände fällt, — wie ein Verbrecher wird er vor aller Augen abgeführt, in eine hohe Geldstrafe genommen und gezwungen, ein Schriftstück zu unterzeichnen, das ihn als ertappten Zollbetrüger brandmarkt. Besonders scharf wird nach Zigarren, Zigaretten, Tabak herumgeschnüffelt, aber nur von den französischen Zollbeamten und von diesen allein deshalb, weil sie mit einer hohen Geldbelohnung an allen Strafzahlungen der Missetäter beteiligt sind, deren Entlarvung ihnen geglückt ist.

Ist für den Reisenden alles glatt abgegangen, so muß sich dieser, wenn er nicht an dem üblichen fliegenden Mittagessen teilnehmen will, den Weg durch unentwirrbare, schmale, schmutzige Gänge in einen halbdunklen Raum bahnen, dort eine halbe Stunde in drangvoller, fürchterlicher Enge zwischen Menschen und Gepäckstücken auf das Öffnen der Tür zum Bahnhof warten und sich zum Sturm auf den zur Abfahrt bereitstehenden Zug nach Monte Carlo vorbereiten. Wer Glück hat, sieht seinen Träger mit Gepäck rechtzeitig am Zuge wieder.

* * *

Beausoleil.

Der am höchsten gelegene Teil Monte Carlos, allgemein als Monte Carlo Superieur bekannt, bildet seit dem Jahre 1904 unter dem Namen Beausoleil eine eigene französische Gemeinde. Niemals würde das Felsstück, auf dem

Beausoleil liegt, ein Lockmittel zur Erbauung von Villen, Hotels, Geschäftshäusern und Magazinen abgegeben, niemals Beausoleil sich zu einem belebten Verkehrspunkte entwickelt haben, wenn Monte Carlo nicht an seiner Wiege Pate gestanden hätte. Bürgermeister von Beausoleil ist Camille Blanc, der höchste Beamte der Spielbank von Monte Carlo. Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß im Jahre 1906 eine französische Gesellschaft das Palais du Soleil angesichts der Monte Carloer Bank zu dem ausgesprochenen Zweck ins Leben rief, dieser Konkurrenz zu machen. Es regnete Freibillets, um zum Besuche anzuregen. Als das Palais du Soleil bis zwei Uhr nachts seine Pforten offen ließ, folgte die Monte Carloer Spielbank diesem Beispiel. Um den Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen, pachtete sie schließlich das Unternehmen auf dreißig Jahre. Aus demselben Grunde pachtete sie auch das Casino Municipal de Beausoleil. Hier wie dort wird heute Variété, in den Nebenräumen aber Hasard: Baccarat und Boule gespielt.

* * *

Beaulieu.

Aus einem bescheidenen Fischerdorfe hat sich das reizende Beaulieu zu einem bevorzugten Winteraufenthalte entwickelt, das von Monte Carlo mit der Straßenbahn in zwanzig Minuten zu erreichen ist. Es gilt als Buon' retiro der vornehmen und begüterten Gesellschaft und aller, die, ermüdet durch das bewegte Stadtleben und die gesellschaftlichen Verpflichtungen, sich nach der Ruhe eines stillen Fleckchens Erde sehnen. Beaulieu erfüllt diese Sehnsucht. Silbernschimmernde Oliven und dunkle Pinien bedecken seine Anhöhen. Üppige Gärten, Anpflanzungen von Orangen und Oliven, von Palmendächern überdeckt, geben der Landschaft das Bild des Friedens, nach dem die erschlafften Nerven des erholungsbedürftigen Großstädters verlangen.

Den nördlichen Winden wehren die Roches de St. Michel, senkrecht emporstrebende nackte Felswände, den Zutritt. Unter dem Einfluß der hierdurch erzeugten Luftwärme hat sich bis zum Meer hinab eine überaus kräftige Pflanzenwelt entwickelt, die bewirkte, daß dieser Küstenort allgemein unter dem bezeichnenden Namen „Petite Afrique" bekannt wurde. Eine Sehenswürdigkeit ist das Grand Restaurant, dessen Veranden sich längs dem Meer hinziehen. Schwarze, buntgekleidete Diener bringen auf silbernen Platten die Speisen und den Kaffee. Es ist ein Stelldichein der Wintergäste. Vornehm wie die Gesellschaft, die hier verkehrt, sind auch die Preise, die verlangt werden.

* * *

Nicht weit von Beaulieu liegt das niedliche Cap Ferrat, zum größten Teil Besitz des verstorbenen Königs Leopold von Belgien, der hier häufig mit seiner ihm angedichteten „Frau" weilte, der Vaughan, einer ehemaligen Portierstochter, die er zur Baronin de Vaughan erhob, nachdem aus diesem Verhältnis bekanntlich zwei Söhne: Lucien Herzog von Tervueren und Philipp Graf von Ravenstein hervorgegangen waren. Glückliche Stunden nannte er die Zeit, wo er hier in den lauschigen Gängen seines im englischen Stil angelegten Parks den Frieden der Natur atmen und dem verhaßten höfischen Zwange entrinnen konnte. Wie oft hatte der Alte enttäuscht! Wie oft ist er enttäuscht worden! Und wenn von den Zweigen schattiger alter Bäume der Nachtigall süße Lieder schmachtend an sein Ohr klangen, dann horchte er gespannt auf: „Es sind,"

sagte er, „die einzigen lebenden Töne, die mich nie enttäuscht haben!"

Cap Ferrats dankbare Bewohner haben ihrem treuen Stammgast längst ein Denkmal errichtet.

* * *

Eine erfrischende Abwechslung in die Landschaft bringt der Kriegshafen von Villefranche, der als der sicherste und schönste Ankerplatz des französischen Mittelmeergeschwaders angesehen wird. Die Schöpfung dieses Hafens wird auf Karl II. von Anjou, König von Sizilien, den Henker unseres Konradin, und auf das Jahr 1259 zurückgeführt.

Lord Salisbury besaß hier ein Landhaus, in das er sich, nach heißen parlamentarischen Kämpfen, zum Sammeln neuen Muts und neuer Kraft für den Kampf um die Weltstellung des Inselreiches zurückzog.

* * *

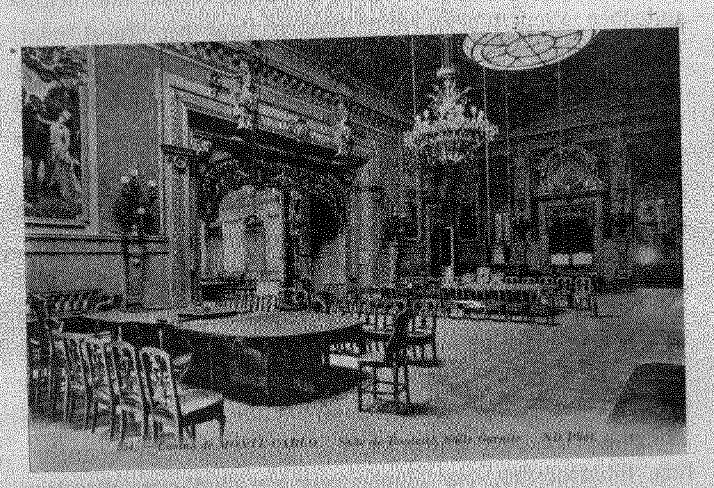
Ein Geierhorst auf eng umschriebener Felsspitze ist Eze. Hoch über Pinien, die den untern Teil des Berges bedecken, wurde es einst zwischen Himmel und Erde von den Phokäern aufgebaut. Im Mittelalter saßen hier sarazenische Seeräuber.

Als Aussichtspunkt ist Eze die Krone der Hochstraße. In dem großartigen Rundbild wirken der ganze Reiz der südlichen Landschaft, die unbegrenzte Fläche des Mittelmeers in einem weit ausgespannten Bogen, und die malerischen Buchten mit unvergleichlicher Macht.

* * *

10.
Spielsucht und Bankreklamen.

Der Anblick, den die Spielerwelt in Monte Carlo bietet, wiegt Ausgabe und Mühe einer Reise an die Riviera reichlich auf. Wessen Weg an die Ponente führt, wird ohne weiteres das kleine Fürstentum aufsuchen, weil er das Land kennen lernen will, dessen Ruf als Eldorado der Spieler bis in die ent-



Spielsaal

ferntesten Winkel der Erde gedrungen ist, weil er mit eigenen Augen den zwischen der Bank und den Spielern tobenden Kampf beobachten will und das Temperament, das die Menschen in der Leidenschaft des Spiels, im Ringen um Gold, um Sein und Nichtsein am Brennpunkt des Spiels entwickeln. Nicht ohne Staunen gewahrt man an den Spieltischen fast in der Überzahl das weibliche Element, edle Frauen und junge Mädchen neben den Kokotten. Und sie scheinen sich an dieser Stätte fast

wie zu Hause zu fühlen — hier, wo in einem Maße wie wohl an keinem anderen Platze der Welt nichts ihre Bewegungsfreiheit hemmt, wo sie unter dem Schutze der Bank dieselben Rechte wie der Mann genießen.

Was der Beobachter sieht, ist das ewig gleiche Bild eines harten Kampfes, in dem niemand unterliegen, niemand unterlassen will, mit neuer Munition die gefährdete Stellung zu stützen, von der Matrone, die mit gläsernen Augen und nervös zuckenden Lippen dem entscheidenden Lauf der Kugel folgt, bis zum Lord, der Pakete über Pakete von Banknoten achtlos auf den Tisch wirft. Und doch — als ob das funkelnde Gold der Wände, die Flut strahlenden Lichts in den hohen, weiten Räumen, die gemessene Zurückhaltung der eleganten Welt alle zu dumpfem Schweigen zwänge, spielt sich ruhig und vornehm, hier und da durch Gewinnstreitigkeiten gehemmt, der Kampf ab, fallen geräuschlos die Lose, wie die Blätter von den Bäumen. Aber unter der friedlichen Decke fließt ein feurig glühender Strom, schlagen alle Herzen, fällt und steigt das Fieber! Und immer ist es derselbe Trauermarsch, der am Ende geblasen wird — alle Munition ist verpufft: „pleite sind alle Systeme, pleite der Talisman, die „Mascotte" (die vermeintliche Glücksgöttin), die Wunderkraft der Buckligen, alle Illusionen, alle Berechnungen, alle Erfahrungen, alle Vorsicht, alle Kühnheit, alle Schlauheit. Der Kugel vermochten alle Mätzchen keine Schlingen zu legen, in denen sie sich hatte verfangen sollen.

So zieht mit leeren Taschen der kleine Spieler nach Hause, der, begierig nach Zerstreuung, mit kleinen Einsätzen nach kleinen Gewinnen strebte, — der geizige Spieler, der einen Louis ergattern wollte und dem verlorenen Louis mit einem Vermögen nachjagte, — der gesprengte Banksprenger,

der mit dem Maximum vorbeioperierte, — der verblendete Spieler, der beim Anblick der reichen Bankschätze feste wie Pampel losging, bis er alles verloren, — der impulsive Spieler, den die unaufhörlichen Schwankungen zum ewigen Wechsel in der Wahl der Chance trieben, — der Illusionist, der mit unbegrenzten Hoffnungen auf eine glückliche Wendung Banknote über Banknote wechselte, — der ziellose Spieler, der mit allen möglichen Methoden in der Tasche, eine nach der anderen enttäuscht beiseite schob, — der Verstandesspieler, der mit Verstand — vorbeisetzte, — der verzweifelte Spieler, der den letzten Coup spielte, — der nervöse Spieler, der von Tisch zu Tisch rannte, die Ursache all seiner Verluste auf ewige Störungen zurückführte, — der Systemspieler, der die zu Hause mittels Spielmarken mit Bombenerfolg erprobte Methode hier mit barem Gelde spielte und nun ein glänzendes Fiasko erlebt, — der enttäuschte Spieler, der keine rechte Vorstellung von der Bedeutung des Gesetzes der großen Zahlen hatte und einer unglaublichen Einbuße jetzt verblüfft gegenübersteht, — der abergläubische Spieler, der fassungslos seinen Louis verschwinden sah, trotzdem er auf den Geburtstag seiner Tochter gesetzt hatte, — das Heer der weiblichen Spieler, die vor dem Bankschluß auch nicht mit der Feuerspritze von ihren Sitzen wegzubringen sind, — die Spieler, die nicht aufhören zu spielen, bis auch ihr Gewinn wieder flöten gegangen ist. Heiliger Brahma!

Der Kampf ist zu Ende, doch nur für heute, denn morgen wird natürlich der Versuch gemacht werden, das verlorene Geld, koste es, was es wolle, zurückzuerobern oder den Gewinn zu erhöhen. Warum auch nicht? Bringt doch ein einziger Louis, auf die richtige Nummer gesetzt, jedesmal 700 Franks!

Und dieser Gedanke: die Erregung der schönen Hoffnung überwindet alle Bedenken! In diesem prickelnden Reiz liegt

aber auch ein Stück des Geheimnisses der Spielsucht. Mächtiger als die Kraft des Widerstandes des menschlichen Willens und aller Vernunftsgründe triumphiert dieser prickelnde Reiz über alle Grundsätze und alle Vernunftsgründe. Vernunft wird Torheit! Sinn- und führerlos folgt der Spieler seinem dunklen Drange, skrupellos gleitet er über die heiligsten Gelöbnisse weg, furchtlos leistet er Schwur über Schwur, schwört Meineid über Meineid. Werden doch nirgends in Gottes weiter Welt Wort und Schwur so oft gebrochen, wie in dem sündigen Monte Carlo. Als erster klopft oft am nächsten Tage wieder an die Pforte des Kasinos, wer gestern feierlich sein Wort verpfändete, nie mehr zu spielen, wer hoch und heilig schwor, den Fuß nicht mehr in diese Giftbude zu setzen. Es ist ein Leben im Rausch, der das seelische Gleichgewicht aufhebt, wenn der Trunkene am grünen Tisch als Narkotium die dumpfe Schlafwagenatmosphäre einatmet wie der Opiumkranke das süße Gift, das seinen Geist in die Gefilde seliger Träume überleitet, — es ist eine Jagd nach Erregungen und nach dem Glück, im Kielwasser der großen, glücklichen Spieler, jener Spieler, die auf dem glatten Parkett der Spielsäle wucherisch wie Heidekraut am Wege gedeihen müßten, wenn die Berichte wahr wären, die die Siege großer Spieler in allen Blättern des In- und Auslandes verkünden.

Aber diese Berichte sind bezahlte und bestellte Arbeit, um das Interesse für das Spiel anzuregen und zu fördern. Es soll nicht behauptet werden, daß die Mitteilungen über die Erfolge großer Spieler ausnahmslos auf freier Erfindung beruhen, denn es ist oft genug zu beobachten, wie dieser oder jener Spieler ungeheure Gewinne einstreicht. Fälle dieser Art greift die Bank gern heraus, um sie aller Welt verkünden zu lassen, denn sie weiß, daß das Ausposaunen spielerischer Riesenerfolge das

Interesse gewaltig anfacht und oft selbst hartgesottene Zweifler entwaffnet. Immer aber verschweigt sie, daß die Helden der glücklichen Ereignisse meistens nur einen Teil ihrer oft riesigen Verluste zurückgewonnen oder das gewonnene Geld am nächsten Tage wieder verspielt haben.

Wie nett lesen sich diese Berichte, dank diesen kleinen Gedächtnisfehlern! Und wie wirksam vermögen solche niedlich zugestutzten Histörchen im Leser den Wunsch nach gleichen Erfolgen, wie sie dem glückgesegneten Helden beschieden waren, wachzurufen!

Klingt es doch wie Musik aus anderen Sphären an das Ohr, wenn die Zeitungen melden:

„Die französische Köchin einer angesehenen deutschen Familie heiratete nach Marseille. Vor dem Verlassen der Côte d'Azur wollte das junge Paar von seinen Ersparnissen 400 Franks in Monte Carlo wagen. Sie spielten getrennt an verschiedenen Tischen. Mit dem Abendzuge dampften sie mit einem Gewinn von 80 000 Franks in das neue Heim ab."

Nicht weniger schmackhaft ließ die Bank den biederen Lesern aus Anlaß der Verlobung des jungen Roosevelts eine kleine Geschichte aus dem Leben der jungen Braut verzapfen. „Es mag seltsam klingen," schrieben die Blätter, „aber es ist eine Tatsache, daß die Braut Theodor Roosevelts den Grundstock zu ihrem Vermögen in Monte Carlo gelegt hat. Fräulein Eleanor Alexander besuchte, als sie noch fast ein Kind war, Monte Carlo in Begleitung ihres Vaters auf einer Europareise. Neugierig, wie die kleine Eleanor war, bestand sie darauf, auch das Kasino kennen zu lernen, und als man an die Spieltische kam, bat das kleine Mädchen seinen Vater, auf das Monatsdatum ihres Geburtstages setzen zu dürfen. Herr Alexander tat es, und zum größten Vergnügen des Kindes, wie zur Überraschung

seiner Eltern erwies sich die Nummer als außerordentlich glückbringend. Sie gewann mehrere Male hintereinander und brachte in kurzer Zeit viele Tausende ein. Der Vater zahlte das Geld sofort bei der Amerikanischen Bank in Monte Carlo ein, von wo es nach New York gesandt wurde. Dort wurde es zu einem hohen Zinsfuß mit der Bestimmung festgelegt, daß es nicht eher ausgezahlt werden sollte, als bis Fräulein Eleanor Alexander mündig geworden sein würde. Dies trat Weihnachten vorigen Jahres ein und der Glücksgewinn des kleinen Fräulein Eleanor hatte sich bis dahin auf 500 000 Franks vermehrt."

Doch was Fräulein Eleanor Alexander in langen Jahren erreichte, hat gar ein Kanadier in einer Stunde vollbracht. Beim Beginn der neuen Saison brachten alle Blätter ein Telegramm aus Monte Carlo, das meldete:

„Ein glücklicher Gewinner".

„Gestern war das Kasino in hellster Aufregung. Ein Kanadier namens Creuzier gewann 464 000 Franks in einer Sitzung. Er setzte regelmäßig das Maximum auf die Dutzende. Er hatte bereits seinen gesamten Gewinn und noch 20 000 Franks dazu verloren, als sein Pech plötzlich in das Gegenteil umschlug und er eine Serie nach der anderen gewann. Viermal sprengte er verschiedene Tische der Bank."

Den Vogel ließ man indessen bald darauf einen Amerikaner abschießen. „Haste Worte, Mutter?" sagte eines Morgens Schulze zu seiner Frau, „da hat ein Amerikaner in Monte Carlo eine Million gewonnen. Solch Schwein, da lies!"

„Der Sieg von Monte Carlo."

„In Monte Carlo hat, wie uns ein Privattelegramm meldet, ein Amerikaner die Spielbank gesprengt, indem er eine Million Franks bei der Roulette gewann."

Um Abwechslung in die Sache zu bringen, läßt die Bank alsdann noch wohlwollend einen französischen Künstler eine halbe Million beim Trente-et-quarante gewinnen und einen englischen Offizier mit einem Einsatz von 100 Franks ein solches Glück entwickeln, daß er in sieben Tagen 400 000 Franks in seine Heimat schicken konnte.

Und welches Glück hatte gar Fräulein Marie Maison, die nur noch über 4 Franks 95 Ctm. verfügte, wozu sie sich von einer Freundin einen Sou borgte, um den mindesten Einsatz von 5 Franks zu vervollständigen. Mit diesen fünf Franks gewann sie in 7 Stunden 72 000 Franks.

Das zieht! Und wer einmal als Spieler nach Monte Carlo geeilt und dort gekostet, trinkt weiter Lethe, nochmals Lethe und immer wieder Lethe! Die Erfahrung beweist es!

„Ich kannte eine alte, vornehme Dame," erzählte Ciamelot, „die seit vielen Jahren in Nizza wohnt und alltäglich nach Monte Carlo fährt. Eines Abends traf ich sie nachdenklich auf den Terrassen des Kasinos. Sie beschwor mich, diesen Ort zu meiden und zu versuchen, mich von der dämonischen Leidenschaft des Spiels zu befreien, die das Leben vergifte. Mich, sagte sie, hat einst der Zufall hierher getrieben; ich habe seitdem alles versucht, mich von dieser Sucht zu befreien; ich habe mich drei Monate ins Irrenhaus sperren lassen, aber, wie Sie sehen, bin ich noch hier. Ich habe gelitten! Ich habe 500 Franks gestohlen, in der Hoffnung, das Gefängnis mit allen seinen Schrecken und Entehrungen werde mich retten können, ich bin zurückgekehrt, leidenschaftlicher als je. Ich habe meinen Namen, meine Freiheit, meine Ehre geopfert, mein Vermögen, meine Existenz, mein Lebensglück zerstört — alles ohne Heilung zu finden!

„Auch ich," erzählte Cambon, „war ein wütender, unsinniger Spieler. In kaum drei Jahren habe ich mein Erbteil, alle meine

Güter, alle meine Äcker verspielt. Auch ich habe der Leidenschaft des Spiels meine glänzende gesellschaftliche Stellung zum Opfer gebracht. Aber jetzt spiele ich nicht mehr — ich lasse spielen — ich bin „Croupier" geworden! Was mich einst hier hertrieb? O, ich suchte die Bank einst auf, weniger um zu gewinnen, als um das Spielleben und die Empfindungen des Spiels kennen zu lernen. Als ich zum ersten Male das Kasino aufsuchte, beschlossen mein Freund und ich, eine Karte zu kaufen, die das Spiel erklärt und dann hinzugehen und einige Fünffrankstücke zu setzen. Nach dieser Karte setzte mein Freund 5 Franks auf Rot und verlor; aber auch das zweite Stück erlitt das gleiche Schicksal, das dritte aber gewann. Dann setzten wir weiter und sahen, wie leicht zu gewinnen und zu verlieren war. Wir hatten jeder 40 Franks gewonnen. Mein Freund wollte gehen, aber auf meinen Rat spielten wir an einem andern Tisch und verloren alles, was wir besaßen. Beim Weggange sahen wir, wie viele gewannen. Mein Freund warf mir vor, daß ich schuld an dem Mißgeschick wäre. Aber bald stellte sich heraus, daß mein Freund noch Geld zur Rückreise hatte. Ich hatte schon überlegt, wie man zu Fuß nach Cannes, etwa 100 km weit, gelange. Statt gewarnt zu sein, fuhr ich wieder nach Monte Carlo ich gewann 60 Franks. Ich fuhr mit dem Luxuszug zurück. Ich beschloß, nicht mehr nach Monte Carlo zu fahren. Aber die Spiellust hatte mich schon zu tief ergriffen, ich fühlte, daß ich einen großen Coup machen werde. Zuerst nahm ich stets wenig Geld mit, aber eine Rückfahrkarte. Diese Vorsicht gab ich bald auf und verlor. Jeden Tag fuhr ich nach Monte Carlo, um mein Geld zurückzugewinnen. Ich war voller Zuversicht, daß ich mein Geld zurückgewinnen werde, wenn nicht in dem einen, dann in dem andern Jahre. Ich fuhr und fuhr nach Monte Carlo. In Monte Carlo aber blieb alles beim alten; ich aber wurde immer ärmer. Sie sehen, an welcher Stelle ich endete. Aber ich fühle mich wohl in meiner Tätigkeit als Croupier, weil ich mitzehre von der Leidenschaft der Spieler in meiner Umgebung, weil ich heute Gold auf die Felder ausstreuen, morgen die Kugel werfen, übermorgen Gold und Banknoten zusammenraffen und Gewinne auszahlen kann. In mir lebt die Vorstellung, nicht Angestellter, sondern Spieler unter den Spielern zu sein wie zu der Zeit, wo ich das alles noch durch eine rosafarbene Brille betrachtete. Kennen Sie den Zauber der Roulette? Glauben Sie mir, daß diese Leidenschaft größer ist, als Sie ahnen! Sie wurzelt so tief im Menschen, daß er das Unmögliche möglich macht, daß er steile Felsen erklimmt, wenn er weiß, daß hoch oben eine Roulette surrt. Mich söhnt dieser Gedanke mit meinem Schicksal aus. Ich bin zufrieden, weil ich alle Rassen, alle Stände, jahraus, jahrein zu uns wallfahrten sehe und in der Leidenschaft meiner Mitmenschen den erklärlichen Milderungsgrund für meinen unbezähmbaren Trieb fühle. Wir haben viele Gegner. Nun, wenn man mit dem Spiele aufräumen will, dann fange man zunächst an mit den Menschen aufzuräumen! Solange sich aber noch mit jeder wiederkehrenden Saison alles, was die Welt an Geist und Intelligenz, an Rang und Stellung, gleichviel ob mit dem Traum großer Gewinne, mit dem Durst nach den Erregungen und Enttäuschungen, die die Laune des Schicksals hier entstehen läßt, zum Tanze um das goldene Kalb bei uns versammelt, werden wir uns in guter Gesellschaft befinden und gern die Predigten der Moralisten über uns ergehen lassen.

* * *

11.

Wie die Bank wurde.

Ehe wir die Wirksamkeit der gegenwärtigen Leiter der Spielbank erörtern, mögen zum besseren Verständnis des Lesers an dessen Auge in flüchtigen Bildern die Persönlichkeiten vorüberziehen, die einst einen entscheidenden Einfluß in der Verwaltung ausübten, die Aktiengesellschaft begründeten, ausbauten und dem Betrieb eine Organisation gaben, die noch heute allgemein willig und neidlos als mustergültig anerkannt werden würde, wenn nicht kleinliche Züge der heutigen Verwaltung den Glanz des Meisterwerkes verdunkelten.

Wie sah es früher in der Bank aus?

Von François Blanc wurde am 2. April 1863 der Betrieb des Spieles durch die Begründung einer Aktiengesellschaft unter der Firma Société des Bains de Mer et des Étrangers mit einem Kapital von 15 Millionen Franks eingeleitet. Dieses Aktienkapital wurde am 14. April 1882, kurz nach dem Ableben der Frau Blanc, auf 30 000 000 Franks, eingeteilt in 60 000 Stück zu 500 Franks, mit 25 Franks laufender Stückzinsen, neben der Jahresdividende, erhöht.

Im Jahre 1882 wurden das Spielprivilegium bis zum 1. April 1913 verlängert, dem Fürsten für die Gewährung der Konzession eine Jahresabgabe von 1¼ Millionen zugesichert und erhebliche Verpflichtungen zum Vorteil des Landes übernommen.

Im Jahre 1898 wurde eine Obligationsschuld von 80 000 Stück und im Jahre 1905 eine solche von 53 000 Stück, zusammen von 133 000 Stück zu 300 Franks im Gesamtbetrage von 39 900 000 Franks mit 4% verzinslich, zur Deckung der gewaltigen Lasten aufgenommen, die der Gesellschaft als Entgelt für die

Verlängerung des Spielprivilegiums bis zum 1. April 1948 vom Fürsten Albert auferlegt wurden. Als zwei der bedeutendsten Posten seien hier nur die Zahlungen von 25 Millionen in zwei Teilbeträgen an den Fürsten, sowie 5 Millionen für den Hafenausbau erwähnt.

Neben der Spielbank ist die Société formell Eigentümerin der als Aktiengesellschaft begründeten Beleuchtungsanstalt mit einem Monopol, das bis zum Jahre 1940 läuft, sowie ihres als Aktiengesellschaft im Jahre 1899 begründeten Besitzes: des Hôtel de Paris und des Café de Paris. Deren Betrieb ist der Société de l'Hôtel de Paris bis zum Jahre 1948 verpachtet, d. h. auf solange, als die Spielkonzession läuft. Herren des Hôtel de Paris und des Café de Paris sind tatsächlich aber die hohen Herren von der Verwaltung, da sich in deren Händen der größte Teil der Aktien dieses Unternehmens befindet.

So lange François Blanc lebte, lenkte sein Wille das Geschick der Bank. Kein Aufsichtsrat, kein Direktor, kein fremder Einfluß konnte seinen Willen hemmen, da er in seinem feuerfesten und diebessicheren Tresor in den stummen Aktien ängstlich die Macht hütete, die ihn zum unbeschränkten Gebieter des Unternehmens machte. Nur drei Menschen gab es neben seiner Gattin, mit denen er vom ersten Augenblick bis zum Schlusse seine Tätigkeit in treuem Bündnis teilte: Bertora, Wagatha, den Schwager seiner Frau, und den Deutschen Friedrich Stemler, aber auch für dieses Dreiblatt waren Blancs Wille und Wunsch Grenze und Wegweiser.

Erst als seinen toten Händen die Zügel entglitten, als die Macht aus den ererbten Aktien auf seine Gattin überging, trat ein Wandel ein. Die Satzungen wurden geändert — Graf Bertora erschien als Aufsichtsratspräsident, Wagatha als Generaldirektor auf der Bühne. Aber Wagathas Stern erlosch, sobald

seine Beschützerin, Frau Blanc, ihre Augen für immer geschlossen hatte — er fand in der nächsten Generalversammlung von April 1882 nicht mehr die zu seiner Wiederwahl erforderliche Stimmenmehrheit. Wagatha hatte bis dahin viel Geld verdient. Ohne Groll, mit seinem Erfolge zufrieden, zog er sich auf seine Güter im Elsaß zurück. Seinen Posten bekleideten nacheinander Dupressoir, Chartran, der ehemalige kaiserliche Präfekt Thezillat, Bornier und schließlich Wicht, der noch heute diese wichtige Stelle innehat.

Mit wechselndem Glück rang inzwischen Bertora mit Bonnaud, dem Günstling und Sekretär des Prinzen Bonaparte, um den höchsten Verwaltungsposten. Bald schien sich die Gunst der Aktionäre dem Grafen Bertora, bald dem fürstlichen Günstling zuzuwenden. Unausgesetzt wurde gewühlt, von dieser und jener Partei um Freundschaft geworben, um die entscheidende Stimmenmehrheit zu erlangen. Aus der Abstimmung in der Generalversammlung vom November 1891 ging Bertora von neuem als Präsident des „Conseil des Cinq" hervor. Bertora übte seine Macht wie ein großer Herr aus, dessen Meinung Gesetz und dessen Wünsche Befehle sind. Man wurde seiner überdrüssig. Je mehr die Blancschen Erben sich ihres Aktienbesitzes zu entledigen suchten, desto bedenklicher begann sein Thron zu wackeln. Schon im Jahre 1886 hat Edmond Blanc mit dem Verkauf seiner Aktien begonnen; seinem Beispiele folgte Prinz Bonaparte und schließlich Prinz Radziwill. Eine Gruppe französischer Bankiers kaufte die an den Markt gelangten Aktien emsig auf, um sich mit deren Hilfe die Stimmenmehrheit und so den Einfluß auf die Verwaltung zu sichern. Als erstes Ziel schwebte dieser Gruppe vor, dem autokratischen Regiment des Grafen Bertora ein Ende zu machen. In der Generalversammlung vom 30. April 1892 brach seine Herrschaft zusammen:

— er war nicht erschienen, da er sein Schicksal kommen sah. Nach fast dreißigjähriger Tätigkeit, wovon er fast 20 Jahre als allmächtiger Leiter der Verwaltung im Bankgebäude gethront hatte, hatte Bertora ausgespielt. Spuren seiner einstigen Größe verraten nur noch die schöne Villa in der Avenue de la Costa 27, die seit seinem unfreiwilligen Abgange öde und verlassen aus einem herrlichen Garten auf die goldenen Kuppeln des Kasinos, seines einstigen Wirkungskreises, hinüberblickt.

Der Bankier Custot, ein Mitglied der französischen Gruppe, übernahm mit dem Titel „Generalverwalter" Bertoras Amt, aber schon nach zwei Jahren, am 21. Juli 1895, erreichte seine Herrlichkeit ein Ende.

Seit dieser Zeit nimmt Camille Blanc als Aufsichtsratspräsident die höchste Stellung in der Bank ein.

Der oberste Bürobeamte mit dem Titel Generaldirektor seit Blancs Zeiten ist der Österreicher Wicht, der im Rufe eines außerordentlich gewandten und befähigten Geschäftsmannes steht. Drei Direktoren, die Herren Séneron, Maubert und Martiny leiten gegenwärtig unter ihm die Geschäfte. Aber weder Generaldirektor Wicht noch seine Direktoren können nach freiem Ermessen wirtschaften — sie haben trotz ihrer bevorzugten Stellungen alle ihre Maßnahmen genau den Anschauungen anzupassen, die in dem Verwaltungsrat jeweilig herrschen, der zur Überwachung ihrer Geschäftsleitung alljährlich von der Generalversammlung ernannt wird. Augenblicklich besteht dieser Verwaltungsrat aus den Herren Baltazzi, Bornier und Piedallu.

Verantwortlich für alle seine Maßnahmen ist der Verwaltungsrat dem Aufsichtsrat, der sich aus drei ordentlichen und zwei außerordentlichen Mitgliedern, mit Camille Blanc an der Spitze, zusammensetzt. Dieser „Fünferrat", wie er gern ge-

nannt wird, kann sein Veto gegen alle Beschlüsse des Verwaltungsrats einlegen, die nach seiner Meinung gegen das Interesse der Bank laufen, kann dessen Mitglieder aus ihren Ämtern entfernen und Generalversammlungen einberufen.

Aber auch der „Fünferrat“ hat seine Beschlüsse wohl zu überlegen, da er verpflichtet ist, seine Maßnahmen vor der Generalversammlung zu rechtfertigen.

Diese ganze Gesellschaft besteht indessen heute aus Leuten, die sich gegenseitig keine Knüppel zwischen die Beine werfen. Nur noch Großkapitalisten sind sowohl in der Verwaltung, wie in der Generalversammlung vereint. Denn den Generalversammlungen darf satzungsmäßig keine menschliche Seele beiwohnen, die nicht mindestens 200 Aktien ihr Eigen nennt, kein ordentliches oder außerordentliches Mitglied kann dem Aufsichtsrat angehören, das nicht über 600 bezw. 200 Aktien verfügt, und niemand in den Verwaltungsrat berufen werden, der nicht 100 Aktien im Werte von über einer halben Million Franks zu hinterlegen vermag.

* * *

12.

Wie die Bank es macht.

Camille Blanc geht völlig in der Aufgabe auf, die ihm das Amt als Vorsitzender des Aufsichtsrats auferlegt. Gewiß hatte er ein fertiges Werk vorgefunden, aber als Sohn des Schöpfers des großen Unternehmens und der schönsten Gärten an der Riviera hatte er gewissermaßen auch die Pflicht ererbt, den Vorsprung Monte Carlos gegen die anderen Winterkurorte zu verteidigen. Diese Aufgabe hat er seither erfüllt. Camille Blanc

hat nicht nur den Vorsprung bewahrt, sondern auch das väterliche Erbe zu höherer Blüte entwickelt. In seinen Kreisen gilt er als Großmeister in allen Verwaltungsfragen. Selbst seine allergetreueste Opposition erkennt an, daß seine Intelligenz, Schaffenslust und Geschäftsgewandtheit turmhoch die aller seiner Mitarbeiter überragen.

Camille Blanc führt die inneren Angelegenheiten der Bank mit Takt und weiß den Gang aller Verhandlungen so zu leiten, daß sie allemal regelrecht nach seinen Ideen verlaufen. Als einflußreicher und gewandter Redner mit außerordentlich einschmeichelnden, immer gleichmäßig vornehmen Formen, hat er von jeher einen nicht unerheblichen Einfluß auch auf die wichtigen Beschlüsse der Generalversammlungen ausgeübt, zu denen die Beteiligten von allen Seiten einzutreffen pflegen. So konnten auf seine Anregung die Erweiterungsbauten der Spielsäle, der Neubau des Hôtel de Paris, das neue Bade-Etablissement, der herrliche Anbau am Kasino für den Cercle privé als Schöpfungen entstehen, die dem Fürstentum zur höchsten Zierde gereichen. Er hat dafür gesorgt, daß großartige Filteranlagen gesundes Wasser aus der Vesurbie liefern, daß in Fontvieille, einige Minuten entfernt vom Monacoer Felsen, ein Verbrennungsofen für Müll und alle Küchenabgänge zum Schutze der Gesundheit errichtet und daß angesichts der blühenden Entwicklung des Unternehmens die Spielkonzession der Gesellschaft bis zum Jahre 1948 gesichert wurde. Das erforderte gewaltige Opfer, die indessen dank der Steigerung der in erster Linie durch Blancs Tätigkeit herbeigeführten Millionengewinne leicht gebracht werden konnten. Aber diese Erfolge konnten nur errungen werden, weil Camille Blanc aus dem Holze seines Vaters geschnitzt, mit diesem den wunderbaren Spürsinn für das Wirksame gemeinsam hat. Rastlos wie in der Verwaltung

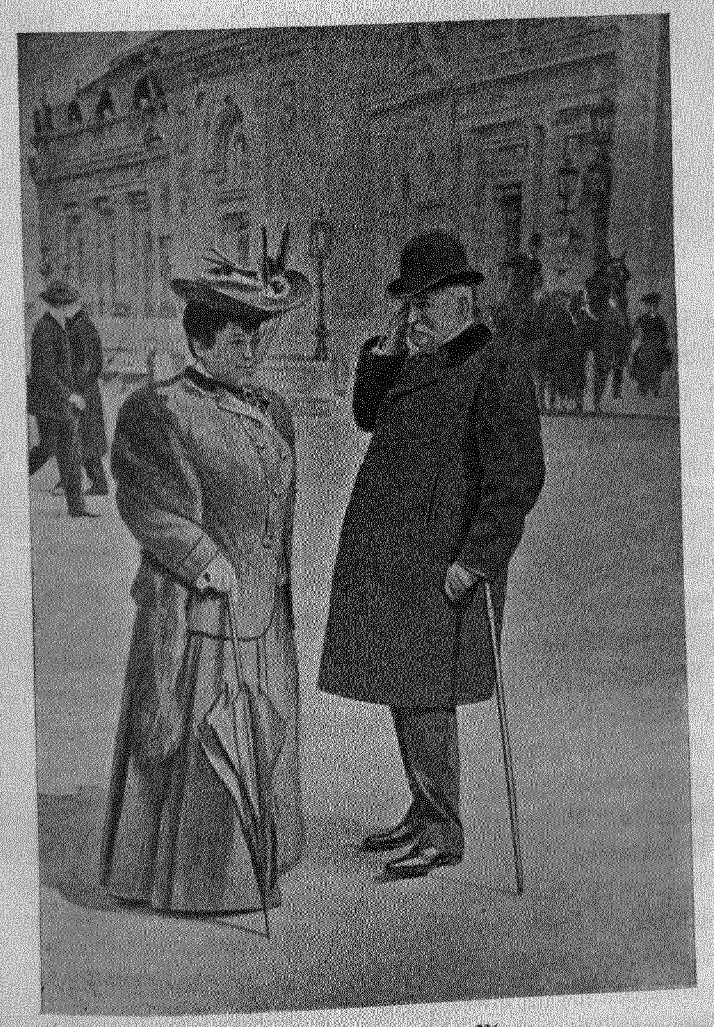
ist er auch als Vorsitzender ungezählter sportlicher Vereinigungen tätig.

Blanc gehört wie sein Vater zu den Frühaufstehern. Man kann ihn täglich in den frühesten Morgenstunden von seiner auf hohem Felskap belegenen, allen sichtbaren Villa, den Weg bergab nach dem Kasino wandern sehen. Abends mischt er sich gern unter die Besucher der Spielsäle. Wenn er die Räume betritt, stehen die Diener stramm, während die Augen der an den grünen Tischen tätigen Beamten mit sanftem Aufschlag zu ihm hinüberblitzen. Feierlich nimmt er Hut und Stock in der Garderobe entgegen, wenn er den Tempel verläßt, um im Hôtel de Paris nach alter Gewohnheit ein wenig zu plaudern.

Aber man merkt, daß die arbeitsreichen, aufregenden Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind, wenn man Blancs kurze, gedrungene, breitschultrige Gestalt in gebückter Haltung, das Kopfhaar und den Bart so weiß wie der Schnee, bedächtigen Schrittes über den Platz wandeln sieht.

Für die Durchführung aller Anordnungen, die in der höchsten Sphäre der Verwaltung getroffen werden, sorgt eine Schar von Abteilungschefs, Generalinspektoren, Oberinspektoren, Inspektoren und Abteilungsleitern in dem aus mehr als tausend Personen umfassenden Heer von Angestellten im Spielbetrieb.

Man nimmt leicht wahr, daß die zur Durchführung der Anordnungen berufenen Beamten bemüht sind, ihre verantwortungsvollen Ämter ernst und pflichttreu zu verwalten, aber man spürt zugleich, daß, wenn auch die untergeordneten Beamten an eine strenge Manneszucht gewöhnt sind, eine innige Interessengemeinschaft die einzelnen Glieder des ganzen Beamtenkörpers miteinander verknüpft. Die Behandlung der Untergebenen ist würdevoll, menschlich, gerecht. Wer pflicht-



Herr und Frau Camille Blanc

treu, einsichtsvoll und gewandt seinen Posten ausfüllt, darf stets auf Wohlwollen und Beförderung rechnen.

Wenn sich auch der größte Teil aller Geschäfte dank den im Laufe vieler Jahrzehnte erworbenen Erfahrungen in Betriebsformen abwickelt, die an die Verrichtung eines zur höchsten Vollkommenheit entwickelten Uhrwerks erinnert, so bleibt doch für die Direktion ein Arbeitsfeld übrig, das fortlaufend eine äußerst angespannte Tätigkeit verlangt. Sie hat den nie ruhenden Wandlungen zu begegnen, die sich naturgemäß im Spielbetriebe, im Bereiche der Oper, des Schauspiels und der Komödie, der musikalischen, sportlichen und festlichen Veranstaltungen vollziehen. Sie hat die Meinungsverschiedenheiten unter ihren Angestellten, die Beschwerden der Fremden, die Angriffe der feindlichen Presse mit weltmännischem Geschick in friedliche Bahnen zu lenken, für Reklame zu sorgen — kurz in erster und letzter Instanz zu allen Angelegenheiten Stellung zu nehmen, die nicht nach den feststehenden Regeln des Schema F erledigt werden können.

Es muß neidlos zugestanden werden, daß in dem großen Organismus der Bank alles wunderbar klappt, alles wie am Schnürchen geht, ja daß die ganze Einrichtung ein Raffinement verrät, das Erstaunen und Bewunderung erregen muß — allem voran aber die mit unübertrefflichem Geschick durchgeführte Kunst: das Leben Monte Carlos in den Spielsälen zu konzentrieren.

So wird immer gern betont, daß man so zwanglos und angenehm wie in Monte Carlo nirgends in der Welt, am wenigsten aber in Privatzirkeln und Klubs spiele. Man spiele in Monte Carlo nicht gegen seine Mitspieler, sondern gegen eine Bank, und zwar Zug um Zug gegen bar; dieses Verfahren sei um deswillen wertvoll, weil der Spieler nicht verführt werden könne,

mehr, als er bei sich hat, zu wagen, und weil es ausgeschlossen sei, auf Ehrenwort zu spielen. Man hebt hervor, daß die Pforten zu den Spielsälen ununterbrochen vom frühen Morgen bis tief in die Nacht allen geöffnet sind, die verlorene Summen wieder gewinnen wollen, daß kein scheeler Blick den Spielern folgt, die mit Gewinnen, wie hoch sie auch sein mögen, das Spiel abbrechen und erklären: „So, meine Herren, jetzt habe ich genug gewonnen, jetzt höre ich auf!" Weder Revanche, noch Fortsetzung des Spiels, — wie sie in Privatzirkeln allgemein erwartet wird, werde verlangt, jeder könne kommen und gehen, wann er wolle, jeder könne bald an diesem, bald an jenem Tische ungeniert und unkontrolliert, mal hoch, mal niedrig, mal gar nicht spielen.

Tatsächlich läßt sich dies alles nicht bestreiten, aber kein denkender Mensch wird so einfältig sein, anzunehmen, daß die Bank diese als Vorzüge gepriesenen Einrichtungen getroffen habe, um den Spieler vor Verlusten zu schützen und ihm das Spielen angenehm zu machen. Nur deshalb wird gegen bar gespielt, jeder Kredit verweigert, Schuldschein und Ehrenworterklärungen selbst des Mannes zurückgewiesen, dessen Unterschrift sicher wie die Bank von England ist, weil dieser Grundsatz dem Interesse der Bank dient. Den Borg überläßt sie eben wohlwollend den Freunden des Spielers, den Wucherern in den Spielsälen oder vor den Türen des Kasinos und den Leihhäusern, in welche die Juwelen wandern. In den gepriesenen Spielerleichterungen hat die Bank nur den letzten und logischen Schritt getan, die Lebensinteressen ihres Unternehmens an die natürlichen Anlagen der Spieler anzubauen, ein fast grausamer Schritt, weil er zielbewußt, kaltberechnend die natürlichen Schwächen des Spielers für den Banktresor flüssig macht, ihn unablässig in das tödliche Licht treibt, wie den Falter, der

sich unter den Strahlen des Leuchtfeuers den Kopf einrennt. Denn gerade die fast ununterbrochene Gelegenheit zum Spielen, die mit der rastlosen Sucht nach Vermehrung der Gewinne und nach Wiedereroberung des verlorenen Geldes zusammentrifft, verleitet zu allzu häufigem und allzu langem Aufenthalt in den Spielsälen und führt so zur sichern Niederlage der Spieler!

Und wie harmlos lagert sich den Spielsälen das Atrium vor, das so gern die Antichambre Europas genannt wird! Seine Anlage an dieser Stelle sowie alle Anordnungen, auf die wir hier stoßen, sind indessen fast diabolisch schlau durchdacht. Es soll das Publikum mit den Spielsälen unauffällig in Berührung bringen. Jeder muß dieses Atrium betreten, der die Theatervorstellungen oder die klassischen Konzerte besuchen, festlichen Veranstaltungen beiwohnen, die neuesten Kleider der Damenwelt bewundern, den Lesesaal aufsuchen oder sich über die neuesten Weltbegebenheiten unterrichten will, die hier an den Wänden mit Riesenbuchstaben fortlaufend auf Grund der eingelaufenen telegraphischen Nachrichten veröffentlicht werden. Wie vielen, die den für das Billet geopferten Louis zurückgewinnen wollten, kostete die Eintrittskarte Tausende von Franks! Wie viele mitwirkende Künstler mußten einsehen, daß die Zahlung glänzender Gehälter an dieser Kunststätte eitel Chimäre ist. Bewußt und doch unverfänglich schafft das Atrium aber auch allen „heimlichen" Liebhabern eines Spielchens die erwünschte, natürlich klingende Ausrede für ihre Anwesenheit an der verhängnisvollen Pforte der Spielsäle. Das Atrium stellt die Verbindung zwischen den Fremden und den Spielsälen ganz harmlos her; es ist nicht nur auf diejenigen berechnet, die das Spiel absichtlich oder unauffällig suchen, sondern vor allem auf jene, die den Versuchungen des Spiels gern ausweichen möchten — mit sanfter Hand leitet es

die Ahnungslosen in den heiligen Tempel, mit ausgesuchter Courtoisie glättet es den offenen und den heimlichen Spielern die Wege!

Diese findige Einrichtung bevölkert die grünen Tische, denn Gelegenheit macht nun mal Diebe. Der gleiche Gedanke bestimmte vor einigen Jahren die Bank dazu, unmittelbar neben den Spielsälen eine Bar im größten Stile zu errichten. Wer ermüdet, des Spiels überdrüssig, sich zurückziehen will, kehrt, wie kann es anders sein, vorübergehend hier ein, statt das Freie aufzusuchen. Aber gewaltig sind oft die Verluste, die diese Harmlosen nach dem Verlassen der Bar, wenn sie an den Spieltischen vorbeikommen, erleiden, bevor sie den Ausgang erreichen.

In dieser Bar geht es verhältnismäßig noch recht gemütlich zu. Man darf seine Briefe lesen, auch wohl einen Blick in seine Zeitung werfen. Wehe aber dem, der diese Neigung in den Ruhepolstern des „Atriums" verspüren sollte! Ein flugs herbeieilender Diener würde darauf aufmerksam machen, daß es allenfalls zulässig sei, zu rauchen, daß aber Zerstreuungen anderer Art als die des Spiels in den geweihten Räumen des Kasinos streng verpönt sind. Viel rücksichtsvoller ist die Verwaltung gegenüber den Fremden, die beim Betreten der Spielsäle bemerken, daß sie ihre Eintrittskarte vergessen haben. Liebenswürdig macht in jedem solchen Falle der Beamte darauf aufmerksam, daß das Kommissariat, wie ja auch Anschläge verkünden, den Bedrängten gern durch die Ausstellung von Doppelkarten den Eintritt ermöglicht.

Ja, der Besuch der Spielsäle muß der Bank wohl sehr am Herzen liegen. Während die Züge aus allen Weltteilen dank der väterlichen Fürsorge der Bank in gerader Linie bis an die Fahrstühle des Spielpalastes laufen, während von allen Rivierahaltestellen die harrenden Spieler binnen wenigen Minuten in

die Gärten der Semiramis einfahren können, ist die Bankleitung offenbar ängstlich bemüht, alle Gelegenheiten zu unterdrücken, welche die Fremden von dem Besuche des Kasinos fernhalten könnten. Sie hat dafür gesorgt, daß Monte Carlo in den Abendstunden außerhalb des Kasinos eine tödliche Langeweile atmet.

Der Fremde empfindet bald, daß Monte Carlo zu dieser Zeit nichts bietet, daß das Kasino und die Spieltische noch die einzigen Stätten sind, wo es Unterhaltung gibt. Sobald das Abendessen vorüber, erlischt das Licht in den Speisesälen, in allen Räumen des Hotels wird es öde und still. Der Strom der Fremden setzt sich nach dem Kasino in Bewegung; selbst der Spieler, der gewinnt, bleibt zu seinem Unglück dort kleben, weil er nicht weiß, wo er sonst die Zeit totschlagen soll — die Bank hat ihr Ziel erreicht! Daß die Bankstellen nachmittags so früh schließen und des Sonntags überhaupt nicht öffnen und dadurch viele Verluste verhindern, bleibt bei der Geschäftsgewandtheit der Monte Carloer Spielverwaltung heute das einzige Rätsel, über das sich der Fremde den Kopf zerbricht!

Nur zwei Möglichkeiten bieten sich dem Fremden, nach dem offiziellen Spielschluß den direkten Weg ins Bett zu vermeiden — der Besuch des Café de Paris oder der von Carltons Ballsaal, wenn er nicht gar im Sporting Club weiterspielen will, dessen Pforten bis zum Tagesgrauen geöffnet bleiben.

Im Café de Paris läßt die ungarische Kapelle wie in den Nachmittags-, so in den Nachtstunden ihre lustigen Weisen ertönen. Es ist ein wenigstens annehmbarer Aufenthalt nach den Aufregungen des Spiels. Die Ungarn sind leidliche Musikanten, unendlich viel tüchtiger aber als in ihrem Berufe sind sie als Geschäftsleute: ihre Geschäftstüchtigkeit fällt allen Gästen auf die Nerven. Der Gast in Monte Carlo ist gewiß kein Knicker

— die Tellersammlungen im Café de Paris und deren Handhabung aber rufen aller Unmut hervor. In früheren Zeiten gingen die Teller zum Einsammeln von Münzen für die Kapelle noch in erträglichen Zwischenpausen umher; jetzt werden die Tellersammlungen mit solcher Beschleunigung durchgeführt, daß die Börsen der Gäste an den ersten Tischen von neuem sich öffnen, wenn sich die Börsen der Gäste an den letzten Tischen eben geschlossen haben. Die Kapelle nimmt jede Münze an, ob groß, ob klein, am liebsten offenbar recht große, denn die Einsammler lassen regelmäßig bald nach dem Beginn der Sammlung aus den „Falten der Serviette", die den Teller bedeckt, einen Strom größerer Geldstücke ins Gesichtsfeld rücken, um zur Hergabe größerer Spenden anzuregen.

Wissen die Herren Camille Blanc und Generaldirektor Wicht nicht, daß solche Tellersammlungen nicht einmal mehr in dem obskursten Tingel-Tangel üblich sind? Haben sie noch nicht bemerkt, daß diese Tellersammlungen nach der Auffassung aller Fremden als eine Schmach an einer Örtlichkeit empfunden wird, wo eine Gesellschaft verkehrt, die sich zum größten Teil aus den besseren Kreisen aller Himmelsstriche zusammensetzt? Die Kasinogesellschaft kann sich gegenüber solchen Zuständen nicht auf den Einwand zurückziehen, daß sie auf die Bewirtschaftung des Cafés keinen Einfluß habe. Das Café de Paris bildet eine einzige Aktiengesellschaft mit dem Hôtel de Paris, deren Einnahmen, wie bereits nachgewiesen wurde, zum größten Teil in die Taschen der hohen Verwaltungsbeamten der Bank fließen. Diese Aktiengesellschaft hat im Jahre 1904 65%, im Jahre 1905 75% Dividende gezahlt. Die Einnahmen müssen inzwischen noch weiter gestiegen sein, da der Verkehr in Monte Carlo größer geworden ist, und da die Profitsucht der Herren von der Verwaltung sie im

Jahre 1910 dahin geführt hat, die Preise aller Speisen und Getränke um rund 20% zu erhöhen. Die Güte des Kaffees hat sich dabei nicht verbessert — es blieb dieselbe ungenießbare Brühe! Wir sehen: ebensowenig wie die Kasinogesellschaft ihren Einfluß auf den Betrieb leugnen kann, ebensowenig kann sie die Tellersammlung durch einen ungenügenden Geschäftsgewinn rechtfertigen. Bietet sie zudem nicht an anderen Stellen Konzerte allererster Künstler unentgeltlich? Warum duldet sie gerade im Café de Paris die Klingelbeutelschnorrerei zum Verdruß aller Fremden und zur Schmach des Orts?

Mehr als je ist das Motto der Spielbank: „Wer spielt, der kann auch blechen!" Ein Erweiterungsbau wurde notwendig, um die überfüllten Spielsäle in der Hochsaison zu entlasten. Flugs schuf man sinnreich, mit einem Eintrittsgeld von 50 Franks, im nächstfolgenden Jahre 1912 mit einem solchen von 100 Franks für die Saison, den Cercle privé für eine obere zahlungslustige Klasse von Spielern. Freilich hat das Spielunternehmen als Ganzes durch diese Scheidung nicht gewonnen, denn der Glanz, der früher an einer Stätte sich vereinte, hat sich zum Nachteil der alten Säle in die neuen des Cercle privé zurückgezogen. Enttäuscht geht der zu kurzem Aufenthalt in Monte Carlo weilende Fremde von dannen. Für eine Fabel hält er alle Erzählungen über das in den Monte Carloer Spielsälen flutende elegante Publikum, weil er solches in den ihm allein zugänglichen Spielsälen infolge der Neuerung oft vergeblich sucht. Aber was fragt die Bank darnach? Alle Säle sind voll — sie will verdienen! Braucht man sich da zu wundern, daß seit dem Jahre 1912 auch nur noch ein Teil der Garderobenräume kostenlos benutzbar ist? Nachdem der Versuch gelungen ist, werden wohl bald die übrigen Abgabestellen folgen.

Wer in der späten Abendstunde nicht das Café de Paris aufsuchen will, dem bleibt als Zufluchtsstätte nur noch ein Ort übrig, nachdem die letzte Ronde in den Spielsälen angesagt ist, nämlich Carlton, das in später Mitternachtsstunde die Pforten öffnet, um die Lebewelt einzulassen, die sich hier gern mit den Damen aus der „anderen" Welt unter den Klängen der Musik bei Tanz und bei Champagner in den festlich erleuchteten Sälen oder in den Logen ein Stelldichein gibt. Was hier vorgeht, erfährt niemand. Wer sollte wohl auch etwas ausplaudern? Etwa der schöne Philippus, der Carlton an dieser Stätte groß werden sah? Philippus ist kein gewöhnlicher Frackträger, Philippus ist viel mehr, Philippus ist ein Hofschauspieler. Solche lautlose, schwebende Schritte, solche königliche, würdevolle Gesichtszüge, solch beruhigendes, herablassendes Wohlwollen, solche auf Licht und Blumen gestimmte Pose lehrt nur die Schule erster Bühnen. „Majestät, nehmen Sie doch noch etwas von diesen Aprikosen!" kann Philippus ohne irgendwelche Erregung sagen.

* * *

13.

Die Millionengewinne der Bank.

Wenige Monate, nachdem Florestan I. die Augen für immer geschlossen, war, wie erinnerlich, der Vertrag mit Karl III. abgeschlossen worden, der den Franzosen Langlois und Aubert die Konzession zum Betrieb von Hasardspielen übertrug.

Daß infolge dieser Konzession einst alle wirtschaftlichen Sorgen, die das Land vorher ständig bedrückten, verschwinden würden, hat Karl III. wohl kaum geahnt. Mußte doch der Spielbetrieb länger als ein Jahrzehnt hindurch schwere Krisen durchmachen, ehe die das Land befruchtenden Millionengewinne sichtbar wurden. Wohl war es niemandem zweifelhaft, daß die Spielkonzession um deswillen einen großen Wert in sich bergen konnte, weil sie von einem Fürsten erteilt worden war, der, frei und unabhängig, nicht nach dem Wechsel der Meinungen und nach der allerwärts wachsenden Bewegung gegen die Hasardspiele zu fragen brauchte. Zwar lag der Gedanke nahe, daß, wenn die Kurzsichtigen über das wahre Gesicht der Hasardspiele aufgeklärt würden, der Zuzug von Spiellustigen leicht versiegen und dadurch dem Unternehmen das Lebenslicht ausgeblasen werden könnte. Diese Erwägung hat den Leuten, die der Reihe nach die Spielkonzession von den Herrschern Monacos erwarben, mochten sie Langlois, Aubert, Frossard, Naval, Lefèbvre, Griois oder Blanc heißen, niemals Kopfschmerzen gemacht, weil sie an die siegende Kraft der menschlichen Spielsucht ohne Wanken glaubten, nachdem sie diese aus dem Kampfe mit allen widerstrebenden Elementen nur zu oft siegreich hatten hervorgehen sehen. Wie richtig diese Anschauung war, hat die schließliche Entwicklung des Spiels im Fürstentum bewiesen. Die ersten Spielunternehmer scheiterten nicht etwa daran, daß es an Spiellustigen fehlte, sondern nur um deswillen, weil die Kugel in einem unwirtlichen, fast unerreichbaren Felsgelände rollte. Als Verkehrswege entstanden, als sich ein Eden auftat, streckten alsbald alltäglich Tausende und Abertausende die Hände nach den goldenen Äpfeln im Garten der Hesperiden aus, und diese Flut von Händen wirkte wie der Nil, der seinen befruchtenden Schlamm über das ganze Land ausbreitet. Monaco blühte

auf, die Einnahmen der Bank begannen ins Ungeheure zu steigen. Die Spielbank verdiente (in runden Ziffern) in den Geschäftsjahren

1865/6	6½	Millionen	Franks
1872/3	11	"	"
1883/4	17	"	"
1894/5	21	"	"
1896/7	22	"	"
1897/8	25	"	"
1907/8	35	"	"
1908/9	37	"	"
1909/10	39½	"	"
1910/11	41½	"	"
1911/12	46	"	"

Den Einnahmen entsprechend stiegen die Dividenden. Der Kurs der Aktien hob sich allmählich von 500 auf 5500 Franks und gab dem Aktienkapital von 60 000 Stück zu 500 Franks = 30 Millionen Franks einen Wert von 330 Millionen. Im Jahre 1908 trieb die Spekulation den Kurs gar einmal auf 7500 Franks, da bekannt geworden war, daß der Wettbewerb, der von einer geplanten Spielbank beim Achilleion auf Korfu drohte, nicht mehr zu fürchten, und daß das in der nahen französischen Gemeinde Beausoleil befindliche Palais du Soleil für dreißig Jahre in den Pachtbetrieb der Spielbank übergegangen und dadurch auch dieser Wettbewerb gebrochen sei.

Im Geschäftsjahr 1911/12 konnte bei einem Gewinn von 46 Millionen Franks eine Dividende von 320 Franks, einschließlich der laufenden Stückzinsen von 25 Franks, ausgezahlt werden. Mit diesem Erträgnisse können wohl alle zufrieden sein, denen die Aktien einst zum Nennwert von 500 Franks zugefallen

waren, denn sie ziehen aus jeder Aktie die nach unseren Begriffen märchenhaft hohe Dividende von 65 %. —

Wer eine solche Aktie heute erwirbt, erhält zwar auch eine Dividende von 320 Franks, doch würde sie ihm kaum 6 % Dividende bringen, da er die auf 500 Franks lautende Aktie eben jetzt mit 5500 Franks bezahlen müßte. Wegen solchen Besitzes brauchen Neuerwerber nicht mehr beneidet zu werden. Um eine Verzinsung von 6 % zu erzielen, braucht man wohl kaum ein Spielbankpapier zu erwerben, denn unser Markt weist Papiere auf, die sich ebenso gut rentieren, solider sind und als Besitz innerlich mehr befriedigen dürften. Sicher schwebte auch dem Bruder des jetzigen Bankpräsidenten, dem großen Rennstallbesitzer Edmond Blanc, und dessen Schwägern, den Prinzen Radziwill und Roland Bonaparte, dieser Gedanke vor, als sie sich in den Jahren 1892 und 1893 entschlossen, ihren Aktienbesitz zum Kurse von 3000—3500 Franks an der Pariser Börse loszuschlagen. Sie haben dafür etwa 160 Millionen Franks erhalten, die ihnen eine anständige Rente für die Zukunft sicherten, nachdem sie Jahr für Jahr hohe Dividenden bezogen hatten. Heute hat der Crédit Lyonnais in Paris über einen so großen Teil der zum Verkauf gelangten Aktien die freie Verfügung erlangt, daß dieses große französische Geldinstitut einen unbeschränkten Einfluß auf die Kursbildung ausübt.

Doch fassen wir nunmehr die Ausgabeposten der Bilanz des letzten Geschäftsjahres ins Auge, um zu prüfen, in wessen Taschen die von den Spielern verlorenen 46 Millionen geflossen sind. Es handelt sich da um recht beachtenswerte Zahlen, durch deren Feststellung wir den Schleier lüften, der über dem geheimnisvollen Dunkel liegt, in dem sich das Leben und Treiben in den verschwiegenen Verwaltungszimmern der Bank abspielt. Es wurden bezahlt in runden Zahlen

Franks	7 400 000,—	an die Staats- und Gemeindeverwaltung zur Deckung der öffentlichen Ausgaben.
	2 500 000,—	an den Fürsten Albert I. für das erteilte Spielprivilegium,
	1 750 000,—	Gehälter und Tantièmen an die Leiter und höheren Beamten der Bank,
	2 750 000,—	Gehälter an die Beamten im Geschäftsbetriebe, Croupiers usw.,
	1 800 000,—	Gehälter an das Dienstpersonal im Kasino, in den Gärten usw.,
	1 200 000,—	Unterhaltung der Kasinos, der Gärten, Neuanschaffungen, Reparaturen usw.,
	1 400 000,—	Beitrag zu den Aufführungen der Opern, Operetten, Schauspielen, zu den Konzerten usw.,
	1 150 000,—	Preise beim Taubenschießen, bei Wettrennen, bei den Luftwettfahrten, Beiträge zu den Blumenkorsos usw.,
	1 250 000,—	an die Presse, Vergütungen für freundliche Aufmunterung zum Spiel,
	1 000 000,—	Ausgaben unter dem Titel „Geheimdienst",
	300 000,—	Rückreise-Unterstützung an bedrängte Spieler,
	250 000,—	Gnadenbezüge an verarmte Spieler,
	2 500 000,—	Beitrag zum Reservefonds, Grundstücksabschreibungen usw.
Frks.	25 250 000,—	Übertrag

Frks. 25 250 000,— Übertrag
Gezahlt wurden nach diesen Auslagen
1 600 000,— Zinsen auf 113 000 St. Obligationen zu 300 Franks,
19 200 000,— Dividenden an die Aktionäre.

Frks. 46 050 000,—
61 000,— Vortrag auf neue Rechnung.

Wie gewaltig sich allmählich die Einnahmen und Ausgaben gesteigert haben, zeigt vergleichsweise die Bilanz vom Jahre 1896. Damals wurden gezahlt

Franks 1 250 000,— an den Fürsten,
750 000,— an die Staats- und Gemeindekasse,
300 000,— für die Polizei,
275 000,— für den Unterricht und die Kirche,
75 000,— für die Justiz,
750 000,— Gehälter und Tantièmen an die Leiter und höheren Beamten der Bank,
1 250 000,— an die Beamten und das Personal,
625 000,— für Theater und Konzerte,
375 000,— Preise beim Taubenschießen usw.,
150 000,— Reiseunterstützung an bedrängte Spieler,
150 000,— Gnadenbezüge an bedrängte Spieler,
1 500 000,— an die Presse,
75 000,— Pensionen und
11 000 000,— an die Aktionäre (bei einem Gesamtgewinn von 21 Millionen).

Riesig erscheint auf den ersten Blick die Belastung, die der Spielgesellschaft vom Lande und vom Fürsten auferlegt wird, besonders wenn man erwägt, daß sie in den Jahren 1898 und 1905 eine Obligationsschuld von 39 Millionen Franks auf-

nehmen mußte, um alle Verpflichtungen erfüllen zu können, die ihr aus dem Vertragsschluß über die Verlängerung der Spieldauer auf fünfzig Jahre erwuchsen. Fürst Albert allein erhielt 25 Millionen, während der Rest durch Beiträge zu Hafenbauten usw. verschlungen wurde. Diese Leistungen können trotzdem nicht als übermäßig gelten, wenn die Höhe der Steuern zum Vergleich herangezogen wird, die das neue französische Spielgesetz von den Pächtern der Spielkonzessionen fordert: „Diese haben von ihren Bruttogewinnen 15% an den Staat und 10% an die Gemeinde zu entrichten.“ Eine solche Abgabe würde, auf die Gewinne der Spielbank von Monte Carlo angewandt, diese noch höher belasten.

Wie gewaltig der Gewinn der Bank ist, zeigt die Tatsache, daß sie neuerdings alljährlich einen Betrag verdient, der fast mehr als anderthalb mal so groß ist wie ihr gesamtes Aktienkapital. Im letzten Geschäftsjahre hat sie mit einem Gewinn von 46 Millionen aus dem Betriebe von 23 Tischen, d. h. mit einem Gewinn von 2 Millionen pro Tisch und Jahr, mit 126 000 Franks pro Tisch und Tag, mit 10 500 Franks pro Tisch und Stunde abgeschlossen. Ein Blick auf die Gewinnergebnisse jedes einzelnen aller früheren Geschäftsjahre zeigt, daß seit der Gründung der Spielbank bis zur heutigen Stunde mit erstaunlicher Gleichmäßigkeit der „einzelne Tisch“ Jahr für Jahr genau den eben erwähnten Gewinn lieferte, und deshalb der letzte hohe Jahresgewinn nicht etwa zufällig war. An diesem Ergebnis wird auch dadurch nichts geändert, daß in den vier Monaten der Hochsaison alle Tische, in den übrigen 8 Monaten aber nur ein Teil der Tische in Tätigkeit sind, einfach deshalb, weil das Übergewicht von Tischen in der Hochsaison dadurch ausgeglichen wird, daß eben dieser kleine Teil von Tischen in der stillen Zeit noch einmal so lange in Tätigkeit bleibt.

Um einen Gewinn von 46 Millionen zu erzielen, mußten rechnerisch 3 Milliarden über die Spieltische rollen, da der Vorteil der Bank gegenüber dem Spieler beim Trente-et-quarante und bei der Roulette, auf die Chancen verteilt, durchschnittlich 1,56 % ausmacht, wie noch nachgewiesen werden wird.

Dieser Umsatz erscheint sehr erheblich, wenn man bedenkt, daß nach amtlichen Quellen der Gesamtumsatz an der Berliner Börse in Ein- und Ausgang, ungerechnet freilich den sehr bedeutenden Ausgleich durch Kompensationen, durchschnittlich nur etwas über 50 Milliarden an 302 Werktagen und 160 Millionen in den täglichen 3 Börsenstunden beträgt.

Noch schlagender ist der Vergleich des Verdienstes, der in beiden Fällen erzielt wird. Während die Börse bei ihrer bescheidenen Provision und Courtage von 2 pro Tausend aus ihrem Riesenumsatz nur einen Nutzen von 100 Millionen Mark zieht, streicht die Bank von Monte Carlo, dank ihrem Spielvorteil, von 1,56 vom Hundert, 46 Millionen Franks von ihrem verhältnismäßig bescheidenen Umsatz von 3 Milliarden ein. Brauchen doch dank diesem hohen Spielvorsprung jede 100 Franks des Spielers nur 64 mal ($64 \times 1,56 = 100$) über das grüne Tuch zu laufen, um regelrecht bis auf den letzten Pfennig verschlungen zu werden, ein Schicksal, das sich schon in anderthalb Stunden erfüllen kann, weil der Dreher etwa 40 mal in einer Stunde die Kugel kreisen läßt. Da die Spieler nun aber nach dem übereinstimmenden Urteil aller Sachkundigen nicht 3000, sondern nur höchstens 50 Millionen mit nach Monte Carlo führen, wovon die Bank statt 1,56% eher etwas mehr als 90% gewinnt, so ergibt sich, daß sich der Nutzen der Bank zum Kapital der Spieler (wohl zu merken, schätzungsweise!) wie 10 : 1 verhält.

Am meisten tragen zu den Riesengewinnen der Bank die kleinen Spieler bei, die deshalb auch in den amtlichen Kreisen der Spielbank als die eigentlichen Opferlämmer bezeichnet werden. Zu kleinen Spielern werden solche gezählt, die sich auf einer Vergnügungsreise befinden, massenhaft Geld oder hohe Kreditbriefe in ihrer Brieftasche haben, und, wie es trifft, hier 20 Franks, dort 50 Mille verlieren, ohne viel Geschrei zu machen, — sodann die wimmelnden Massen der Touristen, die aus Deutschland, Rußland, England, Amerika, Spanien, Österreich und aller Herren Ländern in das Fürstentum kommen und hier um rund 10 Millionen Franks erleichtert werden, wenn durchschnittlich nur jeder der etwa 500 000 Ausflügler einen goldenen Louis als Andenken kleben läßt. Eben die große Zahl von Verlusten und von Spielern bringt die größte Gewinnzahl.

Man kann wohl dem Urteil der eingeweihten Kreise beipflichten, die behaupten, daß zu dem Gesamtgewinn der Bank

80%	aller Spieler	100—10 000 Franks
10%	„ „	10 000—25 000 „
8%	„ „	25 000—40 000 „
2%	„ „	50 000 und darüber

beitragen.

Große Opfer bringen die Franzosen, die in der verführerischen Nähe des Brandherdes leben und nicht erst, wie andere, Reisen von vielen Hunderten von Kilometern zu unternehmen brauchen. Mit welchen Beträgen unsere Landsleute bei dem Gewinne der Bank in Betracht kommen, wird in dem Abschnitt „Monte Carlos Daseinsrecht" dargelegt werden.

Groß ist der Nutzen, den die hohen Beamten der Bank aus dem Spielbetrieb ziehen, wie später gezeigt werden wird.

Aber auch auf gewerblichem und industriellem Gebiet offenbart sich der schrankenlose Erwerbssinn aller, die in dem Direktionszimmer der Bank tätig sind. So fällt diesen Herren samt ihrem Anhange und ihren Freunden der Löwenanteil aus den Einnahmen zu, die sie aus der am 22. Februar 1899 mit einem Kapital von 1 300 000,— Franks (13 000 Stück Aktien à 100 Franks) und mit der Aufnahme einer Obligationsschuld von 1 500 000,— Franks, mit 5% verzinslich, begründeten Aktiengesellschaft zur Bewirtschaftung des vordem der Spielgesellschaft gehörigen „Hôtel und Café de Paris" ziehen. Die Aktien, von denen sie im Jahre 1901 einen Teil zum Kurse von 800 in den Verkehr brachten, warfen im Jahre 1905 eine Dividende von 75 Franks ab. Inzwischen hat das Hôtel de Paris einem prunkvollen Neubau Platz gemacht und seine Dividende weiter steigern können. In welcher Weise diese Gesellschaft auch aus dem Café de Paris, einem der bewegtesten Verkehrspunkte, ihre Einnahmen auf Kosten der Gäste zu steigern sucht, ist bereits erörtert worden.

Von demselben Kreise wurde am 15. Juni 1890 mit einem Aktienkapital von 1300 Stück Aktien zu 500 Franks und einer Obligationsschuld von 1744 Stück zu 500 Franks, mit 4% verzinslich, eine Aktiengesellschaft zur Versorgung des Fürstentums mit Gas und elektrischem Licht begründet. Auch diese Gründung zugunsten der Direktionsmitglieder und deren Freundschaft erweist sich als eine fette Pfründe — die Aktien brachten schon im Jahre 1905 eine Stückdividende von 60 Franks.

* * *

14.

Fürst Alberts Gewinnanteil.

Für den Fürsten Albert mußte natürlich in gleichem Schritt mit der glücklichen Entwicklung aller Verhältnisse des Landes der Spielbetrieb zu einer Quelle ungeheurer Einkünfte werden. Welche Summen der Fürst jährlich daraus zieht, können wir ungefähr berechnen, da wir wissen, daß ihm

Franks	1 250 000,—	als jährliche Einnahme aus der am 31. März 1868 an François Blanc erteilten Spielerlaubnis zufließen, daß er
	1 250 000,—	als jährliche Einnahme aus dem Vertrage vom Jahre 1882 betreffend die Verlängerung der Spielerlaubnis bis zum 1. April 1913, und daß er mindestens
	1 000 000,—	Zinsen aus dem Kapital von 25 Millionen zieht, das ihm als Abfindung bei der Zustimmung zur Verlängerung der Spielerlaubnis bis zum Jahre 1948 zugesprochen werden mußte. Aus diesen Ziffern ist ohne weiteres ersichtlich, daß sich auf mindestens
Franks	3 500 000,—	jährlich des Fürsten Einnahmen aus dem Spielbetrieb belaufen muß.

Zu dieser Einnahme tritt der Nutzen, den der Fürst aus den Goldplaques im Nominalwert von hundert Franks zieht. Diese werden von ihm bei der französischen Münze mit 92 Franks bezahlt, sind im Spielbetrieb sehr beliebt und werden von den Besuchern Monte Carlos als Andenken gern in die Heimat mitgenommen.

Aus seinen Einnahmen hat der Fürst, wie hier besonders betont werden mag, nur die Kosten für die Unterhaltung seines Hofstaates und seines Schlosses zu zahlen, da die Bank bekanntlich aus ihrer Kasse jene für die Unterhaltung des Fürstentums erforderlichen Kosten deckt, die in anderen Staaten aus den Staats- und Gemeindekassen bezahlt werden.

* * *

15.

Spielt die Bank ehrlich?

In den Augen des Publikums wandert der Croupier als mysteriöse Persönlichkeit durch das Fürstentum — er soll im Bündnis mit der Bank stehen, den Spielenden das Geld aus der Tasche und in die Tasche drehen können. Zwar ließen sich, so hört man die Leute sagen, direkte Beweise für unredliche Kunstgriffe nicht erbringen, doch könne es nicht mit rechten Dingen zugehen, daß die Bank jahraus, jahrein so ungeheure Summen gewinnt, während sich nur selten Spieler nachweisen lassen, die nennenswerte Gewinne erzielt haben. Gäbe nicht, so wird gefragt, die verblüffende Sicherheit, mit der entscheidende Beträge: die großen Einsätze leidenschaftlicher Spieler, Schlag für Schlag bis zum völligen Ruin weggedreht werden, einen ausreichenden Anlaß zu den schwersten Bedenken bezüglich der Ehrenhaftigkeit des Betriebes?

Nun, sowohl die Annahme, daß der Wurf der Kugel in der Macht des Croupiers liege, wie der Verdacht, daß die Bank falsch spiele, entspringen völlig verkehrten Vorstellungen. Nur Mangel an Sachkenntnis oder Böswilligkeit können ein solches Urteil erklären. Mag man ein noch so erbitterter Gegner der

Bank und aller mit ihr verbundenen Personen sein, so fordert doch die Gerechtigkeit, bedingungslos anzuerkennen, daß es nirgends ehrlicher und nirgends so natürlich zugehen kann, wie im Spielbetrieb der Bank von Monte Carlo.

Die Wetten auf der grünen Wiese bieten jedenfalls eine viel geringere Sicherheit. Bei diesen sind noch verschiedene Dinge möglich: der Trainer kann ein Schwindler, der Jockey bestochen sein.

Dagegen muß jeder Verdacht unredlicher Handlungen im Monte Carloer Spielbetrieb schon deshalb ausscheiden, weil sich dieser in aller Öffentlichkeit unter den Augen von Tausenden abspielt und die Bank jeden Einsatz willig annimmt, der während des Rollens der Kugel gemacht wird. Was will man denn mehr? Der Verdacht eines geheimen Bündnisses zwischen der Bank und ihren Beamten muß vor allem darum wegfallen, weil kein Verständiger annehmen kann, daß die Bank mit ihren Beamten eine Abmachung trifft, die sie mit Kopf und Kragen in deren Hände liefert. Denn der Nachweis betrügerischer Machenschaften müßte sie unfehlbar vernichten.

Aber auch sachlich liegt kein Grund für den Verdacht eines solchen Bündnisses vor, da die Annahme ganz ausgeschlossen ist, daß der Croupier etwa nach dem Beispiel der oft wunderbaren Vorführungen von Jongleuren und Equilibristen die Fähigkeit erlangen könnte, die Kugel in ein beliebiges Fach zu lenken und so das Schicksal der Bank und der Spielenden günstig oder ungünstig zu beeinflussen. Der Croupier vermag diese Fertigkeit genau ebensowenig zu erreichen, wie der Spieler die Fähigkeit, den Treffpunkt der rollenden Kugel im voraus zu bestimmen. Wir wissen wohl, daß es durchaus nicht vom Zufall abhängt, wann und wie die Kugel auf eine der vielen Nummern

fallen werde, und daß dies schon im Augenblick des Ablaufs unabänderlich bemessen war, denn der Kräfteaufwand beim Andrehen der Scheibe und Abstoßen der Kugel, der Widerstand durch Luft und Reibung, wodurch die allmähliche Verlangsamung der Geschwindigkeit der Kugel bewirkt wird, haben das Endziel schon im voraus entschieden. Aber wir wissen nicht minder, daß, wie es keinen Menschen gibt, der durch eine ihm innewohnende Kraft eine Fernwirkung auf leblose Dinge auszuüben vermag, auch kein Wesen lebt, das alle in Betracht kommenden Kräfte, treibende wie hemmende, wahrnehmen und hieraus eine untrügliche Berechnung für den Haltepunkt der Kugel zu ziehen imstande wäre, zumal an der Roulette in Monte Carlo, deren Kugel einem fortlaufenden Wechsel im Umfang unterworfen ist, an der Kugel und Scheibe in genau entgegengesetzter Richtung laufen und die Kugel ihren Lauf über Hindernisse vollenden muß, die ihr in den Randverzierungen entgegentreten.

Vom Trente-et-quarante braucht hier überhaupt nicht gesprochen werden, da bei diesem Spiel die Möglichkeit betrügerischer Machenschaften offensichtlich ausgeschlossen ist. In Monte Carlo weiß jedermann, daß ein Spiel Karten immer nur einen Tag lang und stets nur an einem und demselben Tische gebraucht wird.

In den Fachkreisen ist es auch ganz offenkundig, daß, solange es eine Roulette gibt, kein Croupier im Werfen der Kugel jemals eine Kunstfertigkeit errungen hat, die ihn befähigte, die Kugel in ein bestimmtes Viertel der Scheibe, geschweige in ein bestimmtes Nummernfach zu treiben. Unter seinen Berufsgenossen wird es deshalb auch kein Croupier wagen, sich einer solchen Kunstfertigkeit zu rühmen, um nicht ausgelacht zu werden. „Fünfzehn Jahre," sagte ein Croupier, „drehe ich bereits die

Kugel, ohne daß ich weiter als am ersten Tage gekommen wäre, ohne daß ich eine größere Macht über die Kugel erreichen konnte als der Mischer der Karten am Trente-et-quarante über sein Spiel Karten. Auch habe ich nicht gehört, daß es jemals einen Menschen gab, der sich solcher Kunstfertigkeit rühmen und der sie öffentlich vorführen konnte."

Wenn aber alle diese Momente als entscheidende Beweisgründe zur Widerlegung hartgesottener Zweifler nicht ausreichen sollten, so muß es schließlich doch dem Kurzsichtigsten einleuchten, daß ein Croupier mit der Kunstfertigkeit, eine Kugel, sagen wir, nur in ein bestimmtes Viertel zu werfen, sich höflichst bedanken würde, in einer fegefeuerähnlichen Luft bis ins späte Alter tagaus, tagein, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht bei verhältnismäßig bescheidener Entlohnung seines schweren Amtes zu walten, da er doch zweifellos Verwandte, gute Freunde und Bekannte in Hülle und Fülle fände, die gern bereit wären, als Verbündete die gemeinschaftliche Reise zum Millionär auf Kosten der Bank mit ihm anzutreten. Nichts kann die Frage besser beleuchten, als die kleine Geschichte, die ein Croupier aus seinen reichen Erlebnissen an den Spieltischen berichtete. „Ich wurde einst," erzählte er, „in einschmeichelndem Flüsterton von einem neben mir sitzenden Spieler gefragt, welche Nummer ich wohl jetzt werfen würde. Ich war im ersten Augenblick über diese naive Frage verblüfft, faßte mich aber und erwiderte ebenfalls im Flüstertone: „34". Zufällig kam 34. Mein Nachbar aber faßte dieses Ergebnis als keine Zufälligkeit auf, sondern zischelte mir vertrauensvoll zu, doch jetzt die Nummer 35 herauszudrehen. „Machen wir," sagte ich. Mein Erstaunen war groß, als ich sah, daß die Kugel wirklich in das Fach der Nummer 35 gefallen war. „Ach," sagte er leise, „nun sagen Sie mir doch zum Schluß die dritte Nummer, die Sie herausdrehen

werden!" „Na," erwiderte ich, „dann meinetwegen 36." Ich war paff, als auch diese Voraussage eintraf und Nummer 36 als Gewinn-Nummer verkündet werden konnte. — Als ich am nächsten Morgen über den Kasinoplatz der Bank zuschritt, trat der gute Provinziale, dessen Bekanntschaft ich unter so merkwürdigen Umständen gemacht hatte, auf mich zu und teilte mir mit, daß er gern ein Kompagniegeschäft mit mir eingehen möchte. Er wolle mir die Hälfte seiner Einnahme abgeben, wenn ich immer die Nummer brächte, die er besetzte. „Wissen Sie," erwiderte ich, „geben Sie doch, bitte, erst mal Ihrem Piepmatz Wasser, und dann kommen Sie wieder."

Diese Offenheit schmückt allerdings wenige Croupiers. Die meisten von ihnen befördern bei den Spielern den Glauben an die Herrschaft des Croupiers über die Kugel, um an dem Gewinn glücklicher Spieler teilzunehmen. Noch bis vor kurzer Zeit konnte man sehr oft die Posse erleben, daß diese falschen Propheten ihren Nachbarn mal rechts, mal links gewinnverheißende Nummern und Chancen zuflüsterten. Fiel zufällig der Coup nach ihrer Voraussage aus, so schnorrten sie für ein Gläschen oder eine Lage Sekt um ein Geschenk, das unter einer bestimmten Nummer im Zeitungskiosk oder an einem näher bezeichneten Treffpunkt abgeladen werden sollte. Viele ließen sich die Gabe gleich in den Kragen stecken, während die Spitzenreiter es sich mit den Einsätzen ihrer Klienten gefahrlos zuschieben lassen konnten, da sie als Unbeteiligte nicht der scharfen Kontrolle derer unterliegen, durch deren Hände das Geld der Bank geht. Erst seit der Einführung der Büchsensammlungen ist dieser Unfug weniger bemerkbar.

Vertragswidrig, wie es früher die Annahme von Geschenken war, ist noch heute die Unterhaltung der Croupiers mit den Spielern während des Spieles. Die Möglichkeit, daß die Croupiers ihren gebelustigen Kunden bankfeindliche Ratschläge erteilen könnten, gilt noch heute als einer der Gründe des Verbots. Als bankfeindlich wurde es, um nur ein Beispiel anzuführen, angesehen, wenn der Croupier seinem Spieler zuflüsterte: „Hören Sie jetzt auf, bringen Sie Ihr Geld in Sicherheit; Sie haben genug gewonnen, der Rückschlag ist unausbleiblich!"

Während die Leitung der Bank das Verbot der Unterhaltung wenigstens formell aufrechtzuerhalten vermochte, sah sie sich gezwungen, die vertragswidrige Annahme von Geldgeschenken zu dulden. Hatte sie doch durch ihre schroffe Haltung in dieser Frage vor Jahren einen solchen Sturm der Entrüstung unter den Croupiers hervorgerufen, daß sie schleunigst die Segel streichen mußte, um einen allgemeinen Streik zu verhindern.

Eine noch größere Niederlage erlitt die Bank im Jahre 1911; sie mußte unter dem Drucke ihres gesamten Beamtenkörpers ihr Einverständnis zur Büchsensammlung aussprechen. Seitdem trägt der Chef de partie beim Trente-et-quarante eine goldene Büchse, der Chef de table eine silberne Büchse in der Brusttasche warm am Herzen, um sie auf den Wink eines glücklichen Gewinners diesem sofort entgegenzustrecken. Erst seit der Zulassung der Büchsen konnten die Spieler wahrnehmen, wie sonnig auch ein Beamter am grünen Tische Monte Carlos lächeln kann!

Daß sich die Croupiers gegen die Einmischung der Bank in diese Dinge auflehnen, kann man wohl begreifen, denn die Einnahmen sind nicht klein, die sie jetzt auf dem beregten Wege fortlaufend gleichmäßig unter sich verteilen. Im Februar 1912 fielen ihnen 180 000 Franks zu, und sie rechnen auf eine künftige jährliche Einnahme von zwei Millionen.

Wie des Spielers Schicksal hängt das der Bank in den einzelnen Phasen von reinen Zufälligkeiten ab. Der geringe Ein-

fluß, den der Dreher auf das Ergebnis des Wurfs hat, wird durch das Riesenpech deutlich veranschaulicht, das die Bank mit manchen Croupiers erlebt! Gelegentlich werfen solche Pechvögel die Kugel mit scheinbarer Treffsicherheit zwei-, dreimal hintereinander in das Fach der Gewinn-Nummer des Maximumsetzers, was regelmäßig, wenigstens für den Augenblick das Entsetzen der Bank und unter den Spielern ein Jubelgeschrei auslöst. Ja, es ist bekannt, daß unter den Croupiers ab und zu Werfer mit einer so unglücklichen Hand auftauchen, daß die Bank sie von dem Amte als Kugelwerfer entbindet und ihnen wieder die Geldharke in die Hand drücken muß.

So tritt sonnenklar zutage, daß die Bank nur ihre eigenen Wege gehen, daß sie keine Bündnisse mit ihren Beamten schließen kann. Sie braucht es auch nicht. Ihr gewaltiges Kapital, wie ihre Sondervorteile im Spiel durch Zéro und die Gewinneinrechnung geben ihr ein so großes Übergewicht über den Spieler, daß sie im laufenden Spiele allen das Geld abnehmen kann, ohne unlautere, verwerfliche Mittel nötig zu haben.

Schlimm ist unter diesen Umständen nur, daß sich die meisten Spieler ins Spiel stürzen, ohne zu ahnen, einem wie gewaltigen Gegner sie sich mit Kopf und Kragen, mit Leib und Seele ausliefern. Erleiden sie dann die unvermeidliche Niederlage, so schreiben sie solche dem Croupier zu, statt der Überlegenheit der Bank in Verbindung mit den vernichtenden Wirkungen des Gesetzes der großen Zahlen und der unerschütterlichen Ruhe der geist- und empfindungslosen Maschine.

* * *

16.

Die Kugel als Brotherrin.

Als „Brotherrin" ist die Kugel eine der erbarmungslosesten Egoistinnen, auf welche die Wahl des Spielers als Nährmutter fallen kann. Wer 24 Stunden Holz gehauen, weiß, daß er einige Mark verdient hat, wenn nach der Arbeit Schluß der Arm müde niedersinkt. Wer sich aber vor den Pflug jener Egoistin gespannt, lernt manchmal schnell, manchmal langsam einsehen, daß er einen Boden beackert, steinig und dürr, ohne alle Aussicht auf eine Ernte von der so hoffnungsfroh und vertrauensvoll ausgestreuten Saat.

Und doch ist der Glaube weit verbreitet, daß es Leute gebe, die sich dank ihrer genauen Kenntnis des Spiels, ihrer unerschütterlichen Ruhe, Geduld und weisen Mäßigung als ständige Gäste der Bank regelmäßig so viel erwerben, daß sie auf deren Kosten jahraus, jahrein leben können. Namhaft können aber solche Personen nie gemacht werden, auch nicht von denen, die am eifrigsten jenen Glauben unterstützen. Sie können nicht namhaft gemacht werden, einfach deshalb, weil es derartige Leute nicht gibt. Gäbe es *eine* solche Person, so gäbe es mehrere; gäbe es mehrere, so wäre die ganze Riviera von einem Ende bis zum andern zweifellos mit Leuten bevölkert, die längst nach einer so angenehmen Veränderung ihrer Lebenslage strebten. Oder lassen sich Rezepte geheimhalten, die dem Spieler eine Existenz sichern, — die unvermeidliche Pechtage, ja Pechjahre verhindern, die alle Gewinne in Verlustziffern umwandeln? Gäbe es solche Rezepte, dann würde längst für deren Verbreitung in einem höheren Maße gesorgt sein, als die Bank es vertragen könnte. „Eine halbe Million Franks zahle ich dem, der glaubhaft nachweist, daß er imstande ist, der Bank

methodisch alltäglich auch nur ein Fünffrankstück abzugewinnen, und schließe morgen die Bank" — diese Worte soll der alte Blanc, der nun seit Jahrzehnten im grünen Rasen ruht, einst ausgerufen haben. Wahrscheinlich hat er sie nie gesprochen. Es sind aber goldene Worte, die ein kluger Mann für alle Zeit geprägt hat, um auszudrücken, daß sich niemand, wie bescheiden auch seine Ansprüche sein mögen, sei es mit zehntausend, sei es mit zwanzigtausend Franks Betriebskapital auch nur den kleinsten Gewinn täglich zu sichern vermag, — geprägt, um die Aussichtslosigkeit aller Versuche, eine Nährstelle bei der Roulette und beim Trente-et-quarante zu erringen, ins richtige Licht zu setzen.

Darum träume niemand davon, sich durch sachkundiges, vorsichtiges und genügsames Spielen die für den täglichen Lebensunterhalt erforderlichen Mittel erspielen zu können. Er würde den Versuch bereuen und bitter enttäuscht in seine Heimat zurückkehren. Vielleicht zu spät würde sein Unternehmen ihm die heilsame Lehre bringen, daß sein ehrenhafter Beruf zwar keine goldenen Berge verheißt, aber auch nicht das oft mühsam Errungene in kurzer Zeit raubt; daß in einem solchen Berufe zwar Mühe und Arbeit, aber auch manche stille Freude und Befriedigung winken. Denn glücklich und wahrhaft zufrieden kann nur der sein, der sich sein Glück durch ehrliche Arbeit erringt, nicht aber der, der es durch Glückszufall erjagen will. Das Hasardspiel ist nun mal keine Erwerbsquelle — es ist und bleibt ein kostspieliges Vergnügen der Reichen, die schmerzlos Geld wegwerfen können.

* * *

17.

Wer gewinnt an den grünen Tischen?

Nach diesen Ausführungen wird natürlich die Frage auftauchen, ob es denn gar keine Spieler gebe, die gewinnen. Natürlich gibt es auch Gewinnende, aber herzlich wenige.

Unter den „ständigen" Spielern sind Gewinnende fast niemals anzutreffen, denn das Gewinnen im „ständigen" Spiel ist selbst für den größten Glückspilz ein Ding der Unmöglichkeit. Vorkommen kann es, und es kommt zweifellos auch vor, daß sich in der Kasse eines ständigen Spielers vorübergehend ein größeres Plus einstellt. Wenn sich nun dieser Überschuß beim mitternächtlichen Spielschluß einfindet, der Gewinnende alsbald in seine Heimat zurückkehren muß und behindert wird, den Spielsaal jemals wieder zu betreten, so wird sein Name — aber auch nur in diesem seltenen Fall — als der eines Gewinners aus dem Kreise „ständiger" Spieler hervorleuchten. Zu den wenigen Gewinnern dieser Art gesellen sich in größerer Zahl die Gelegenheitsspieler, die ihr Weg vorübergehend mal an die Spieltische führt, zufällig in eine günstige Strömung geraten und nie wieder in den Spielsaal zurückkehren. Leute dieser Art sind natürlich gar nicht als „Spieler" in der eigentlichen Bedeutung des Wortes anzusehen.

Der Gewinn der Bank setzt sich bekanntlich zum größten Teil aus den Verlusten der zahllosen, banktechnisch sogenannten „kleinen" Spieler zusammen, die 80% der Gesamtzahl ausmachen und sich mit 100—10 000 Franks am Spiel beteiligen. Fast ausschließlich in dieser Klasse von Spielern sind Gewinner zu finden, aber auch hier nur unter jenen Sorglosen, die sich nicht mit dem Vorsatz an den Spieltisch setzen, unbedingt gewinnen zu wollen, sondern die in aller Ruhe ihr Jeuchen mehr

aus Neugierde und zum Vergnügen machen. Sie begrenzen meistens das Spielkapital für jeden Besuch im Spielsaal und entwickeln keinen Eifer für eine besondere Spielmethode. Es sind Saisongäste, die mit Fünffrankstücken und ab und zu mit dem goldenen Louis spielen. Verlieren sie, so sagen sie vergnügt: „Gut!" und gehen weg ohne Groll und Bitterkeit in der süß tröstenden philosophischen Betrachtung, daß man eben nicht immer gewinnen könne. Ihre kleinen Gewinne regen sie ebenso wenig auf wie ihre kleinen Verluste. Sie sind zufrieden, wenn sie durch einen angenehmen Zufall einen eben erlittenen Verlust wettmachen und darüber hinaus ein paar Goldfüchse gewinnen. Sie verlangen dann nicht mehr! Ihr Gewinn trägt in angenehmer Weise zu ihren Tafelfreuden bei, zeitweise auch zu den Kosten des Aufenthalts, und manchmal geht er gar darüber hinaus. Aber selbst in dieser Klasse von Spielern bleiben es verhältnismäßig immer nur außerordentlich wenige, die das Glück haben, ihre bescheidenen Gewinne nicht wieder durch Pechtage und Pechjahre aufgezehrt zu sehen.

Spieler, die gar über bescheidene und dann über etwas größere Gewinne hinaus ein Vermögen gewonnen und in Sicherheit gebracht haben, sind überhaupt nicht nachzuweisen, während man Spieler, die große Vermögen verloren haben, bekanntlich jeden Augenblick in Scharen nennen kann.

Andere Vorstellungen haben meistens die Fernstehenden, die Neulinge, die Uneingeweihten, die oft mit ehrfurchtsvollem Staunen wahrnehmen, welche großen Summen mancher Spieler einstreicht — diese Ahnungslosen wissen nicht, welche Unsummen der eben Gewinnende oft vorher verloren hat; sie wissen nicht, daß meistens schon die nächste Minute oder Stunde den eben eingestrichenen Gewinn wieder verschlingt und neue Opfer dazu fordert. Sie sehen sechs Spieler eben gewinnen, sehen aber nicht, daß zugleich dreißig verlieren. Sie berechnen nicht, daß die paar Gewinnenden vielleicht schon im nächsten Augenblick in das Lager der dreißig Verlierer übertreten, daß selbst die Spieler mit der sogenannten glücklichen Hand, die „Gens à estomac", die immer gewinnen, meistens nicht eher ruhen, als bis auch sie das Gewonnene, sei es heute oder morgen, im gleichen oder im nächsten Jahre, der Bank zurückgegeben haben, daß die meisten Spieler im Gewinn so lange sitzen bleiben, bis das Gewonnene wieder verloren ist und bares Geld dazu. Sie wissen nicht, daß so die Möglichkeit bleibender Gewinne auf der ganzen Linie der Spieler an allen Spieltischen fast auf Null herabgedrückt wird. So ahnen sie natürlich nicht, daß sicher an den grünen Tischen eigentlich immer nur vier Kategorien gute Geschäfte machen, nämlich

1. die Buckligen, die sich gegen Zahlung berühren lassen,
2. die „Waisenväter", die elternlose Gewinne adoptieren,
3. die Platzverkäufer, die ihren Sitz gegen Entgelt abtreten,
4. die Systemverkäufer.

* * *

18.

Eine geheimnisvolle Persönlichkeit — der Croupier.

Der Croupier hat einen schweren, verantwortungsvollen Posten. — Er ist ein geplagter Mensch und die mysteriöseste Persönlichkeit im ganzen Spielbetrieb, fast so mysteriös wie das „System", das gleich einem Gespenst durch die Reihen der Spieler schleicht.

Einen leichten Stand hat er schon deshalb nicht, weil er ewig in Geldstreitigkeiten verwickelt ist, die bekanntlich schnell alle

Gemütlichkeit beseitigen. In den meisten Fällen dreht sich der Streit darum, daß zwei Spieler denselben Einsatz gemacht haben wollen und nun gleichzeitig den darauf gefallenen Gewinn fordern. In den Zeiten, in denen die Tische eng umlagert sind, geht kaum ein Coup vorüber, ohne daß Differenzen zu schlichten wären.

Wenn auch anerkannt werden muß, daß die Croupiers ihr verantwortungsvolles Amt im großen und ganzen so trefflich führen, daß es zweifelhaft sein kann, ob ihre Kaltblütigkeit und Ruhe oder ihre Fertigkeit beim Berechnen und Auszahlen der Gewinne mehr zu bewundern ist, so wird man doch, wie alle menschlichen Einrichtungen ihre „gottgewollte" Schwäche haben, nicht nur auf unbeabsichtigte Fehlsprüche, sondern auch auf Croupiers stoßen, die bei der Beilegung von Streitigkeiten einen bedenklichen Mangel an Einsicht, Takt, Umsicht und Gewissenhaftigkeit bekunden. So beobachtet man gelegentlich, daß ein Croupier blind darauf los irgend einen Spieler als rechtmäßigen Eigentümer eines Einsatzes bezeichnet, offenbar nur, um nicht einzugestehen, daß er Spieler und Einsätze nicht mit der Aufmerksamkeit verfolgt hat, die er pflichtgemäß beobachten soll. Diesen Croupiers ist es ganz gleichgiltig, ob sie dem über die Streitigkeiten entscheidenden Chef de table einen falschen Urteilsspruch aufnötigen oder den rechtmäßigen Eigentümer in eine unangenehme Lage bringen, wenn sie nur den Schein retten, allen Spielvorgängen aufmerksam gefolgt zu sein. Sein Ansehen und das der Bank, so rechnet offenbar ein solcher Croupier, muß leiden, wenn er als Aufsichtsbeamter beim Ausbruche von Streitigkeiten nicht sofort die Spieler bezeichnen kann, die den rechtmäßigen Anspruch auf Gewinn erheben können. Hieße es nicht auch, denkt er, die Bank zu doppelten, ja häufig selbst zu mehrfachen Auszahlungen eines Gewinnes verurteilen lassen, wenn er als Aufsichtsbeamter versagt? Der Chef de table entscheidet nach den Aussagen des Croupiers, als seines Gewährsmannes, gegen die Stimmen der Spielenden, die sich indessen gegen die Entscheidung oft bis zum offenen Aufstande auflehnen und in besonders eklatanten Fällen nachdrücklich das Urteil des Oberinspektors fordern. Öfter wiederkehrende Fälle offenbarer Rechtsverletzung haben die Besucher Monte Carlos allmählich mißtrauisch gemacht und, wie ich glaube, zu unrecht selbst den Glauben verbreiten helfen, daß manche Croupiers sich nicht scheuen, für die diebische Kokotte gegen die ehrlichen Spieler widerrechtlich Partei zu ergreifen.

Unter diesen Umständen bedrückt viele Spieler der Gedanke, ihre Verteidigungsmöglichkeit beschränkt zu sehen. Diese Empfindung ist nur zu begreiflich, da es in Wahrheit gegen offenbare Ungerechtigkeiten keine Hilfe gibt, weil die Bank Richter in eigener Sache und zugleich Polizei in diesem Hause ist; sie kann jedem ohne Erklärung die Eintrittskarte entziehen, jeden ausweisen und durch die ihr zu Gebote stehende fürstliche Polizei über die Grenze befördern, der es wagt, seine Rechte mit Nachdruck geltend zu machen. Sie kann mit einem Worte, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden, jedem Beschwerdeführer den Mund schließen und ihn noch obendrein beschimpfen.

Ein Trost ist es noch, daß die Bank selbst das größte Interesse haben muß, den rechtmäßigen Gewinnern zu ihrem Rechte zu verhelfen, und daß deshalb die Aufsichtsbeamten wie die meisten Croupiers bemüht sind, die Bank hierin zu unterstützen. Doch auch dieses Bestreben krankt an der Schwäche aller menschlichen Dinge.

Die Sachkenner stimmen eben darin überein, daß das ideale Ziel, Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht erreichbar ist, da es bei starkem Geschäftsgange den Croupiers immer un-

möglich sein wird, die einzelnen Einsätze sich so ins Gedächtnis zu prägen, daß kein Zweifel über die Eigentümer der zahllosen einzelnen Gewinnstücke auftauchen kann, denn das Spiel wickelt sich mit Eilzugsgeschwindigkeit ab, da Zeit für die Bank Geld ist. Während die Gewinnstücke noch auf den Feldern ihrer Auszahlung harren, fliegen schon wieder Bündel von Banknoten, Haufen von Gold- und Silberstücken in wilder Hast auf alle verfügbaren Felder, gerade als träfe die Spieler ein Unglück, wenn sie nicht an jedem der nächsten Würfe beteiligt sind, die von Minute zu Minute sich erneuern. In dieser wilden Hast wissen schließlich viele Spieler selbst nicht, wieviel und wohin sie gesetzt haben. Diese Sachlage macht sich ein Heer stehender Einsatzdiebe und Einsatzdiebinnen, die lüstern und gierig die Tische umlagern, im Bunde mit ihren Genossen zu nutze. Kühn beanspruchen sie den Gewinn auf diesen oder jenen Einsatz oder behaupten, mit eigenen Augen gesehen zu haben, daß ihr Nachbar, ihr Spießgeselle, den strittigen Einsatz gemacht und daher Anspruch auf den darauf gefallenen Gewinn habe. Die Lage der Bank ist in solchen Fällen unangenehm. Sie soll und darf in den meistens unbeweisbaren Fällen den guten Glauben des scheinbar unparteiischen Zeugen nicht antasten, nicht im Hintergrunde eines jeden Streitfalles Einsatzdiebe wittern. Kommt es doch überaus häufig vor, daß ein Spieler im besten Glauben ein Gewinnstück fälschlich als sein Eigentum bezeichnet, daß ein Geldstück beim Setzen von einem Dritten absichtslos mit dem Ärmel verschoben, zu Streitigkeiten führt.

Die Bank lehnt sich grundsätzlich gegen jede doppelte Auszahlung eines Gewinnes auf, schon aus taktischen Gründen, um den berufsmäßigen Betrügern das Geschäft nicht zu erleichtern. Mancher Croupier wagt, durch das kühne Auftreten der Gauner unsicher gemacht, für den rechtmäßigen Gewinner kaum

einzutreten; ein anderer wieder ergreift furchtlos und entschieden für den Partei, dessen Recht verletzt werden soll. So spielt sich oft ein häßliches, für die gute Gesellschaft ungewohntes Schauspiel ab. Es wird lebendig und laut, ein toller Lärm erhebt sich, von allen Seiten laufen die Beamten, die Dienerschaft, die Oberinspektoren und Mouchards (Spitzel) herbei, — ein Knäuel, schwarz von Menschen, bildet sich. Der Fall wird dem Oberinspektor von dem Chef de table, den Croupiers, den Parteien vorgetragen, von den Zeugen erläutert. Niemand will nachgeben; das Recht ist nicht zu ermitteln. Endlich wird der einen wie der anderen Partei der strittige Gewinn ausgezahlt, um Ruhe und Frieden zu stiften und um den Fortgang des Spiels nicht weiter zu stören, denn die verlorene Zeit ist an der Roulette oft viel mehr wert, als für die Bank in dem Streitfalle auf dem Spiele steht.

Schon um solche Vorgänge nach Möglichkeit zu vermeiden, wäre es wünschenswert, daß die Bank sich in allen zweifelhaften Fällen mit größerem Entgegenkommen zu einer doppelten Auszahlung entschlösse. Sie kann dadurch nur einen doppelten Gewinn erzielen, erstens weil sie durch ein solches Verhalten ihr Ansehen erhöht, und dann, weil sie durch die doppelte Auszahlung keine Einbuße erleidet, da der doppelt ausgezahlte Gewinn ebenso sicher in ihr Tresor wandert, wie das übrige Geld der Spieler, die ja meistens doch so lange spielen, als sie noch ein Fünffrankstück in der Tasche finden. Kurz, die Bank sollte lernen, sich über rechtswidrige Doppelzahlungen mit dem Gleichmut hinwegzusetzen, mit dem sie rechtswidrig die bedeutenden Beträge mit Beschlag belegt, die als „herrenloses Gut" in Gestalt der nicht erhobenen Gewinne unerfahrener, unachtsamer oder irregeleiteter Spieler auf den Tableaux umherirren.

Vorschriftsmäßig spielt sich der Geschäftsbetrieb in französischer Sprache ab. Manche Spieler erlangen nur deshalb ihr Recht nicht, weil sie sich nicht auf Französisch verständlich machen können. Spielern in dieser Lage kann nicht nachdrücklich genug empfohlen werden, auf Herbeirufung eines Beamten zu bestehen, dem sie ihre Beschwerden in ihrer Landessprache vortragen können.

Allen, die aus der Beamtenschule (École des employés) in die Spielsäle übertreten, wird der Grundsatz: „Korrektes Verhalten gegenüber dem Publikum zu wahren" mit auf den Weg gegeben. Namentlich jüngeren Beamten sollte man mit der Einschärfung dieses Grundsatzes zugleich klarmachen, daß sie an den Spieltischen nur dann korrekt handeln, wenn sie in zweifelhaften Streitfällen entgegenkommend verfahren.

* * *

Die tägliche Arbeitszeit ist nicht groß, aber sie verbraucht, sie zermürbt die Nerven der Beamten, da sie in einer oft an die Gluthitze des Äquators erinnernden Luft tätig sind, mit gespannter Aufmerksamkeit allen Erscheinungen des Spiels folgen und mit stiller Entsagung die oft leidenschaftlichen Erregungen der Spieler ertragen müssen.

Ganz falsch wäre es indessen, anzunehmen, daß es sie erregt, wenn große Beträge an einen glücklichen Spieler verloren gehen. Denn ganz abgesehen davon, daß in den meisten Fällen die Gewinner den Gewinn mit schweren Zinsen gewissenhaft zurückbringen, wissen die Croupiers, daß für die Bank ein solch scheinbares „Pech" eine zeitweise außerordentlich erwünschte Reklame ist. Es zeigt der breiten Masse die Möglichkeit des Gewinnes, reizt so das Interesse für das Spiel und entwaffnet oft selbst den verbissensten Zweifler. Die langen, verdutzten Gesichter der Beamten bei großen Verlusten der Bank sind nicht

ernst zu nehmen. Diese Mienen gehören in aufsehenerregenden Fällen wie das erkünstelte Interesse für das System eines Spielers, dessen Selbsttäuschung sie nach den ersten Sätzen kennen, zum Geschäft — genau wie das theatralische, langsame und laute Aufzählen der Banknoten und des Geldes bei großen Coups, beim Sprengen eines Tisches durch glückliche Spieler. Homburg machte früher, um die Wirkung zu erhöhen, sogar eine zweistündige Pause. Die Croupiers Monte Carlos behalten ihre Ruhe, selbst wenn ein Tollkühner mehrfach das Maximum gewinnt, wiederholt die Bank sprengt, Rouge oder Noir zwanzigmal nacheinander kommt und riesige Summen den Spielern zum Opfer fallen. Es ist alles Pose! Echt in dieser Pose ist vielleicht allein ihr still verborgener Wunsch, nur einmal mit demselben Glück hier gespielt zu haben, um dann in stiller Flucht abseits Monte Carlos dieses Glück zu fesseln. Aber großer Auszahlungen wegen sich aufregen? O nein! Diese Gemütsathleten können sich nicht aufregen. Gewinnt die Bank, so streichen sie ein, verliert die Bank, so zahlen sie aus — eins wie das andere fast mit stolzer Verachtung für ihre Umgebung, ohne alle leidenschaftlichen Bewegungen, ohne Empfindung von Freude oder Schmerz, ohne Erregung von Haß und Zorn. So wenig sich die Croupiers über die Gewinne der Spieler aufregen, so wenig fühlen sie auch unglücklichen Spielern ihre Verluste nach. Aus welchen Quellen sollten sie hier solche Empfindsamkeit auch schöpfen können? Etwa, wie sie gelegentlich spöttisch betonen, aus den edlen Empfindungen der Spieler, die ausnahmslos gierig die Hände nach dem Gelde der Bank, ihrer Brotherrin, ausstrecken? Business is business! Hier werden Vermögen gewonnen, dort werden Vermögen verloren, genau wie in der großen weiten Welt.

* * *

Wer eine Anstellung als Croupier erlangen will, kann dieses Ziel nur auf dem Wege über die Beamtenschule erreichen. Der Andrang zu dieser ist so groß, daß die Leitung der Bank es sich leisten kann, die weitestgehenden Ansprüche an die Bewerber zu stellen. So haben jetzt nur diejenigen Aussicht auf Erlangung einer Anstellung, die eine gute Schulbildung genossen, einen guten Wuchs haben, aus achtbarer Familie stammen, in geordneten Verhältnissen leben, gesund und nicht über die erste Jugendblüte hinweg sind.

Die Zugelassenen haben einen Lehrgang während des zweiten Semesters des Jahres durchzumachen. In dieser Zeit erhalten sie eine monatliche Beisteuer zu ihrem Lebensunterhalt. Die Erlangung großer Fertigkeit beim Wurf der Kugel, bei der Inbetriebsetzung der Drehscheibe und der Handhabung der Geldharke, beim Einziehen und Auszahlen, besonders aber bei der Berechnung der Gewinne sind Gegenstände des Unterrichts. Beim Unterricht wird mit Einfrankstücken statt des Louis, mit Fünffrankstücken und mit Blüten von Banknoten von tausend, fünfhundert und hundert Franks gespielt. Oft kann als Erfolg dieses Unterrichts an den Spieltischen bewundert werden, mit welcher Geschicklichkeit die Croupiers zu arbeiten gelernt haben, wie in geradezu abgezirkelten Abständen, sicher wie Tells Geschoß, quer über den Tisch die Gold- und Fünffrankstücke in die Gewinnfächer oder auf die Plätze der Spieler beim Wechseln von Banknoten niedersausen.

Der Meisterschlag wird nur denen erteilt, die schnell und sicher die schwierigsten und verwickeltsten Rechenaufgaben aus dem Kopfe zu lösen vermögen. Die Prüfung ist schwer, da der Prüfende in der Stunde der Entscheidung vor dem Prüfling noch einmal einen schier unüberwindlich scheinenden Chimborasso von Schwierigkeiten dadurch auftürmt, daß er eine Gewinn-

nummer, die alle denkbaren Chancen aufweist, mit Einsätzen in den verschiedensten Größen überschüttet und nun die blitzschnelle Lösung der Aufgabe durch Angabe der Summe verlangt, welche die Bank dem Gewinner auszuzahlen hat. Die Lösung der Aufgabe setzt Fassung, Unerschrockenheit und Selbstbeherrschung voraus. Wer sie löst, hat die Prüfung bestanden, denn er hat damit zugleich eine andere wichtige und unerläßliche Bedingung erfüllt — den Nachweis der Fähigkeit zur Bewahrung ehernen Gleichmuts im Sturm der Spielleidenschaft an seiner neuen Wirkungsstätte.

Nach der Ablegung der Prüfung ziehen die jungen Croupiers als Tête de table, d. h. als „Spitzenreiter" an die grünen Tische.

* * *

Recht ansehnlich sind die Gehälter, die die Bank ihren Beamten zahlt. Aus diesem Grunde schon ist der Andrang zu den Stellungen so groß, daß die Bewerber darauf gefaßt sein müssen, oft jahrelang vorgemerkt zu bleiben.

Unter den Beamten sind, wie es der internationale Verkehr nicht anders erwarten läßt, die verschiedensten Völker vertreten. Der Fremde braucht sich deshalb auch nicht zu wundern, wenn aus dem Munde der an den Spieltischen tätigen Beamten bei Verkündung der Gewinnchance Rouche statt rouge, touzenne statt douzaine, draversale statt transversale, want fit statt vingt-huit, seize statt sept, dix statt six, cing statt vingt, trente statt onze an sein Ohr tönt, ganz nach der Mundart bald eines Piemontesen, bald eines Flamen oder Auvergnanten. Der stärkste Anteil, mehr als zwei Drittel, wird von den Franzosen gestellt. Dann folgen in weitaus geringerer Stärke die Monegasken, diesen die Italiener, Belgier, Schweizer usf. Sehr gering, mit nur sechs Beamten, sind die Deutschen vertreten;

darunter sind indessen zwei, die schon in Homburg unter dem alten Blanc das Rad drehten, ferner zwei Söhne des alten pflichttreuen Gröning, der im Jahre 1911 starb.

Das Roulette- und Trente-et-quarante-Spiel gelten als durchaus getrennte Geschäftszweige. Zum Unterschied von den an der Roulette tätigen Croupiers werden die beim Trente-et-quarante tätigen Beamten Tailleurs genannt. Die Tailleurs werden besser besoldet, obwohl sie einen angenehmeren und bequemeren Posten einnehmen; er wird aber nicht nur aus diesem Grunde allgemein bevorzugt, sondern auch deshalb, weil die Stellung eines Tailleurs in den Augen der Kollegenschaft für vornehmer gilt. Tritt dieser Unterschied doch selbst in der Verwaltung deutlich hervor, in der es üblich ist, von „messieurs du trente-et-quarante" und „hommes de la roulette" zu sprechen.

Es erhalten beim Trente-et-quarante

die Tailleurs ein jährliches Gehalt von Franks				4800—7200
Chefs de partie	"	"	"	7500—8700
bei der Roulette				
die Croupiers	"	"	"	3000—4800
Chefs de table	"	"	"	6300
ferner die				
Sous-Chefs	"	"	"	5100
Generalinspektoren	"	"	"	9000—10 000
Sous-Direkteurs	"	"	"	12 000

neben einer Neujahrsvergütung in der Höhe eines monatlichen Gehaltes.

Eine ganz erhebliche Erhöhung der Gehälter erfolgte durch die Zulage, die in Höhe von 900 Franks auf den Kopf im Jahre

1912 seitens der Direktion großmütig gewährt wurde. Rechnet man dazu die außerordentlich hohen Einnahmen, die den Beamten seit derselben Zeit aus den Büchsensammlungen zufallen, so wird man zugeben müssen, daß sich ihre Lage neuerdings glänzend gestaltet hat. Nach der Hochsaison wird den in Rede stehenden Beamten der Reihe nach eine vierwöchige Erholung und Reisegeld in Höhe eines monatlichen Gehaltes gewährt.

Weniger gut stehen sich die Beamten, die nur aushilfsweise während der Hochsaison gegen Zahlung einer einmaligen Entschädigung von 2000 Franks beschäftigt werden.

Das Tagewerk des Croupiers beschränkt sich aus Rücksicht auf die außerordentlich anstrengende Tätigkeit auf eine tägliche Dienstzeit von nur sieben Stunden. Sie arbeiten regelmäßig abwechselnd in zwei Kolonnen, und zwar

Kolonne	I	von 10—2	Uhr
"	II	von 2—5	"
"	I	von 5—8	"
"	II	von 8—12	"

Von den vier Croupiers, die unmittelbar an der Roulette sitzen, hat nacheinander jeder dreiviertel bezw. eine Stunde die Kugel zu werfen und die Scheibe zu drehen. Alle Croupiers sind eifrig bemüht, sich ein kleines Kapital für die Wechselfälle des Schicksals und die alten Tage zu sammeln und beschäftigen sich deshalb in ihren freien Stunden mit dem Vertrieb von Weinen und Spirituosen, mit dem Abschluß von Versicherungen und dergl., während ihre Frauen als Leiterinnen von Zweiggeschäften auswärtiger Firmen, als Modistinnen und Vermieterinnen von Zimmern tätig sind.

* * *

19.

Ein Spaziergang im Kasino.

Die Politik der offenen Hand hat dem Unternehmen François Blancs goldene Früchte getragen. Wenn auch der Gedanke, den Neubau des Spielpalastes auf der herrlichen, weit über Land und Meer ragenden Hochfläche aufzuführen, nicht aus seinem Kopfe hervorgegangen ist, so ist er doch als der geniale Schöpfer der mit dem Opfer ungezählter Millionen ins Leben getretenen gärtnerischen Anlagen anzusehen, die den Spielpalast umgeben und die begüterten Klassen aus allen Weltteilen anlocken. Einen Augenblick könnte man versucht sein, in diesem wie aus einem mächtigen Zuckerblock gemeißelten, im blendenden Weiß leuchtenden Spielpalast eher das Kunstwerk eines geschickten Konditors zu sehen, als das des berühmten Baumeisters Charles Garnier, des Erbauers der Großen Oper in Paris. Prächtige Bildnereien, den Tanz, die Musik, die Malerei, die Industrie und die Bildhauerkunst darstellend, sowie kostbare Mosaiken in verschwenderischer Fülle vereinigen sich an der Fassade des in byzantinischer Renaissance erbauten Palastes zu einer Glanzwirkung. Alles überstrahlt aber das wunderbare Rundbild, das sich längs der Südseite mit ihren im Schmuck der Tropen prangenden, bis zum Meer herabsteigenden großartigen Terrassen und Promenaden ausbreitet und das Auge an der Nordseite über die feenhaften Gärten und Anlagen zu den Seealpen schweifen läßt.

Doch wer zum ersten Male hier an der Freitreppe anlangt, die den Eingang zu den Spielsälen vermittelt, wird plötzlich alle Eindrücke weichen fühlen, die eben noch das große Naturpanorama auf seine Seele übte. Mehr oder weniger werden in diesem Augenblick in jedem Besucher die Empfindungen wieder

lebendig, welche die tausendfachen, romanhaften, glänzenden und tragischen Legenden von Monte Carlo und die schauervolle Berühmtheit dieser Maison d'Or, in die er eben eindringen will, seit seiner Kindheit in seiner Seele erregt haben. Nicht mal die Scharen weißer Tauben, die hier so harmlos und munter girren, können über diese Empfindung hinwegtäuschen.

Eine Freitreppe, die durch ein gläsernes Dach überdeckt ist, führt in einen Vorraum; Aufschriften verkünden, daß die eine der beiden langgestreckten, mit schweren Teppichen belegten Treppen in die Verwaltungsräume der Bank, die andere in den Blätterwald führt, ein Blätterwald im wahrsten Sinne des Wortes, denn alle nennenswerten Zeitungen, Zeitschriften, Sportblätter, Modejournale aus aller Herren Ländern liegen hier aufgetürmt und bieten dem Fremden, möge er aus dem entferntesten Winkel der Erde kommen, Gelegenheit, sich über die neuesten Ereignisse in seiner Heimat zu unterrichten. Und es liest sich hier angenehm, weil die Fenster den Blick auf eine Landschaft eröffnen, um die gekrönte Häupter in ihren Palästen die Besucher dieses Lesesaals beneiden könnten. Kleine Pulte, durch matte Scheibenwände neugierigen Blicken entzogen, bieten unentgeltlich Briefbogen und Umschläge den Schreiblustigen dar, die es nicht stört, wenn ihre Briefe mit dem Aufdruck: „Cercle des Étrangers de Monaco“ in die Heimat flattern. Die Klasse der Menschen, die so etepetete tun, scheint immer mehr auszusterben. Aber noch ist es nicht allzu lange her, daß zahllose Besucher des Kasinos ihren Aufenthalt in Monaco dadurch zu verdecken suchten, daß sie ihre Briefschaften postlagernd an das Postamt einer benachbarten Küstenstation richten ließen und dieses anwiesen, ihnen alle einlaufenden Postsachen nach Monte Carlo nachzusenden. Man fürchtete eben damals die bösen Zungen im Bekanntenkreise, die den

Aufenthalt am Brennpunkt des Hasardspiels gern als höchst anrüchig bezeichneten. Diese Auffassung ist einer andern Anschauung gewichen. Fast könnte man sagen, daß sie ins Gegenteil umgeschlagen ist, daß heute jeder dort gewesen sein möchte, seitdem Mitglieder der allerersten Gesellschaftsklassen im Fürstentum Winterquartier nehmen und den Zug vermehren, der sich in das Kasino wälzt. In dem im Vestibül gelegenen Kommissariat des Kasinos werden die Eintrittskarten zu den Spielsälen ausgegeben, ohne die der Fuß keines Sterblichen das Allerheiligste betreten darf. Nichts fällt in den Geschäftsräumen des Kommissariats so sehr auf, als der äußere Schein der Korrektheit. Wozu dieses Aufgebot von Beamten, dieser gewaltige Apparat, als handle es sich um eine Staatsaktion, fragt sich verwundert der Neuling beim Betreten des Kommissariats, das doch offenbar nur die Namen der Einlaßbegehrenden in Bücher einzutragen und Eintrittskarten auszustellen hat. Ist es in Wahrheit nicht seltsam, fragt er sich, wenn der Eintritt zu einem der profansten Orte der Welt mit einem Akte eingeleitet wird, dessen Drum und Dran stark an einen Gerichtshof erinnert: Vierzehn Herren, gleichmäßig schwarz gekleidet wie die Richter der heiligen Feme, mit einem Präsidium auf erhöhtem Platz, scheinen gleichzeitig mit feierlichem Ernste ihre prüfenden Blicke auf die Eintretenden zu richten. Wie wir heißen, woher des Weges wir kommen, wes Geistes Kind wir sind, wo wir schlafen, wodurch wir uns ausweisen können, will man wissen und die Antwort in der Sprache des Landes haben. Auf Herz und Nieren wird jedermann geprüft, aber hinter allen diesen Fragen versteckt sich nur der Zweck, alle abhängigen Stände, alle Beamten, Lehrer, Bankangestellten, Handwerker, Dienstangestellte, wie auch jeden Bewohner des Fürstentums am Besuche des grünen Tisches zu hindern, es sei denn, daß der betreffende einem Spielklub angehört. Darüber hinaus schließt das Kommissariat gern Leute aus, die in ihrem Äußern, wie der Berliner sagt, einen „miesen" Eindruck machen. Das Kommissariat ist berechtigt, jedermann ohne Angabe von Gründen den Eintritt zu verweigern. Diese weitgehende Gewalt der Beamten führt gelegentlich zu merkwürdigen Entscheidungen. Leuten, die, wie man hier gern zu sagen pflegt, sich in einer Tenue comfortable vorstellen, wird meist bereitwilligst, selbst auf das alleinige Vorzeigen einer Visiten- oder Mitgliedskarte irgend eines Vereins, die Eintrittskarte ausgestellt. Die Übergabe der Einlaßkarten an Kommerzienräte und Rentiers, wie an alle Mitglieder der Plutokratie, die sichtlich schmerzlos größere Opfer bringen können, pflegt man sogar nicht selten mit der jovialen Bemerkung „bonne position" zu begleiten. Aber die Herren vergreifen sich auch trotz aller Menschenkenntnis oft gewaltig. Wie häufig geschieht es, daß sie bekannten Millionären die Dauerkarte vorenthalten, weil ihnen das Gesicht oder der an dieser Stelle so verpönte Reiseanzug mißfiel. Nebenbei führen die geltenden Vorschriften nicht selten zu den merkwürdigsten Folgewirkungen. Als sich kürzlich der Leiter einer bedeutenden Bank darüber beschwerte, daß man ihm die Eintrittskarte verweigert habe, während sie jeder Kokotte anstandslos erteilt werde, konnte er erfahren, daß er sich eben in abhängiger Stellung befinde, die Kokotte aber ein selbständiges Gewerbe betreibe.

Neulingen wird es auffallen, daß das Kommissariat zunächst nur Tageskarten ausstellt. Nun, die Dauerkarten läßt es erst nach einem oder zwei Tagen folgen, da zunächst geprüft wird, ob die Bücher des letzten Jahrzehnts etwa Aufzeichnungen enthalten, die bekunden, daß der Spiellustige sich nicht immer hübsch artig benommen hat oder gar einmal auf Kosten der Bank über die Landesgrenze befördert worden ist. Bei Leuten,

die eine Karte für den Cercle privé lösen, hält man solche Vorsicht offenbar für unnötig — gegen klingende Münze wird diese jedermann, ob regierender Fürst oder internationaler Hoteldieb, ob Lady oder Kokotte, sofort unbedenklich ausgehändigt.

Wer zum ersten Male eine Eintrittskarte erhält, wird daraus nicht ohne Staunen entnehmen, daß sie nicht nur zum Eintritt in die Spielsäle berechtigt, sondern daß er Mitglied des Cercle des Etrangers geworden ist. Ist er mit dieser Karte durch eine Kette neugierig musternder Diener in goldgestickten Livreen und glatt rasierten Gesichtern endlich an die Pforte der Spielsäle gelangt, so stößt er auf eine Schar schwarz gekleideter Herren, die den Eingang zu dem Allerheiligsten bewachen, wie der Drache Ladon den Eingang zum Garten mit den goldenen Äpfeln der Hesperiden. Sie prüfen mit würdevoller Miene Karte und Kleidung und achten peinlich gewissenhaft darauf, daß kein Schirm, kein Stock, kein photographischer Apparat, kein Paket, es sei denn, es enthielte Banknoten, mit dem Einlaßbegehrenden die Schwelle überschreitet. Für das den Spielsälen vorgelagerte Atrium hat man das Wort: „Antichambre de l'Europe“ geprägt. Das hat seine Berechtigung. Doch nicht zu allen Stunden rechtfertigt die Gesellschaft, die sich hier versammelt, den vornehmen Sinn, der in diesen Satz gelegt wurde: Je nach der Tageszeit bieten Atrium und Spielsäle einen grundverschiedenen Anblick. Anders als des Morgens offenbart sich das Milieu nachmittags und wieder anders des Abends. So fordert das Leben und Treiben der Spielsäle zu Betrachtungen nach drei Tageszeiten heraus . . .

Wenige sind es, welche die Spielsäle in den frühen Morgenstunden nur deshalb aufsuchen, weil dann die Räume noch nicht überfüllt sind und die Luft von den sie später erfüllenden tausenderlei Gerüchen noch frei ist. Die Leute, die zu dieser

Zeit in den Sälen erscheinen, gehören meistens nicht zu den Reichen, die in Monte Carlo das Spiel ohne Rücksicht auf die Kosten als einen vornehmen Sport betreiben. Wer hier schon am Morgen an die Tür pocht, hat kein Geld zu Sportzwecken übrig, sondern will gewinnen — es sind Systemspieler!

Diese Spieler erscheinen wohl gerüstet. Zu Kreuze soll die Kugel kriechen unter der Wucht der alles überwindenden sieghaften Kraft des menschlichen Geistes, der List und Verschlagenheit, der eisernen Ruhe und Besonnenheit, der Eingebung und des Spürsinns. Sie wollen des großen Korsen Prophezeiung „das Kalkül werde den Hasard besiegen“ erfüllen helfen. Gewiß, lieber Freund, sagen sie, hängt ein Coup nicht von dem anderen ab, auch der dritte nicht von dem zweiten; aber die Maschen unserer Netze umspannen nicht zwei, nicht drei Coups, sondern wahre Chimborassos von ungünstigen Coups. Na, was sagen Sie nun? Diese Leute, die hier versammelt sind, wollen von dem kostbaren Gute ihrer und der von anderen großen Geistern im Laufe langer Beobachtungen gesammelten Erfahrungen zehren. Sie führen in Systemen auf flatternden Blättern an die Tische die scharfgeschliffenen Waffen, die in gewissenhafter Vorprüfung die Feuerprobe so glänzend bestanden haben, daß der Hasard als ein überwundener Standpunkt, als eine Utopie betrachtet werden kann. Sie sehen in ihre Tasche die reichen Schätze der Bank fließen und die Bank ihre Schalter schließen. Trotzdem wird kein böses Gewissen ihren Schlaf beunruhigen, wie es den der brutalen Unternehmer der Spielhölle beunruhigen müßte. Niemand wird sie verdammen, daß sie der Bank das Geld wieder entrissen haben, welches sie herzlos Leichtsinnigen und Leichtgläubigen aus der Tasche gezogen hat.

Es ist 9 Uhr. Monte Carlo schläft noch, an den großen Hotels sind die Fensterläden noch fest verschlossen. Rührig sind nur die

Gärtner und die Aufseher, die, wie Generale gekleidet, in schwarzen Röcken mit goldenen Raupen und Knöpfen, auf dem Kopfe den Wolkenschieber mit goldenen Tressen, nachlässig, den Stock in der Hand, die weiten Anlagen durchstreifen. Von den Schaufenstern fallen die Vorhänge. Schlaftrunken reibt sich der Kellner die Augen, der Tische und Stühle vor dem Café de Paris aufstellt.

An der Freitreppe des Kasinos tauchen die ersten Spieler auf. Sie bilden sich ein, etwas zu versäumen, wenn sie nicht mit dem ersten Trupp um 9½ Uhr in das Atrium stürzen, wenn sie nicht an den Eingängen zu den Spielsälen in den vordersten Reihen auf Posten ziehen können. Schnell wächst die Menge an, die an den beiden Mündungen vorschriftsmäßig in Gliedern von 4 Personen Kette bildet. Die Aufsichtsbeamten machen mit wichtiger Amtsmiene bekannt, daß alle, die zum ersten Male mit Tageskarten hier erscheinen, die Tür an der linken Seite zu benutzen haben und die Mittelpforte allein als Ausgang dient. Weshalb ein Eingang für Tageskarten und ein Eingang für Dauerkarten geschaffen wurde, wird wohl ein ewiges Geheimnis der Spielleitung bleiben. Viele fassen diese geistvolle Einrichtung als einen Scherz auf, den sich die Spielleitung angesichts der großen Vorteile, die sie den Spielenden an den grünen Tischen bietet, sehr wohl erlauben darf. Während des Aufmarsches dieser Spiellustigen hat sich in den im Erdgeschoß belegenen Ankleideräumen eine Schar von Croupiers eingefunden, um sich auf den Dienst vorzubereiten. Auf einer Treppe, die allen Blicken entzogen ist, erreichen sie den Schauplatz ihrer Tätigkeit; hier werden sie von höheren Beamten an den Tischen erwartet, an denen sie in Tätigkeit treten sollen. Sobald sie erscheinen, fällt ein grüner Überzug von jedem einzelnen Tische. Eine Wasserwage stellt das Gleichgewicht aller Roulette fest. Eine

Seitentür öffnet sich. Unter starker Bedeckung durch gallonierte Diener und eine Anzahl von Kassierern hält eine Reihe hellgelbpolierter Kästen, mit Messingbändern verziert, feierlichst ihren Einzug. Sie enthalten das für die einzelnen Spieltische bestimmte gleißende Gold, die Lockvögel für die Spiellustigen! Zwei Schlüssel, einer in der Hand des Kassierers, der andere in der Hand eines höheren Beamten, legen den kostbaren Inhalt begehrlichen Blicken frei. Es sind keine kleinen Summen. Streuen sie doch für jeden Roulettetisch 80 000 Franks und für jeden Trente-et-quarante-Tisch 120 000 Franks aus.

Langsam rückt der Zeiger inzwischen gegen 10 Uhr vor, verzehrend langsam für die bis zur Siedehitze gestiegene Ungeduld der nach der Eroberung dieses Geldes verlangenden Menge. Denn allen diesen Beutelustigen ist längst klar geworden, daß die Zahl der Personen, die eben Einlaß begehrt, die Zahl der verfügbaren Sitzplätze weit übersteigt und daß deshalb einen Sessel nur der ergattern kann, der im entscheidenden Augenblick gewandt und mit Blitzesschnelle auf einen Platz losschießt. Die Ruhe eines Sitzplatzes ist aber nach der hier herrschenden Anschauung unentbehrlich, wenn man mit Kugel oder Karte Erfolge erzielen will. Mangel an Sammlung würde sonst den Sieg unbedingt in Frage stellen.

Endlich ist ein plötzlicher, bis in die letzte Reihe fühlbarer Ruck allen ein Zeichen, daß die Flügeltüren sich öffnen. Gleich Lützows wilder, verwegener Jagd stürmt die erregte Menge in den Saal, als ob hier Vermögen verschenkt würden. Leute, die an Stöcken herangeschlichen sind, werden jung und nehmen an dem Sturmlauf teil. Ein Madamchen, allen voran, stürzt auf dem glatten Parkett und — über einen Haufen ausgebreiteter Röcke, aus denen nur noch ein paar Beine blicken, fliegen ein, zwei, drei, vier Sturmgesellen hinweg. Aber sie erhebt

sich blitzschnell — der Augenblick ist kostbar. In kaum einer Minute sind sämtliche Plätze besetzt. Wie eine Gnade betrachtet man es, einen Sitzplatz zu haben, um sein Geld mit aller Bequemlichkeit zu verlieren. Eben werden die Richtigkeit des Inhalts der Kästen und deren Übergabe an die Spieltische bescheinigt und die Plätze von den Croupiers eingenommen, die die zierlichen, ellenlangen Geldharken, die Grabschaufeln so vieler Hoffnungen, neben sich legen.

Der Tanz um das goldene Kalb beginnt. Neben ihren Notizbüchern breiten die Spieler langsam ihre Tabellen, Listen, Anweisungen: „Wie man an der Riviera angenehm auf Kosten der Bank lebt“ aus. Langsam folgen dem Rufe der Croupiers: „Faites votre jeu“ die Spieler, die gern die ersten Coups abwarten.

Und wie sie rennt, die kleine weiße Kugel, wie sie auf die Zahlen hinunterstürzt, wie sie hüpft, wie sie tändelt — ahnungslos, wohin. Sie tanzt sichtlich nicht auf Rosen, die kleine Balleteuse. Die messingnen Seitenwände der Zahlen sind gräßliche, teuflische Hindernisse. Das sind kleine Kobolde, die sie recht ungalant puffen und stoßen, bis sie atem- und kraftlos Gott weiß, in welcher Zelle, niedersinkt. Zahllose neugierige Blicke folgen ihr, sehen ihre Angst. Alles eher als mitleidige scheinen haßerfüllte Blicke ihren Absturz zu begleiten. Schon verkündet die Stimme des Croupiers die gewinnende Nummer mit „Trente-six, rouge, pair, passe“, während die Harke über das grüne Tuch fliegt und die verlorenen Einsätze einschaufelt. Nur eines Spielers Einsatz, ein Louis, hat sich gelohnt; gleichgiltig schiebt der Croupier 35 Louis hin. Es ist augenscheinlich ein biederer Provinziale. Nüchtern und geistlos sind seine Gesichtszüge. Ein Strohkopf, der Glück hat! hört man flüstern. Allmählich wird die Beteiligung lebendiger. Wie der

Sämann streuen die Spieler Banknoten, Gold und Silber auf die grünen Felder aus. Aber immer rastloser, eine Gegnerin aller im Kampf um Gold, zieht auch sie, die kleine, weiße, verschmitzte Kugel gegen Geist, Wissen und Spürsinn zu Felde. Sie läßt sich nicht unterkriegen. Wenn die Scheibe rechts fliegt, fliegt die Kugel links, wenn die Scheibe links fliegt, fliegt die Kugel rechts, bald langsam, bald in sausendem Galopp auf der kreisrunden Rennbahn herum, bis sie erschlafft, oft gar mit einem Aufprall gegen die ihre Absicht und ihren Zweck so wunderbar harmlos verschleiernden Randverzierungen, kopfüber auf die sich drehende Scheibe stürzt, die sie im Wirbel mit sich fortführt. Wo wird sie landen? „Trente-six, rouge, pair, passe“ ertönt die Stimme des Croupiers als Antwort. Nur eines Spielers Einsatz, 5 Louis, hat sich gelohnt, dem der Croupier gleichgiltig 175 Louis zuschiebt. Es ist wieder derselbe Provinziale mit dem nüchternen, geistlosen Gesicht. „Ja, ja, Schwein muß natürlich ein Strohkopf haben, wenn er gewinnen will“, hört man in seiner Nachbarschaft flüstern. Sie spotten über sein Glück. Traurige Figuren, meinen sie, die Menschen, die ihre Hoffnungen auf das Glück setzen müssen, die ihre Gewinne den Zufälligkeiten, statt der Berechnung verdanken. Gibt es eine Aufgabe, ein Problem, dessen Lösung erhabener sein könnte als die der Überwindung des Zufalls? Ach, das Glück ist ein unzuverlässiger Bundesgenosse, ein Meineidsbub, treulos und feil wie eine Dirne. Aber sie — sie haben das Gesetz entdeckt, das den Zufall ausschaltet, das an die Stelle des Zufalls den Kalkül, den Weg zum sicheren Gewinn und Reichtum setzt. Die geheimnisvollen Schriften, in die sich der Blick gläserner Augen senkt, lüften ja den Schleier, der des Zufalls Wesen einst ängstlich verhüllte. Es wird Licht! Des Zufalls letzte Rätsel sind hier gelöst von den letzten Illusionen. Und wie wunderbar wandert

es sich auf dieser Regenbogenbrücke, himmelhoch, im Anblick der goldenen Sonne und der kurzsichtigen Wesen dieser Erde, im blauen Äther der Illusion — auf dem Haupte den Lorbeer, im Auge den unruhig flackernden Glanz des Erfinders. Armer Provinziale! „Die Nummer is jut,“ flüstert er eben seinen Nachbarn erfreut zu, „aber es is woll besser, dat ich mir jetzt drücke, sonst könnte mir hier wat ganz Gewöhnliches passieren. In die Systeme kann ich mir doch nich reindenken. Diesmal habe ich auf det Lebensalter meiner Frau gespielt. Da ich aber heute abreisen muß und meine Frau nächstens 37 Jahre wird, die Bank aber keine Nummer 37 hat, so werd ich woll nich wiederkommen. Außerdem scheint mir det janz so — dett die Bank mehr auf dett Insacken wie auf dett Auszahlen jeaicht is.“

Und in Wahrheit scheint die Kugel heute gar keine Einsicht, kein Verständnis für Geist, Wissen und Spürsinn der Spieler zu haben, wie fein auch immer die Einsätze ausgeklügelt sein mögen, — die Kugel, eine reine Idiotin, treibt Banknoten, Gold und Silber in Massen in die Kasse der Bank. Die Spieler werden fast irre. Zweifellos setzen sie ganz richtig, nur der Dreher dreht falsch. Und setzen sie mal falsch, dreht der Dreher richtig — es will heute gar nicht klappen. Daß es indessen nicht klappt, liegt natürlich nur an einer Kleinigkeit — an der einen Schraube, die noch fehlt. Nur einer, der all sein Pech auf den Dreher zurückführt, flüstert seinem Nachbar zu: „Wollen Sie sich einen Louis verdienen, dann gehen Sie hin und hauen Sie dem Dreher eine runter.“ Alle anderen werden ihre Systeme verbessern und morgen zu derselben Zeit wiederkommen, trotzdem die Spalierbildung vor den Eingangstüren zu den Spielsälen und der Kampf um einen Sitzplatz doch wirklich kein Vergnügen ist.

Der nüchterne, geschäftsmäßige Anstrich des Spielbetriebes verwischt sich, sobald die Systemspieler mit ihren Stößen unfehlbarer Wegweiser zum mühelosen Erwerb und zum Reichtum sich zurückgezogen haben. Es ist $1\frac{1}{2}$ Uhr. Die Säle sind fast leer — kaum zweihundert Menschen zählt man in den weiten Räumen. Man diniert jetzt, um darnach ein wenig zu ruhen.

Aber bald nach Mittag laufen aus allen benachbarten Stationen von Cannes bis Mentone in schneller Zeitfolge Luxuszüge mit der eleganten Welt in den schmucken, an besonnten blauen Meereswogen und duftigen Felsgärten gelegenen Bahnhof ein, von deren Höhe der weiße Palast mit seinen vergoldeten Kuppeln dem lieben Besuch freundliche Willkommensgrüße sendet. Reich gespickte Börsen, goldbeschwerte Pompadours schleppt der liebe Besuch über schmucke Sandsteintreppen, über Terrassen in überschwenglicher Tropenflora, während Equipage über Equipage, Auto über Auto aus allen Teilen der Côte d'Azur und des Fürstentums über den glitzernden Sand heranrollen und von den gallonierten Dienern an der Freitreppe des Kasinos mit der tiefen Ehrerbietung begrüßt werden, die hohen Steuerzahlern im Leben gewöhnlich zuteil wird. Und wie die ganz kleinen Füßchen der Damen über die Stufen der Freitreppe trippeln, fast schweben, selig und stimmungsfroh unter den Klängen bestrickender Walzermelodien, die aus den Instrumenten der schmucken rotbefrackten Zigeuner des Café de Paris über den sonnigen Platz an ihr Ohr klingen, während girrende Täubchen beim Aufstieg das Auge erfreuen. „Herr Blanc, die Sache haben Sie großartig gemacht. Sie müssen ja riesige Kassenerfolge haben!“ Und nun sehen sie gar, wie in und vor dem Café de Paris die Gruppen lachender und scherzender Menschen sich allmählich auflösen, dem Zuge nach in der Richtung der Freitreppe, in das Paradies der Spieler,

in dem die kleine weiße Kugel tanzt. Ein Strom braust über der Freitreppe. Männlein und Weiblein, alle eilen beflügelten Schrittes, hoffnungsfroh, in die Garderobe, in die Arme gallonierter glattrasierter Diener, die allzeit beim Ablegen der Überkleider so gern behilflich sind. Wer hier indessen Komfort erwartet, wird schmählich enttäuscht und überrascht werden über den Mangel an Verständnis für die Anforderungen einer Damenwelt, die hier mehr als anderswo durch den Glanz ihrer Erscheinung und ihrer Toiletten paradieren will. Der rohe Aufbau der Brettergestelle, der Mangel an Spiegeln, Kämmen, Bürsten erinnert eher an die vorsintflutlichen Kleiderablagen der Vorstadttheater rückständiger Provinzstädte, als an den sonstigen Glanz von Monte Carlo. Aber die kleine Mißstimmung weicht, sobald einige Schritte weiterhin das Atrium, die vor den Eingängen zu den Spielsälen sich ausbreitende Wandelhalle, in Sicht kommt. An dreißig gewaltige ionische Säulen, auf deren Kapitäl sich eine mit Vasen und Kandelabern geschmückte Galerie entlangzieht, scheinen wie ein Trupp Soldaten hier als Ehrenwache auf Posten gezogen zu sein. Das gedämpfte Licht, das durch die matten Scheiben der Decke in diesen Raum fällt — wie prächtig paßt es zur Stimmung der figurenreichen Malerei an den Wänden der Galerie: der Olivenernte auf Kap Martin und des Fischzuges in Monaco. Die Phantasie der Kasinogesellschaft konnte kaum ein sinnreicheres Bild als das des Fischzuges für diesen Ort finden — in der Tat stellt dieses Atrium das große Sammelbecken der Goldfische dar, nach denen die Kasinogesellschaft ihre Netze auswirft.

Das Atrium ist zweifellos eine Sehenswürdigkeit. Gibt es doch in Wahrheit keinen zweiten Raum, dessen Parkett von Saison zu Saison eine ähnliche Fülle strahlenden Glanzes und Reichtums, eine gleiche Zahl von Trägern berühmter Namen, von Leuten von Ruhm und Würden aufweisen könnte. Gekrönte Häupter, Kaiser und Könige, Prinzen königlichen Geblüts, Großfürsten, Fürsten, Erzherzöge, Herzöge, Marquis, Grafen, Milliardäre und Multimillionäre, gefeierte Staatsmänner und Politiker, interessante Gestalten aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens aller Länder, Leuchten der Wissenschaft und der Industrie, Helden der Feder, des Pinsels, des Meißels, Löwen der Salons wandern hier plaudernd an der Schwelle der Spielhölle, so frei und behaglich auf und nieder, als hätten sie nie einen andern Aufenthalt gekannt.

Den Glanzpunkt erreicht dieses Treiben in den Abendstunden, wenn in den lichtdurchfluteten Räumen die internationale Damenwelt erscheint, die an der Seite der Kavaliere im Frack oder Smoking, mit dem Ordensbändchen im Knopfloch, wie stolze Schwäne auf- und abwogen. Wie viele Tausende emsiger Händchen in den Werkstätten fashionabler Kleiderkünstler, in den Ateliers gefeierter Modistinnen in allen Weltteilen mußten sich abmühen, um all den Glanz zu liefern, mit dem man in Monte Carlo immer wieder die Augen zu blenden, zu entzücken, zu berauschen weiß. Und wie groß muß der Reichtum derer sein, die sich diese wunderbaren Toiletten, diese Geschmeide tageshell leuchtender Brillanten und Sterne leisten können!

Stundenlang können die Damen dem Aufzug zuschauen und ihre Meinungen über die Toiletten und deren Trägerinnen austauschen, stundenlang sich mit dem Erraten von Rätseln bezüglich dieser oder jener Persönlichkeit beschäftigen. Sie bewundern, üben Kritik und suchen zu ergründen, wem der erste Preis zuzuerkennen sei, jener jugendlichen, strahlenden Schönheit im duftigen Souperkleid, der Tochter eines auswärtigen Gesandten, oder dank ihrer glänzenden Toilette der Frau Georg S. Gould, die im Geleit von vier Detektives zum Schutze ihrer

allein auf mehr als vier Millionen Dollars geschätzten berühmten Perlenschnur erschienen ist. Und in Wahrheit, es sind häufig keine Toiletten, sondern Gedichte, die hier zur Schau gestellt werden. Das erkennen selbst alle tonangebenden Modehäuser und Fachleute an, die alljährlich ihre Zeichner hierhersenden, um aus dieser internationalen Ausstellung von Kostümen Anregungen zu neuen Ideen zu schöpfen. Erste Modisten wie Worth, Paquin, Redfern liefern der Kokotte Modelle, nur um hier für eine neue Moderichtung in der mondänen Welt Stimmung zu machen.

Und inmitten einer Gesellschaft, die ganz in den Überlieferungen der höfischen Etikette, des Adels- oder Geldstolzes aufgeht, sieht man zwanglos mit der Sicherheit vornehmer Damen die Priesterinnen der Aphrodite an der Seite eleganter Kavaliere wandern, ohne daß jene ihre Würde und ihren Rang einbüßen. An Kavalieren für diese Priesterinnen ist an der Côte d'Azur gewiß kein Mangel. Die Abkömmlinge erster Familien aller Länder genießen hier gern die Vorzüge ihrer Geburt und ihres Reichtums mit der Haute-Cocotterie, die dank ihrer reichen Einnahmen Schätze sammeln könnte, wenn sie nicht selbst mit hohen Banknoten wie mit Papierschnitzeln spielte. Die kleinste Spielmarke dieser Dämchen ist die goldene Plaque. Sie sind infolgedessen gerngesehene Gäste der Spielbank, aber eine Gefahr für die Spieler, um die sich diese mit Vorliebe an den Trente-et-quarante-Tischen scharen, weil sie — immer bestrebt, ihre Hausschlüssel meistbietend zu versteigern — hier die reichsten Spieler vor Anker gehen sehen. Sie wissen sich meistens trefflich zu benehmen und ihre Reize ins richtige Licht zu stellen — die großen Kokotten und kleinen Koketten, von der feurigen Spanierin bis zur kühlen Engländerin. Im Glanz der Toiletten wetteifern sie mit ihren tugendreinen Mitschwestern. Alle

Jahrgänge sind vertreten. Neben den jungen Elementen fehlt es nicht an alternden Soupeusen, die vergeblich ihre Jugendreize gegen die heranstürmende Zeit zu verteidigen suchen, jene alte Garde, die nicht ausstirbt, sich dafür aber desto leichter ergibt. Im ständigen Verkehr mit der großen internationalen Welt haben sie meistens alle Schule gemacht und verfügen nun über einen Schatz von Sprachkenntnissen, der sie befähigt, mit den Angehörigen aller Nationen zu verkehren. Von Hause aus sind es vielfach Lebedamen, die von der Mulack-Gasse auf dem Umwege über Paris, St. Petersburg, London und weiter sich zu internationalen Kokotten entwickelt, ihre Jahre unter dem Kaiser von Frankreich, der Königin von England, dem König von Preußen und anderen Potentaten gedient und sich nun zeitweilig unter den Schutz des Fürsten Albert begeben haben. Aber es fehlt auch nicht an Unglücklichen, die auf seltsam verschlungenen Pfaden aus guten und besten Kreisen hierher verschlagen wurden, die einst ein „Schritt vom Wege" weit ab von diesem geführt hat; Schuldbewußtsein und der Fluch der Gesellschaft haben ihnen die Rückkehr verlegt, die sie vielleicht selbst gar nicht mehr begehren. Jetzt haben sie Gatten und Kinder, Eltern und Heimathaus vergessen, verbringen die Hochsaison in einer Villa, halten sich Equipage und spielen hoch. Sie können es hier! Ist das Röschen verblüht, dann steht Rosa an den Pforten und verkauft Veilchen!

Monte Carlo berühren sie alle nur in der Hochsaison auf ihren Rundreisen, die sie meistens nach Biarritz, Ostende, Kairo führen. Die elegante Damenwelt hält sich dem Atrium nicht fern, obwohl ihr bekannt ist, daß alle Räume jenen Beute suchenden Bataillonen von Horizontalen als Jagdgründe freigegeben sind. Man hat sich an den gemeinsamen Aufenthaltsort gewöhnt, ein stillschweigendes Abkommen ist geschlossen. Und gerade diese Eini-

gung von Welt und Halbwelt, wonach die Mondaine die Demimondaine mehr prüde als neugierig betrachtet, die Demimondäne die Blicke der Mondäne mehr gleichgültig als demütig kassiert, gibt dem Atrium Monte Carlos seine besondere Note, die die Neuangekommenen schnell begreifen und in ihr Merkbuch eintragen.

Ehrerbietig öffnen die Diener die Türen. Doch welche Luft herrscht jetzt in diesen Spielräumen. Ist das die berühmte Rivieraluft? Dreitausend Menschen in drangvoll fürchterlicher Enge, deren Atem allmählich eine Stickluft zustandebringt, die einem Feuerschlunde zu entsteigen scheint. Die Spielverwaltung hat von jeher gegen die Überfüllung und äquatoriale Schwüle in den Sälen anzukämpfen versucht, sie hat an der Südseite des Kasinos herrliche Räume zur Aufnahme des Übermaßes von Spielern erbaut und dadurch bewirkt, daß in den Hauptsälen selbst in lebhaften Besuchsstunden die Temperatur um einige Grade gesunken ist. Aber noch ist es schlimm genug. Doch braucht die Spielverwaltung sich darum keine grauen Haare wachsen zu lassen. Das Stammpublikum, von dem Spiel gebannt, wird weiter aushalten und der Neuling sich an die Fegefeuerstimmung, den Schweiß und die mit tausend Parfüms gemengten Gerüche allmählich gewöhnen. Der Neuling kehrt beim ersten Betreten des Saales nicht um. Er empfindet's bald nicht mehr. Er wird Stammgast, denn ein ungewohntes Schauspiel nimmt ihn im ersten Augenblick gefangen und hält ihn an dieser Stätte gebannt. Es ist eine neue Welt, die Welt der Spieler, die vor ihm aufgetaucht ist! Saal reiht sich an Saal, in die das Tageslicht durch bunte hohe Glaskuppeln und leicht verhüllte Scheiben mit dem Dämmerschein des sinkenden Abends einfällt. In einen Dämmerschein gehüllt erscheinen abends und nachts in diesen Räumen auch die Spieltische, die ihr Licht

durch die grünen Schirme großer Petroleumlampen erhalten, die über deren Mitte an Ketten schweben, falls das elektrische mal versagen sollte.

Der Stimmung der Beleuchtung scheint sich die der Anwesenden anpassen zu wollen, deren Schritte und deren im Flüsterton geführte Unterhaltung dumpf und lautlos verhallt. In den Divans sitzen Damen, die sich vornehm fächelnd in leiser Unterhaltung, bald Herren, bald Damen zuwenden. Zwischen den Tischen promenieren, wie auf einem Korso, kaum hörbaren Schrittes Damen auf und nieder, um die zarten Linien ihrer Gestalten und edelstein-geschmückten Toiletten, wahre Sterne von Paquin, zu zeigen und den Herren bewundernde Blicke zu entlocken. Nur das Klappern des Goldes und Silbers und das Knittern der Banknoten, nur der immer gleiche monotone Ruf der Croupiers: „Faites votre jeu, messieurs!" scheint die Stille des Ortes unterbrechen zu dürfen, dieser Ruf, der die Spieler in Scharen um sich sammelt, wie der Ruf des Iman von den Minarets seine Gläubigen. Lakaien streifen lautlos umher, reichen Markierkarten, Stecknadeln, Wasser dar und besorgen das Wechseln fremder Banknoten in der nebenanliegenden Wechselstube, deren Leiter, ein wahrer Gemütsathlet, Kurse anrechnet, die über die aller anderen Wechselstuben weit hinausragen.

Gleich lebendigen Mauern stauen sich in den weiten Sälen die Spieler um die 23 Tische, während hinter diesen die daran Sitzenden samt den Croupiers verschwinden. Aller Augen, Aller Sinnen und Denken ist auf das Spiel gerichtet, so ausschließlich, daß — man kann ruhig darauf wetten — unter tausend Spielern kaum hundert ein Bild von der Örtlichkeit entwerfen könnten, in der sie so oft gewesen und namhafte Künstler so glänzende Proben menschlichen Könnens abgelegt haben. In

das Gedächtnis der meisten gräbt sich nur die Erinnerung an den Zusammenschluß vieler Säle mit hohen Bogenöffnungen zu einer gewaltigen Gesamtwirkung ein. Betreten sie den Saal, so nimmt der Gedanke sie voll in Anspruch, in dem dichten Spalier ein Plätzchen zu erwischen; verlassen sie es, so finden sie nur noch Zeit, über ihre Erlebnisse beim Spielen nachzudenken.

Eine interessante Gesellschaft ist es zweifellos, die sich hier an den grünen Tischen zusammenfindet. Es ist wohl der einzige Ort in der Welt, an dem alle Etikette, alle gesellschaftlichen Scheidewände versinken, an dem sich die Großen und Reichen der Erde, unbekümmert um Vorrechte, Würde und Rang, vermöge der Leidenschaft zum Spiel, mit den verschiedensten oft zweifelhaftesten Elementen vereinigt. Dicht umzingelt sind die Tische von Elementen, die in einem kurzen Zeitraum die ganze Stufenleiter vom höchsten Glück bis zur tiefsten Niedergeschlagenheit durchkosten, meistens aber ängstlich bemüht sind, den äußern Schein der Gleichgiltigkeit trotz aller inneren heftigen Erregungen zur Schau zu tragen. Mit manchen geht freilich das Temperament durch. Der Charakter des Menschen, seine gute Kinderstube oder der Mangel an Erziehung tritt ja häufig am ungeschminktesten in Geldangelegenheiten zutage. Wir erkennen hier schnell, wo des Spielers Wiege gestanden: wir sehen, ob er vornehm oder unvornehm spielt, ob er mit der Zurückhaltung eines Gentleman seine Gewinne einzieht und über seine Verluste hinweggeht, während der Andere bei jeder Bewegung seine Nachbarn anstößt, sich fortwährend streitet, an jedem Fünffrankstück mit lüsternen Blicken hängt und jeden Verlust mit einer Verwünschung der Bank oder des Croupiers begleitet, dessen Mißgunst er meist sein Mißgeschick zuschreibt. Glücklicherweise sind solche Elemente hier nicht allzu zahlreich vertreten.

Lautlos, ohne mit der Wimper zu zucken, wird im allgemeinen das Urteil entgegengenommen, das die Kugel spricht. Der Blick der meisten Spieler sucht nicht den der anderen. Starr schweift das Auge über die Menge nach der Kugel. Und doch besteht hier in einem Punkte eine stille, innige Seelengemeinschaft: in dem Kampf gegen die Kugel, den gemeinschaftlichen Feind. Goldene Lorbeeren ernten wenige. Bald sind Munition und Nerven im ungleichen Kampf verbraucht. Verwundet spähen die Opfer abseits nach weichen Polstern, auf die sie sich zurückziehen, um frische Kraft zu schöpfen wenn die Verzweiflung sie nicht an die nächtlichen Gestade hinaustreibt, an denen frische Meereswinde die brennende Stirn kühlen.

* * *

20.

Bilder aus dem Spielsaal.

Sehen Sie dort den breitschultrigen Herrn mit den klugen und stechenden Augen des Adlers — Pierpont Morgan, den Spekulationsgeist und Schicksalsgunst, Tatkraft und Scharfblick, Verschlagenheit und Rücksichtslosigkeit zu einer der ersten Finanzgrößen der Vereinigten Staaten gemacht haben, dessen Macht und Einfluß heute alle Börsen spüren. Sein Konzern diktiert den Geldmärkten Hausse und Baisse, Krieg und Frieden, Sturm und Sonnenschein. Im Jahre 1908 wurde er zum Dr. jur. hon. causa in Anerkennung der Verdienste ernannt, die er sich um die Beilegung der Panik im letzten Viertel des Jahres 1907 in den Vereinigten Staaten erworben hat. Hätte die Spielbank die Einsätze der Spieler nicht begrenzt, dieser Mann könnte ihrem gesamten Aktienkapital eine gleich hohe

Summe in einem Einsatze kaltlächelnd entgegenstellen, ohne befürchten zu müssen, daß deren Verlust auch nur einen Augenblick seinen Schlaf stören könnte. Ein Mann wie Pierpont Morgan aber hasardiert nicht in Monte Carlo. Hier gehört er zu den Upper ten thousand, die nicht spielen, um zu gewinnen, sondern um in einem mehr erkünstelten leidenschaftlichen Geplänkel die Nerven zu kitzeln, sich Anregung und Zerstreuung zu schaffen. Er spielt nicht mit hohen Banknoten: seine Spielmarke ist der goldene Louis. So viel Louis er in einem Coup setzt, genau so viele Nummern bestreut er mit diesen Goldfüchsen, ohne lange über die Wahl der Zahlen nachzudenken, denn Morgan ist sich offenbar bewußt, daß er wohl das Barometer der Börsen, nicht aber den Flug der Kugel beeinflussen kann.

Verläßt Morgan Monte Carlo, so bringen die Zeitungen regelmäßig die Nachricht, daß er 10 000 Franks für die Armen des Fürstentums gespendet habe. Täte er nicht besser, diese Spende für bedürftige Spieler zu stiften?

* * *

Finanzgrößen vom Schlage eines Morgan haben in Geldsachen meistens eine so feine Witterung, daß sie auch auf dem glatten Parkett der Monte Carloer Spielsäle nicht ausgleiten. Sie sehen im Hintergrunde des äußerlich so harmlos und vertrauenerweckenden Spielbetriebes die breiten Maschen, durch die unablässig zahllose Vermögen kleiner und größerer Kapitalisten in die Tresors der Bank abfließen. Gejeut aber haben die ungekrönten Häupter Amerikas hier alle und sich auch wohl kaum von dem Tanze der großen, lebensfrohen Masse um das goldene Kalb ausschließen können, weil Natur und Spiel an diesem schmalen Küstenstrich von einander fast untrennbar ein Menu liefern, das nur befriedigt, wenn alle Gänge genossen

werden. Aber wie sie als Gourmets wissen, daß ein Diner nur dann als vollkommen gepriesen werden kann, wenn der Gast nach der Aufhebung der Tafel noch ein wenig Appetit verspürt, so ist wie hier auch an der grünen Tafel ihr oberster gastronomischer Grundsatz: „nicht sättigen, nur reizen!" So suchen die Rockefeller, Vanderbilt, Astor, Gould und wie die Geldmagnaten der 5. Avenue alle heißen mögen, auf ihren fürstlichen Jachten Monte Carlo und die Spielsäle regelmäßig auf, ohne indessen daran zu denken, an den Spieltischen im Brillantfeuerwerk amerikanischer Milliardäre glänzen zu wollen. Wer will, kann beobachten, wie Frau Vanderbilt eine jener zartfarbigen Hundertfranknoten setzt und sich über den Gewinn fast ebenso freut wie die arme Schusterfrau Schulze, die ein Viertel vom großen Los gewonnen hat.

* * *

Natürlich sind unter den amerikanischen Krösussen auch Personen zu treffen, die gern hoch spielen. Zu diesen gehört Gordon Bennett, der Besitzer des New Yorker Herald. Daß er nicht streng in den Bahnen der angestammten amerikanischen Plutokratie wandelt, liegt wohl daran, daß er den größten Teil des Jahres in Paris lebt und somit für ihn die Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuche seines Volkes in denen der französischen Hauptstadt allmählich untergegangen sind. Seine Anwesenheit in Monte Carlo wird bemerkt, weil er zu den interessanten Persönlichkeiten unter den Pressemännern gehört und durch die Stiftung hoher Wettpreise sich einen Namen in der Sportwelt geschaffen hat. Daß Bennett, der über eine jährliche Einnahme von 10 Millionen Franks verfügt, nicht kleinlich veranlagt ist, zeigt das auf 40 000 Franks bemessene

Gehalt des Kochs auf seinem schwimmenden Palast, mit dem er alljährlich in der Hochsaison im Hafen von Monaco vor Anker geht. François Bonnaure, so heißt dieser Koch, ist ein Begriff: der Inbegriff des heißersehnten Zieles aller Köche. Wollte man ihn definieren, so müßte man ihn den Traum des Geschmacks nennen. Er ist „the king of the kitchen". Er begann seine Laufbahn im Savoy-Hotel, trat in den Dienst des Schokoladenkönigs Meunier, dessen Bankette berühmt waren. Dann war er beim Präsidenten Faure tätig und leitete hier die großen Staatsbankette. Zuletzt war er Leiter der Küche in dem berühmten Restaurant von Paillard. Seine Aufgabe ist nur die, das Tagesmenu zu entwerfen und jede Speise, bevor sie aufgetragen wird, zu kosten. Dafür bezahlt Bennett 40 000 Franks. Voilà tout!

Als Spieler wird Bennett nur beim Trente-et-quarante bemerkt, dessen Tische er erst verläßt, wenn sein Portefeuille leer oder bis zum Zerplatzen gefüllt ist. Bennett behauptet, nur in einer einzigen Saison einmal gewonnen zu haben. Man kann es ihm glauben, denn er ist eine ehrliche Haut, die die Wahrheit liebt.

* * *

Aus anderem Holze ist der elegante, schlanke junge Mann geschnitzt, der erstaunt die krämerhaften Einsätze des amerikanischen Nabobs, des Mr. Morgan, betrachtet. Er ist Edelmann; in seinen Adern fließt das Blut berühmter Helden; seine Vorfahren haben einst heiß mit einem gewaltigen Herrschergeschlecht um die Vormacht gestritten. Er denkt an keine Gefahren, wenn Trommelwirbel und Fanfaren in das Schlachtgetümmel rufen. So hält er auch nicht krämerhaft die Banknoten zurück, wenn der Ruf des Croupiers hier in den Kampf ruft. Wer siegen will, muß kämpfen; wer ernten will, muß säen. Das Glück ist ihm nicht hold. Ohne lange zu überlegen, geht er drauf los — in wilder Jagd dem Glück nach, auf die schiefe Ebene, bis die letzte Munition verschossen ist. Was machts? Er wird an seinen Bankier um neues Pulver telegraphieren. Ist er doch ein großer Majoratsbesitzer, der noch über einen ansehnlichen Kredit verfügt!

* * *

Nicht minder leidenschaftlich ist der Eifer, mit dem die beiden alten Damen im silbergrauen Haar sich dort am Spiel beteiligen. Als Großmütterchen, wie in der guten alten Zeit, mit Strickstrumpf und Hornbrille, das Häubchen mit breitem Band unter dem Kinn, still in behaglicher Sofaecke den Winter ihres Lebens zu verbringen, würde ihnen als die törichtste Ausnutzung der letzten Lebensjahre erscheinen. Viel eher würden sie es als ein beneidenswertes Los ansehen, zu sterben und zu ruhen in dem schönen, sonnigen Lande der Roulette, die sie so sehr geliebt haben. Alljährlich treten sie, zwei alte Freundinnen, nun schon seit Jahrzehnten die Reise nach dem Süden, nach dem Paradiese der Spieler, an. Sie haben zwar schon große Enttäuschungen erleben müssen, doch waren alle zusammen nicht groß genug, um in ihnen nur einen Augenblick den Glauben an den Satz: „C'est le croupier qui fait le jeu" erschüttern zu können. Sie gehen allen Croupiers aus dem Wege, die wild und ungleichmäßig arbeiten. Ihre Freunde sind die Croupiers, die ohne alle Erregung Coup für Coup die Kugel kreisen lassen. Bei diesen fühlen sie sich geborgen. Sie bepflastern die Nachbarn aller gefallenen Nummern, weil ja die mit einem stets gleichen Kraftaufwand geworfene Kugel eine immer gleiche Kreislänge durchlaufen muß. In ihrer Umgebung scheint heute ihre Spiel-

weise, die Marotte aller Voisinspieler, Aufsehen zu erregen und Anhänger zu finden, denn sie gewinnen sich fast zu Schanden. Sie haben zweifellos einen glücklichen Tag. — Es war aber auch hohe Zeit! Hatte doch die ruhige Hand desselben Croupiers in den letzten Tagen ihnen fürchterliches Pech gebracht. Vergnügt plinken sie ihrem Gegenüber zu, wenn die Häufchen Gold wachsen und wachsen. Morgen werden sie denselben Croupier aufsuchen!

* * *

Es ist ein alter Bekannter, ein General, der als Offizier in jedem Gelände gegen jeden Feind Aufstellung, Bewegung und Gefecht der Truppenkörper siegessicher geleitet hat, dessen Taktik aber im Feuer der Roulette-Kugel völlig versagt. Alle Systeme hat er bereits durchprobiert, alle mit glänzendem Erfolg — für die Bank! Sein Liebling ist jetzt die Zahl 17 en plein, für die er eine Schwäche hat, da sie in seinem Leben stets eine glückliche Rolle gespielt hat. Zwanzig Mal hat er sie heute mit einem Fünffrankstück, dann zwanzig Mal mit zwei Fünffrankstücken erfolglos besetzt und damit die Summe von dreihundert Franks aufgebraucht, mit der er sich für diesmal versehen hatte. Daß gerade im entscheidenden Augenblick der Erschöpfung der ausgesetzten Spielsumme der Croupier nicht einmal, sondern gar zweimal hintereinander die dix-sept als Gewinn-Nummer ausruft, klingt ihm wie eine Verhöhnung seiner geliebten 17 ins Ohr. Ist das nicht ein ausgesuchtes Pech? Wäre sie nur einmal, selbst im letzten Coup gekommen, so hätte ich meinen ganzen Verlust mit einem Plus von 50 Franks zurückerobert, philosophiert er und verläßt den Tisch, um seinen Bekannten Vortrag über sein neuestes maßloses Pech zu halten und ihnen als neues Forschungsergebnis klarzumachen, daß mit einem Kapital von

unter 500 Franks eben nicht erfolgreich gegen die Spielbank anzukämpfen sei.

* * *

Daß ein so glänzender Heerführer, der gewöhnt ist, mit seinen eigenen und den Kräften seines Gegners kühl zu rechnen, hier vor der feindlichen kleinen Kugel das Feld räumen mußte, will dem Bankier, der seine Operationen beobachtete, nicht in den Kopf. Mit dem durchdringenden Blick des Kaufmanns hatte er schon viel früher in der verkehrten Angriffstaktik die Schwäche entdeckt, welche die Niederlage des Generals herbeiführen mußte. Na ja, denkt er, man kann wohl ein tüchtiger Heerführer sein — das feine Verständnis dafür, wie man Geld macht, liegt doch auf einem andern Gebiete als auf dem der strategischen Schachzüge auf dem Schlachtfelde. Generäle sind eben keine praktischen Menschen, keine Kaufleute. Er freilich hatte es nur seiner kaufmännischen Tätigkeit zu verdanken, daß er sich aus dem Lehrling eines kleinen Geschäfts zum Inhaber eines Bankhauses entwickeln konnte, dessen Name in der Welt Klang hat. In Wahrheit hatte er es stets meisterhaft verstanden, andere für sich denken und arbeiten zu lassen, nicht bloß in seiner geschäftlichen, sondern auch in seiner öffentlichen Wirksamkeit, die ihn schnell auf den kurulischen Stuhl führte. Auch hier hat er sich stets gewissenhaft bemüht, die Anerkennung der Erfolge anderer für sich einzuheimsen und die Verantwortung für Mißerfolge anderen aufzubürden, insbesondere den zahllosen Strebern, deren Ehrgeiz darin bestand, sich unter ihm für öffentliche Interessen in stiller Erwartung königlicher Anerkennung abzuarbeiten oder die schon eine tiefe Befriedigung in dem Gefühl ihrer Wichtigkeit fanden, als Sprossen zu der Leiter zu dienen, über die er zu seiner Führerstellung emporsteigen konnte. All-

morgendlich seit dem denkwürdigen Ereignisse seiner Ernennung zum Kommerzienrat eines kleinen Bundesstaates tritt er vor den Spiegel, macht eine tiefe Verbeugung und sagt mit tiefster Ehrerbietung: „Guten Morgen, Herr Kommerzienrat!" Ein Ordensbändchen trägt er selbst auf seinem Nachthemd. Diesem feinen Kopf war es bei der Beobachtung des Spieles klar, daß die Kugel durch Anwendung richtiger Mittel zweifellos willig und fügsam zu machen ist. Lehrte denn nicht die einfache Überlegung, daß der General mit Erfolg hätte abschließen müssen, wenn er auf die Nummer 17 erst dann zu setzen begonnen hätte, wenn sie 10 oder 15 oder gar 20 mal nacheinander nicht herausgekommen war? Je weiter eine Spinne ihre Netze ausspannt, desto sicherer kann sie auf den Fang rechnen. Lange ausgebliebene Chancen mit fortschreitender Verdoppelung und Steigerung des Einsatzes zu bearbeiten — das erschien ihm als eine Methode, die einem Spieler bei folgerichtiger Durchführung niemals eine Enttäuschung bereiten könne. Sicher hat diesem oder jenem Spieler, der vielleicht auch schon auf diesen geistreichen Gedanken gekommen war, beim Wachsen der Einsätze nur die Entschlossenheit zur Durchführung der Methode gefehlt.

Ein Blick auf seine Aufzeichnungen inmitten solcher Betrachtungen verrät ihm, daß Rouge 14 Mal nacheinander nicht erschienen und deshalb in den nächsten Coups zweifellos zu erwarten ist. Seinem Angriff mit 100 Franks läßt er 300, 700, 1400, 2800 Franks folgen, ohne daß sich Rouge melden will. Noir, nichts als Noir scheint wie Hohn aus dem Gehege der Zähne des Croupiers an sein Ohr zu dringen. Schwarz scheint es auch ihm vor den Augen zu werden. Bereits 5300 Franks hat er verschmettert! Jetzt soll er gar, hart an die Grenze des Maximums gedrängt, mit einem Schlage 6000 Franks

hinlegen, eigentlich doch nur um seine Verluste zurückzugewinnen . . . Wochenlang hat er mit glänzendem Erfolge nach dieser Methode bald auf Rouge, bald auf Pair, bald auf Passe gespielt, mehrere Goldrollen erobert und bis dahin niemals das Pech gehabt, zu so hohen Einsätzen getrieben zu werden. Jagt er nicht jetzt, die Sache bei Lichte betrachtet, mit einem Kapital von mehr als 11 000 Franks einem Gewinn von einigen hundert Franks nach, während für die Bank ein klotziger Gewinn gegenüber einem kaum nennenswerten Verlust auf dem Spiele steht? Sollte eine Katastrophe im Anzuge sein? „Faites votre jeu!" ertönt in diesem kritischen Augenblick die Stimme des Croupiers zum zweiten Male. Jetzt das Geld preisgeben, erscheint ihm wie ein Verbrechen aus Charakterschwäche, woran ja die meisten Spieler zugrunde gehen. Er will über diese Schwäche siegen und läßt blitzschnell den Rest seines Portefeuilles auf das grüne Feld fliegen. Vingt-huit, Noir, Pair, Passe erklingt es wieder eintönig in immer gleichem Rhythmus von den Lippen des Croupiers — die Harke gleitet über die Felder und quittiert mechanisch mit glattem Strich über die Banknoten und sein unfehlbares System. Starr folgt sein Blick der Fahrt der Harke . . . .

* * *

Gespannt horchen die Spieler auf, als aus Hunderten von Kehlen ein lauter Jubelruf die Stille der weiten Räume der Mittelhalle unterbricht. Jeder Stammgast weiß, daß an dieser Stätte abgemessener Ruhe in solchen Ausbrüchen stets der Widerhall der Freude über das Glück großer Spieler zu suchen ist. Wirken doch hier Va-Banque-Spieler wie Sterne auf offener Bühne! Sie sind von einer Schar Neugieriger dicht umdrängt,

die den Helden um jeden Preis sehen und die Aufregungen über das Schicksal mit durchkosten wollen, dem große Einsätze unterworfen sind. Zu einem Strom wächst aber stets die Schar Neugieriger an, sobald die Nachricht sich verbreitet, daß es einem Spieler gelungen ist, die Bank zu sprengen. Alles setzt sich dann in Bewegung, um den Triumphator zu sehen, zu bewundern und zu bejubeln und die süße Empfindung reinster Freude über das Pech der Bank in wohligen Zügen einzuatmen. An seinem Tische stocken die Einsätze; die Spieler vergessen über dem Schauspiel ihre eigene Tätigkeit. —

Der Matador, der diese Bewegung in die Masse gebracht, ragt um eines Kopfes Länge über die Menge hinweg. Er sitzt nicht — er steht wie alle großen Hasardeure, die wohl frei sein wollen, weil sie wissen, daß ihr Los oft schneller hier entschieden wird, als es Zeit erfordert, sich zu setzen und wieder zu erheben. Erst in dieser Saison ist er hier aufgetaucht. Aber jedermann weiß bereits, daß er Pole ist und Jarouschinski heißt, daß er mit seiner Frau und zwei Töchtern von 16 und 13 Jahren in dem benachbarten Ventimiglia die Annehmlichkeiten des südlichen Winters durchlebt, und daß er nach dem Diner das Spielerparadies häufig mit dem eleganten Expreß aufsucht. Dazu haben die üblichen Nachforschungen des Kommissariats bald ergeben, daß dieser Wagehals der Sohn und Erbe einer Gutsbesitzerin in Russisch-Polen ist, deren Ländereien und Waldungen auf einen Wert von zahllosen Millionen Rubel veranschlagt wird. Er soll nach der allgemeinen Beobachtung mit großem Glücke spielen und der Bank gehörige Schlappen beigebracht haben. Fortuna ist ihm auch heute hold. Bis auf den Grund hat er die Kassenbehälter des Spieltisches geleert, und eben den so stürmisch bejubelten großen Coup gemacht, der die Bank zwingt, ihm auch die hunderttausend Franks auszuzahlen, die ein Bote

der Bank der Spielleitung seines Tisches eben als Erneuerungsfonds nach Erschöpfung der Betriebsmittel aushändigen wollte. Die eisige Ruhe, mit der der Pole Banknoten und Goldrollen in Empfang nimmt und seinen Einsatz zurückzieht, scheint dem Publikum eher zu imponieren als eine Enttäuschung zu bereiten. Bis zum Ausgang des Spielsaals begleitet ihn die Menge, als ob sie eine verhängnisvolle Umkehr befürchte.

Wird er seinen jungen Töchtern wieder einige Lappen von dem scheinbar leichten Gewinne überlassen, mit denen sie so gern an den Tischen im Café de Paris spielen und in die sie so gern aus Jokus Bonbons einwickeln? Ob sie wohl ahnen, daß Papa, durch seinen Erfolg kühn gemacht, wahrscheinlich einst den sicheren Weg gehen wird, den alle geborenen Hasardeure hier gegangen sind? Viele sehen ihn wanken, ihnen graut nach seinem Erfolge vor der Götter Neide!

* * *

Eine innige Geistesverwandschaft verbindet den Polen zweifellos mit dem Australier, der dem Croupier eben fünf Tausendfrankscheine mit dem Ersuchen um Umwechslung in Gold überreicht. Wie der Pole, war auch er sehr vorsichtig in der Wahl seiner Eltern. Der gute Papa hat sein Vermögen in den australischen Kolonien erworben. Als 1851 die Nachricht von der Entdeckung der großen Reichtümer im Boden von Neusüdwales sich verbreitete, war der Zuzug zu diesen Goldfeldern so groß, daß auf einer Wüste im Handumdrehen eine aus Zelten und Häusern erbaute Stadt entstand. Papa landete als holländischer Kaufmann als einer der Ersten und kaufte alle Ansprüche (Claims) auf Boden auf, die erlangbar waren. Von seinem unermeßlichen Vermögen hinterließ er dann zwei Drittel

seinem Sohn und ein Drittel seiner Witwe mit der Maßgabe, daß nach ihrem Tode dieser Witwenteil ebenfalls seinem Liebling zufallen solle. Vor drei Jahren wurde der junge Mann von Oberaufsichtswegen wegen Verschwendung unter Vormundschaft gestellt, die indessen nach einem Jahre auf Betreiben guter Freunde und Interessenten wieder aufgehoben wurde. Auf seiner wunderbaren Jacht ging er vor vierzehn Tagen hier im Goldlande vor Anker, genau mit der gleichen Absicht, mit der einst vor sechzig Jahren der liebe Papa in den Goldfeldern von Neusüdwales gelandet war: Schätze zu heben. Sein hoher Wuchs zeigt ein Ebenmaß, als sei er dem Meißel eines Praxiteles entsprungen. Man spürt aber auch, daß er sich für einen schönen Mann hält, der bemüht ist, die Vorzüge seiner Erscheinung in allen Einzelheiten hervortreten zu lassen. Ein weißes Chrysanthemum steckt im Knopfloch seines schwarzen Rockes, eine künstlerisch verschlungene Kravatte wallt auf die weiße Weste mit goldenen Knöpfen. Diese freilich weniger vornehme als stutzerhafte Kleidung, die ein großer Panamahut auf seinen Promenaden vervollständigt, sowie seine weichen Züge und die milchweiße Farbe seines Gesichts mit dem wohlgepflegten rötlich schimmernden Bart sprechen für alles andere weniger als für einen weibischen Charakter und für einen Strohkopf!

Den Lauf der Kugel mit dem Verstande zu lenken traut er offenbar auch seinem Strohkopf nicht zu. Seine Hoffnung auf Gewinn baut er auf seinen guten Stern und seine Mascotte auf, die nicht von seiner Seite weicht, so oft und so lange er spielt. Wie für alle abergläubischen Spieler, so ist auch für ihn die Mascotte der Inbegriff alles Glückes, eine wirkliche und wahrhaftige Glücksbringerin. Er schwört auf sie, wie andere darauf schwören, daß gewisse Menschen ihnen Pech bringen. Seine Mascotte ist eine Dame aus der „anderen“ Welt, ein bildhübsches, goldblondes, französisches Mädchen, das die schönsten blauen Augen von Paris besitzt. Ihr Geschmeide leuchtet im feurigen Farbenspiel, kostbare Spitzen bedecken die formvollendeten weißen Arme, während Zähne weiß wie Alabaster aus den purpurbemalten Lippen blitzen.

Wie ein Sämann streut der Australier mit vollen Händen das Gold auf die Felder aus, das Gold aus den väterlichen Goldfeldern von Neusüdwales. Kaum sind die Nummern unter der Glut des Goldes zu erkennen, fürwahr eine Vorstellung, so ungewohnt selbst in diesen Sälen, daß sich aller Blicke wie hypnotisiert auf den merkwürdigen Spieler heften. Madame la Roulette scheint für die geheimen Kräfte der Mascotte indessen kein Verständnis zu besitzen. Auf alle Einsätze reagiert sie sauer. Die Kasse der Bank füllt sich, die Brieftasche des Millionärs aus den australischen Kolonien leert sich, wie sie sich alljährlich leert, solange er spielt. Sein Glaube an die Wunderkraft seiner Maskotte aber gerät nicht ins Wanken. Morgen wird weiter gespielt! Warum soll er nicht? Er kanns ja, der Multimillionär aus den australischen Kolonien. Er hat ja so viel Geld, sagt seine Mascotte. Vielleicht kommt er zur Besinnung, wenn seine Erbschaft versiegt, sein Muttererbe fällig ist.

* * *

Spieler und Bläser haben ein kurzes Leben. Selbst ein Garcia, dessen Schatten in der Welt des Hasardspiels als das Musterbild des Glücksrittertums noch lange umgehen wird, mußte diesem Schicksal verfallen. Auf beflügeltem Rade trug ihn die Glücksgöttin bis zur Sonnenhöhe empor, um allen sichtbar ihn desto tiefer zu stürzen. Die Spielerwelt zieht aber keine Lehre aus dem Schicksal Garcias. Üppig wuchert das

Glücksrittertum weiter. Die Ernte an den grünen Tischen schwillt immer höher an. Um Beispiele ist der Besucher der Spielsäle niemals in Verlegenheit.

Wer vor fünf, vier, drei Jahren in den Spielsälen sich aufhielt, wird sich eines Mannes in den mittleren Jahren deutlich erinnern, dessen Zuschnitt, Haltung und bescheidenes Auftreten eher auf den kleinen Fabrikanten einer Provinzstadt, als auf den Typus des kühnen Hasardeurs schließen ließ. Weder nervöse Unruhe, noch fieberhaft glänzende Augen, die Merkmale kühner Spieler, hoben ihn von dem Kreise seiner Umgebung ab. Unter dieser ruhigen Außenseite aber tobte ein Spielfieber, das schrankenlos alle Vernunftgründe eindämmte. Als Mitinhaber eines weltbekannten Fabriketablissements in Warschau zog er aus dessen Betrieb eine jährliche Einnahme, die in die Hunderttausende ging. Er verschmähte es grundsätzlich, nur an einem Trente-et-quarante-Tisch und mit anderen Einsätzen als dem Maximum hier zu spielen. Man konnte ihn von Tisch zu Tisch wandern sehen, um das Steigen und Fallen der Banknotenstapel zu beobachten, die oft bis zur Höhe eines viertel Meters stiegen, manchmal aber auch ganz verschwanden. Er war oft bis zu einer viertel Million engagiert. Sein Spiel erregte Aufsehen; jeder mußte diesen Mann gesehen haben, um aus eigener Erfahrung über seine Beobachtungen mitreden zu können. Mehr als er selbst aber wurde die merkwürdige Tatsache bewundert, daß er regelmäßig mit einem Gewinn abschloß, dessen Höhe mit der üblichen Übertreibung bald auf Millionen beziffert wurde. Jedenfalls verblüfften seine anhaltenden Siege so sehr, daß selbst in ernsten Kreisen der Glaube Eingang fand, daß das Spielen mit der höchsten Einheit einen sichern Erfolg verbürge. War er doch selbst von der Unfehlbarkeit seiner Spielweise so berauscht, daß er alle Kassandrarufe einsichtiger Freunde mit der bestimmten Erklärung abspeiste, Monte Carlo gehöre ihm und er werde nicht früher aufhören zu spielen, als bis sein Gewinn auf zehn Millionen gestiegen sei. Bald wurde man belehrt, daß auch diese Spielweise im fortlaufenden Spiele selbst beim größten Glück zum Ruin führen müsse. Im Juni 1907 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß sich dieser Spieler mit dem höchsten Einsatz nach dem Verlust seines gesamten Vermögens in einem Hotel in Nizza erschossen habe. Zwar war diese Nachricht falsch, denn es steht fest, daß der Totgesagte in der nächsten Saison noch flott mit dem Maximum spielte und sein Betriebskapital von 400 000 Franks auf eine Million erhöhen konnte. Ebenso wahr ist aber auch, daß er bald darauf diese Million verlor und Geschäft, Haus und Hof verlassen mußte.

* * *

Im Anschluß hieran ließe sich natürlich leicht eine endlose Liste von Spielern aufstellen, die an dem Spieltische ihre Selbsttäuschung mit dem Verlust ihres Vermögens, ihrer Existenz und gesellschaftlichen Stellung, häufig aber auch mit dem Verlust von Ehre und Freiheit büßen mußten, wenn sie der Schande nicht die Kugel vorzogen.

In den neunziger Jahren erregte das märchenhafte Glück des Engländers Wells allgemein Sensation. Er spielte mit dem Maximum am Trente-et-quarante den „Coup de trois", der bekanntlich bedingt, daß ein Einsatz so lange gehalten wird, bis er dreimal gewonnen hat. Allabendlich schickte Wells die reiche Tagesernte nach London, um den Gewinn nicht wieder zu verlieren. Das war die Vorsicht eines weisen Mannes, zu der er allgemein beglückwünscht wurde. Als das Blatt sich aber wandte, ließ er sich nach und nach den Gewinn zurücksenden, bis er er-

schöpft und mit dem Millionengewinne sein eigenes beträchtliches Vermögen verloren war. Er griff das Gut seiner Kinder an und erschoß sich.

* * *

An der Bank von Monte Carlo darf jeder sein Geld verspielen und sich ruinieren. Kredit erhält niemand, wie reich er auch sein möge. Nur einen einzigen Menschen soll es gegeben haben, dem die Bank das Recht zugestanden hatte, auf Ehrenwort spielen zu dürfen. Sie konnte diesem Manne aber auch unbedingt Vertrauen schenken, denn es war Baron Arthur v. . . . in Paris, ein Stern allererster Größe in der Finanzwelt, der alljährlich beim Beginn der Hochsaison auf seiner königlichen Jacht über das Meer hierhersegelte. Der Baron war ein jovialer Herr, der das Spiel nicht verachtete. Die Nummer 19 hatte es ihm angetan; er liebte sie, besetzte sie unentwegt mit allen Chancen en plein, bis sie als Gewinn-Nummer verkündet wurde. Manchmal erschien sie bald und häufiger und legte dann große Summen in den Schoß des beleibten Finanzmannes; noch häufiger ließ sie sich aber trotz heißester Liebesbemühungen kaum sehen und lieferte ihn dann erbarmungslos der Bank mit Haut und Haaren aus. Seine Laune litt darunter jedoch niemals. Der dicke Baron wollte eben vergnügt bleiben, sich nicht ärgern, sondern sich in Monte Carlo amüsieren. Dort am Boulevard des Moulins hatte er en plein midi ein wahres Bijou von Villa. In dieser herrlichen Besitzung hat er herrlich gelebt und ist er selig gestorben. Der Baron hat die Fesseln der Ehe nie geliebt und ist auch unvermählt gestorben. Er schwärmte mehr für freie Liebe. Jahrelang unterhielt er ein Verhältnis mit einer schönen Wäscherin, deren Bekanntschaft er zufällig auf der Straße gemacht hatte. Er schwärmte für sie, denn

dieses junge blonde Ding schwur ihm keck und kühn, daß sie ihn wahnsinnig liebe und daß sie niemals auch nur einen zarten lila-weißen Lappen annehmen würde. Man bezahle doch auch für das Lieben nicht! Sie wußte aber schon am ersten Tage der Bekanntschaft, daß sie es mit einem millionenschweren Baron zu tun hatte, und war durchaus nicht geneigt, sich wie ein niedliches Wäschermädchen abspeisen zu lassen. So ist es ihr auch gelungen, Millionen aus dem Dicken zu ziehen und die Frucht ihrer Liebe mit dem Titel „Marquis" schmücken zu lassen.

* * *

Glück und Unglück werden oft an einem Tage geboren. Jener Jüngling, dessen Erscheinung, dessen ausgearbeitete, gerötete Hände auf den ersten Blick die Werkstatt verraten, war zu dieser Sensation ausersehen. Wer kennt das Schicksal, das ihn auf seiner Wanderung auf diesen Flecken Erde geworfen? Nur das war zu erfahren, daß nicht Spielsucht ihn gestern in den Saal getrieben, sondern die Neugierde, Spielbetrieb und Spielleben so im Vorbeigehen an der Quelle kennen zu lernen. Ein Louis, den er bei seinem Besuch am Trente-et-quarante aufs Spiel setzte, brachte ihm etliche Tausendfrankscheine, mit denen er an der Roulette sein Glück versuchte. Das Glück verfolgte ihn, denn, wohin er auch setzte, folgte willig die Kugel. Die Anwesenden spendeten ihm reichen Beifall, da hier mal ein allen gefallender armer Schlucker zu etwas zu kommen schien. Wie am Vormittag, so zeigte sich ihm auch am Nachmittage die Glücksgöttin in der rosigsten Laune. Er nutzte diese Laune aus. Kühn gemacht durch den Erfolg, spielte er mit Tausendfranknoten, die bald alle Taschen seiner Kleidung vom Körper prall abhoben. Eifrig markierte er mit Strichen die

Chancen, die die Kugel brachte. Man schüttelte indessen bedenklich mit dem Kopfe, als er nach einem mißlungenen Satze nach einem Blicke auf seine Notizen erschreckt erklärte, daß er nur versehentlich falsch gesetzt hätte. Das Publikum riet zum Rückzuge. Er spielte weiter. Als ich nach dem Souper das Kasino aufsuchte, hörte ich, daß er seinen ganzen Gewinn in Höhe von 170 000 Franks bis auf einige Louis wieder verloren hätte. Jetzt sehen Sie ihn dort, ein kläglicher Anblick, mit Fünffrankstücken spielen, denselben Mann, der, wenn er das Glück beim Schopfe gefaßt hätte, sich als Rentier ein sorgenfreies Leben hätte aufbauen können. Schwerer als der Verlust wird ihn die Erinnerung daran belasten, wie für ihn einst Glück und Unglück an einem Tage geboren wurden. Er wird sein Lebelang an diesen Fall denken und ihn trotz aller Bemühungen nicht vergessen können.

* * *

Gewiß werden die Spieler ihr Geld los, weil sie den Verlust einholen und den Gewinn vermehren wollen. Langsam vollzieht sich ihr Geschick, aber sicher! Fortuna weiß das! Einmal hat sie sich kürzlich aber doch verrechnet!

Ein junger Gutsbesitzer, der mit seinem Diener Monte Carlo aufsuchte, hatte das Glück, am Tage seiner Ankunft 24 000 Franks zu gewinnen. Um diese Summe nicht wieder zu opfern, händigte er sie seinem Diener aus. Als sich Jean am nächsten Morgen zur gewohnten Stunde beim Ankleiden nicht meldete, war er sehr erstaunt, auf seine Nachfrage zu hören, daß dieser sich nicht wieder im Hotel eingefunden habe. Alle Nachforschungen, selbst mit Hilfe der Polizei, blieben fruchtlos. Seine Spuren führten nach der Bahn, ein Beweis, daß sein Diener mit dem Gewinn geflüchtet war, sein Jean, auf dessen Treue und Redlichkeit er geschworen hätte. Bald telegraphierte aber der Schwiegervater des Gutsbesitzers, daß Jean eben mit dem Gelde eingetroffen sei. In Wahrheit hatte sich der Brave nur aus dem Staube gemacht, um den Gewinn in Sicherheit zu bringen. Er mußte wohl seinen Herrn kennen, aber auch Monte Carlo!

* * *

Wer mit Glücksgütern reich gesegnet ist, darf sich wohl Luxus erlauben, nur Hasard spielen darf er nicht!

Kein Beispiel weist die an Stoff so reiche Literatur nach, daß ein dem Spiel ergebener Mensch selig gestorben ist, wohl aber ganze Serien von Personen, welche die Spielsucht in das tiefste Elend getrieben hat. Wie ein Schiff ohne Steuer und Kompaß treiben die Unglücklichen auf offenem Meer durch die aufgeregten Wogen und drohenden Klippen, ohne Aussicht, den schützenden Hafen jemals wieder zu erreichen.

Nicht zum ersten Mal sehe ich den ehrwürdigen, alten, kahlköpfigen Herrn, die goldene Brille weit vor auf die verwitterte Stirn geschoben, neben mir am Spieltisch. Es ist ein alter Schwätzer, der jeden nötigt, seine rührende Lebensgeschichte anzuhören, der an den Spieltischen oder auf den Bänken an den Uferpromenaden sich neben ihm niederläßt. Viele Jahre befand er sich in der Ehrenstellung eines Kammerherrn am Hofe eines kleinen Fürsten, bis Intrigen ihn aus seinem Amte drängten. Er zog sich mit seinem Vermögen von mehr als einer Million Mark ins Privatleben zurück und vergaß allmählich die bitteren Stunden, die der erzwungene Rücktritt aus seiner Stellung ihm bereitet hatte. Schwer suchte ihn hier bald das Schicksal heim, als es in wenigen Jahren seine Lebensgefährtin, seine Tochter und seinen Sohn von seiner Seite riß. Eine Reise

nach Italien führte ihn in die Spielsäle von Monte Carlo, die er liebgewann, weil in der Leidenschaft und Aufregung des Spiels wenigstens auf Stunden alle die unglücklichen Erinnerungen und Bilder seines vergangenen Lebens schwanden. Vom Spielfieber allmählich ergriffen, opferte er diesem Moloch die letzte Mark seines Vermögens. Dank der Unterstützung seines Bruders lebt er nun seit fast 15 Jahren in dem benachbarten Mentone, um nicht allzu fern seinem Eldorado, der Spielbank, zu sein, der er den Überschuß aus seinem kärglichen Einkommen opfert. Zahllose Systeme hat er eifrig studiert, durchprobiert und verworfen. Jetzt schwört er wieder auf die siegende Kraft der „douzaine milieu", für die er eine besondere Progression erdacht hat.

Schwer hat das Schicksal ihn geprüft, in ihm den Glauben an Gott und Menschen, den Glauben an sich selbst zerstört. Nicht aber hat es den letzten tröstenden Glauben ins Wanken bringen können, daß die Zeit kommen werde, die alle bitteren Verluste am Spieltisch wieder ausgleichen wird. Von seinen Lebenshoffnungen ist nur diese Selbsttäuschung geblieben, die einzige, die ihm aber bis zum letzten Atemzuge treubleiben wird.

* * *

Zu den großen Vorzügen der Roulette gehört die unendliche Mannigfaltigkeit der Spielarten. In dieser Vielseitigkeit aber liegt eine der größten Gefahren; sie macht das Spielen interessant, fesselt den Spieler unermüdlich an den Spieltisch und verführt ihn, auf immer neuen Wegen sein Glück zu versuchen, um die Herrschaft über die Kugel zu erringen. Mit schweren Opfern wird das Durchkosten aller Spielmöglichkeiten bezahlt, ehe der Spieler einsieht, daß er, wie er auch die Sache anfassen möge, einem Hirngespinst nachjagt.

Jene Dame, die Sie dort so eifrig setzen und notieren sehen, ist eine Berlinerin, neben der ich hier oft am Tisch gesessen habe. Sie hat mit ihrem 24 jährigen Sohne auf einer Vergnügungsreise um die Welt zum ersten Male die Spielsäle kennen gelernt. Nach dem Tode des Gatten und Vaters war ihnen neben einem prächtigen Hause in der Fasanenstraße ein großes Vermögen zur freien Verfügung zugefallen. Sie konnten aus sich heraustreten und ganz ihren Neigungen leben, nachdem die engen Fesseln der sparsamen Verwaltung des dahingeschiedenen Familienvaters gefallen waren. In der Neigung zum Genießen des Lebens war er ganz seiner Mutter Sohn und sie ganz das Ebenbild ihres Sohnes. Das vornehme Leben kostete viel Geld, mehr als dies aber die Spielsucht der Beiden, die sich hier allmählich zur lodernden Flamme entwickelte. Sie spielten mit wechselndem Glück und waren unermüdlich auf der Suche nach einer Spielweise, die sie unabhängig vom Glücke mache. Aber wenn es einmal gelang, hier und da einige tausend Franks zu gewinnen, so verschlang die unerbittliche Kugel diesen Gewinn bald wieder mit gewaltigen Zinsen. Dreimal waren sie in der ersten Saison ihres Aufenthaltes in Monte Carlo nach Berlin gefahren, um ihrem Tresor in der Darmstädter Bank Effekten zum Verkauf zu entnehmen. Später überließen sie ihre Effekten der Bank, die ihnen auf Grund dieser Sicherheit Geld nach Belieben übersandte. Heute sind alle flüssigen Mittel aus der Erbschaft aufgebraucht, nur das Haus ist noch geblieben, von dessen Einkünften die Frau lebt und — spielt. Ihr Sohn hat inzwischen nach dem Verlust seines Vermögens in der neuen Welt eine neue Heimat gefunden. Auf Empfehlung ihres Onkels erlangte er eine Stellung im Exportgeschäfte eines Geschäftsfreundes, dessen Tochter er mit einem Vermögen heiratete, das ihn wie sein Mamachen alle bitteren Verluste leicht

vergessen läßt. Mamachen spielt indessen, wie Sie sehen, flott weiter. Wenn das prächtige Haus in der Fasanenstraße einst unter den Hammer gekommen sein wird, dann wird auch sie die Reise über den großen Teich antreten. Aber nicht früher! Bis dahin wird die Täuschung sie unerschütterlich beleben, daß das Spiel nicht allein vom Glück abhängt, sondern daß es Wege geben müsse, die es dem pfadsuchenden Menschengeist untertan machen.

* * *

Im silbergrauen Haar, mit dem feinen Profil einer Aristokratin, geschmückt mit einer Krone, deren Blätter mit goldverbrämten Perlen wechseln, präsentiert sich an der Seite ihrer Gesellschafterin die dem Stammpublikum Monte Carlos wohlbekannte Marquise B. Sie ist die geschiedene Gattin eines französischen Staatsmannes, die hinter der Krone die unerquicklichen Begebenheiten einer törichten Jugend und ihre bürgerliche Herkunft verbirgt. Sie stammt aus der Familie eines biederen Fuhrwerksbesitzers, der sein Unternehmen auf einer Landfläche betrieb, die ihm später als Bauland gewaltige Summen eintrug. Noch heute erinnert ihre Erscheinung an einstige blendende Schönheit und bestätigt, daß sie in den vornehmsten Pariser Salons sehr wohl die ihr zugeschriebene Glanzrolle gespielt haben kann. Während dieser Zeit beging sie die Torheit, eines Tages mit einem Beamten aus dem Bureau ihres Gatten zu verschwinden. Als sie zur Besinnung kam, war die Chronique scandaleuse um einen interessanten Fall reicher und sie für alle Zeiten gründlich — unten durch. Seitdem spielt sie mit wilder Leidenschaft, um vergessen zu können. Nur in doppelter Betäubung von Spiel und Morphium findet

sie noch Reizmittel für ihre erschlafften Nerven. Sie ist eine geschätzte Kundin der Bank.

* * *

Obwohl es kaum einen zweiten Ort gibt, dessen internationaler Verkehr den Monte Carlos erreicht, gleicht es doch in gewissem Sinne einer kleinen Stadt. Wer zehn Minuten dort ist, der hat sämtliche Bekannten getroffen, ist von sämtlichen Bekannten entdeckt worden. Niemand bleibt unerkannt. Möge der Fremde aus Honolulu oder Berlin kommen, schnell wird sein Inkognito gelüftet, sein Name, sein Rang und seine Lebensgeschichte in aller Mund sein, wenn sein Spiel auffällt oder wenn er in der Welt eine Rolle spielt. Den hohen Rang der Dame, die dort eben dem Croupier ein Häuflein Goldstücke überreicht und ihn mit leiser Stimme ersucht, es unter die Felder des Spieltableau zu verteilen, deuten kein auffallendes Kostüm, keine kostbaren Juwelen, keine Krone mit golddurchbrämten Perlen an. Bald aber flüstert man sich hier, bald dort etwas geheimnisvoll zu —— es bilden sich Gruppen, es lösen sich Gruppen auf. In sich gekehrt, die Augen fest auf das Tableau geheftet, sucht die Beobachtete den Blicken der Neugierigen auszuweichen, die offen und verstohlen jede ihrer Bewegungen verfolgen. Die hohe schlanke Gestalt, auf die sich so vieler Blicke lenken, ist die Großfürstin Anastasia, deren Tochter einst als Herrscherin des Deutschen Reiches die Kaiserkrone tragen wird.

Die Großfürstin ist Stammgast in den Spielsälen. Sie fährt allwöchentlich mehrmals in ihrem Automobil von Cannes nach Monte Carlo. Hier tritt sie äußerst bescheiden auf, um nicht aufzufallen. Sie spielt nur mit dem goldenen Louis auf

Nummern. Sobald sie einige Tausendfrankscheine verloren hat, verläßt sie ihren Platz, um an einem anderen Tische ihr Glück zu versuchen. Wer die Großfürstin längere Zeit nicht gesehen hat, wird wahrnehmen, daß ihre hohe Gestalt zwar ungebeugt geblieben ist, daß ihre Gesundheit aber gelitten haben muß.

* * *

Zahllos sind die Talismane, die der üppig blühende Aberglaube der Menschen gegen Schicksals Tücke, Krankheit, Bezauberung erkoren hat, und die hier in allen Spielarten anzutreffen sind.

In dem kleinen marmornen Bilde dort verehrt die alte Matrone ihren Schutzherrn und Glücksbringer. Niemals würde sie den Spieltisch ohne dieses Bild aufsuchen, dessen Magie alle bösen Geister bannt und die Verbindung mit ihrem guten Stern herstellt. Niemals würde sie auch nur ein Fünffrankstück dem grünen Tische anvertrauen, ohne einen inbrünstigen Blick auf dieses Götterbild geworfen zu haben. Sie ist hier wohlbekannt und täglich anzutreffen. Alt und jung, hoch und niedrig werfen verstohlene Blicke nach ihr. Sie ist eine komische Alte. Wollte man sie in dem frühlingsverkündenden Gewande, mit dem gesucht graziös verlegenen Lächeln und den leicht beschwingten Bewegungen nachahmen, so wären dazu schon die Fähigkeiten einer Anna Schramm notwendig. Sie gehört zu denen, die um keinen Preis „von wegen hohen Alters" Schluß machen wollen — genau wie alle die berühmten, hier so zahlreich vertretenen Witwen der bei Waterloo gefallenen Offiziere. Aber mögen auch ihre Jugendreize entflohen sein, so muß man ihr doch zugestehen, daß sie sich ihr Jugendfeuer bewahrt hat, denn alle Bewegungen scheinen jugendlich elastisch, wenn ihr

Talisman untreu wird und ihr Gold treulos in die Kasse der Bank wandert. Versagt er gar häufiger, dann läuft sie in höchster Erregung ins Atrium, um schnell mal einen hinter die Binde zu gießen und neu gestärkt wieder auf ihren Platz zu eilen und ihrem Gotte neue Opfer zu bringen. Wenn auch ein Talisman mal versagt, denkt sie trotz aller Mißerfolge, so wird er doch dank der allen Reliquien und Amuletten, dem Talisman und allen Fetischen innewohnenden Kraft auf die Dauer nichts ihren Siegeszug aufhalten können.

* * *

Eine lange Erfahrung, unerschütterliche Ruhe, Geduld und weise Enthaltsamkeit in Verbindung mit dem Spürsinn zum Erfassen des richtigen Augenblicks zum Einspringen, sollen die Macht des Zufalls brechen.

Beinahe hätte ich es einmal geglaubt. Tagelang beobachtete ich einen älteren, recht verständig erscheinenden Herrn, der mit wahrhaft unglaublicher Gemütsruhe und Gleichgültigkeit, aber auch mit dem Auge des Falken den Bewegungen des Spiels folgte, ohne den Stapel Banknoten anzugreifen, den er mit beiden Händen bedeckt hielt.

Ein schäbiges Beutel-Portemonnaie bildete wahrscheinlich seinen Talisman. Häufig glaubte ich bewundern zu müssen, wie richtig er stets den Augenblick zum Angriff erfaßte und welch beträchtliche Summen er der Bank abjagte. Wie der um das tägliche Brot kämpfende Spieler bescheiden auf den Gewinn eines Fünffrankstücks ausgeht, so war ihm offenbar daran gelegen, jedesmal einen, aber auch nur einen Fünfhundertfrankschein zu ergattern. Lange legte er sich nach einem erfolgreichen Vorstoß stets wieder auf die Lauer, ehe er zum neuen

Angriff überging. Wie eine Leuchte erschien mir dieser Mann unter den Spielern. Aber der Tag der Rache der Bank kam. Wie gewöhnlich schob er, als sich die Kugel bereits in Bewegung gesetzt, 500 Franks auf Passe, dann 1000, 2000, 4000, 6000 Franks, die Coup für Coup verloren gingen. Die flammende Röte seines Gesichts zeigte, daß mit diesem Fehlschlage seine majestätische Ruhe und sein Mut gebrochen waren. Nur einen Fünfhundertfrankschein schob er noch nervös auf die verhängnisvolle Chance: diesmal, welch teuflisches Schicksal, gewann er! Ich habe ihn seitdem noch häufig spielen sehen, das Interesse für sein Spielen indessen verloren — ich war kuriert!

* * *

Ruhe, Geduld und Mäßigung werden beim Spielen trotzdem immer Tugenden, wertvoll wie klingendes Gold bleiben. Viele Spieler lernen den Wert dieser Tugenden bald nachdrücklich kennen; sie können aber aus dieser Erkenntnis keinen Nutzen ziehen, da ihr Temperament im Fluge des Spiels alle Verstandesregungen unterdrückt.

Eine der klassischen Zeuginnen der Spieler, deren Temperament während der Spiel-Tafelfreuden stets mit dem Verstande durchgeht, ist die Baronin v. F. Dabei ist diese Baronin eine kluge, vollendete Weltdame. In einem Roman über Monte Carlo würde sie eine prächtige, dankbare Spielerfigur abgeben, denn dessen Verfasser könnte seinem Leserkreise zugleich eine Lebenskünstlerin vorstellen, der sich dank ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit, ihrer goldenen Lebensfroheit und sonnigen Lebensauffassung schnell die Sympathie aller zuwenden würde. Schon seit mehr als drei Jahrzehnten tritt sie alljährlich, wenn die Blätter müde und geräuschlos auf die Erde fallen, die Reise

in das lichtdurchsonnte Land an, in dem die Kugel so munter rollt, in dessen Erde sie am liebsten einst ruhen möchte. Längs der ganzen Côte d'Azur, von Mentone bis Cannes, kennt sie jeden Baum und jeden Strauch, jedes Haus und jeden Menschen, alle Verhältnisse, die großen und kleinen, denn sie hat hinter die schwersten seidenen Portieren geguckt, Herzöge und Könige belauscht, die im Schutze der großen Masse hier glaubten untertauchen zu können, und Vermögen in Sektperlen verfliegen sehen. Und sie kennt auch alle Systeme, die großen und die kleinen. Alle hat sie gründlich durchgekostet und eines nach dem andern immer prompt dann aufgegeben, wenn das verfügbare Pulver verschossen war, die ihr schnell zugeschobenen Bankbillette hilfsbereiter guter Freundinnen den Verlust nicht mehr zurückerobern konnten und ihre altbewährte Seßhaftigkeit ihr mal wieder einen bösen Streich gespielt hatte. Ja, wenn Seßhaftigkeit beim Spiel eine Tugend wäre, dann würden ihr schon unzählbare Lorbeerkränze zu Füßen gelegt worden sein. Aber sie besitzt diese Seßhaftigkeit auch wieder nur, so lange sie am grünen Tisch aktiv sein kann. Ist das Spielkapital verpufft, und im lieben Freundeskreise keine von den zarten lilaweißen Banknoten mehr zu erlangen, dann, ja dann will sie und sollen mit ihr alle lieben Freundinnen hinaus aus dem Menschenmeer, dessen Qualität alljährlich sinkt, hinaus aus der verdorbenen Luft in die balsamischen Frühlingsdüfte zu den Palmen, an die Ufer des besonnten blauen Meeres. Als sie zum ersten Male den Fuß auf diese Perle der Riviera setzte, führte sie ein hübsches Vermögen mit sich, das inzwischen — doch ich will diskret sein, will schweigen, ganz stillschweigen wie die Baronin selbst, die über alle Versuche, mit der Erinnerung an übelverlaufene Spielpartien Wolken über ihren ewig heiteren Horizont zu leiten, so fröhlich lachend mit einem „Futsch

ist futsch! Hin ist hin! Reden wir nicht mehr davon!" hinweggleitet.

Ja, die liebe Baronin hat alle Systeme durchgekostet, viele hochgehalten, viele verworfen, schließlich in allen Zungen alle für wertlos erklärt. Um zu diesem Ergebnis nach so vielen Enttäuschungen zu kommen, hat die gute, brave Baronin dreißig Jahre gebraucht. Dabei flüsterte sie doch noch vor zwei Jahren am Spieltische ihren befreundeten Nachbarinnen mit befriedigtem Augenblinzeln auf ihren Gewinn zum tausendsten Male zu: „Sie sehen doch, Liebchen, daß ich spielen kann!" Ein Jahr später gab sie auch die letzte, die vielgepriesene Methode, auf: das kräftige Bepflastern der Sixains, die ihr anfangs Gewinn gebracht hatten. Seit dem Fehlschlagen auch dieser Spielweise ist das Vertrauen zu allen Methoden verschwunden. Eine Illusion aber ist geblieben, die letzte tröstende Illusion, daß der Erfolg des Spielers nicht von Systemen abhängt, sondern in der weisen Begrenzung des Verlustes in jeder Spiel-Séance zu suchen ist. Geht das für jede Sitzung eng und festbegrenzte Spielkapital am ersten Tage verloren, so wird das Glück am zweiten, dritten, vierten Tage versucht. Einmal muß es doch kommen! Am Glückstage aber wird riskiert, was Zeug und Leder hält. Dann nach Kairo, dann nach Ceylon! Arme Bank von Monte Carlo, wie wird dir?

* * *

Keine Zierde für den Spieltisch und auch kein Ruhm gerade für uns Deutsche ist es, wenn unsere Landsleute aus irgendeinem Krähwinkel auftauchen und sich wie die richtigen Kleinstädter gebärden. Sobald sie an den Spieltisch treten, geht es los:

„Aujust, haste Töne, sonne Spielerei in aller Öffentlichkeit. Daß das bloß die Polizei duldet! So was hätte ich doch nich

für menschenmeglich gehalten! Un nu sieh mal all die Haufen Jold. Aber da legt ja der Croupier einen ganzen Haufen Jold auf ene Nummer." „Na ja, den hat ener gewonnen." Lange wird besprochen, ob sie einen Fünfer setzen sollen. Kaum haben sie ihn gesetzt, zieht die Harke den Fünfer ein. Jetzt wird es aber ungemütlich!

„Hab ich Dir nicht gesagt, Du sollst die Hände davon lassen. Aber Du mußtest ja auf den Schwindel rinfallen."

„Ich?"

„Natürlich Du! Nu ist der Fünfer doch weg."

„Was sagste: ‚uf kene Kuhhaut zu schreiben!' großartig!"

„Gewiß, Du wolltest doch mit Gewalt spielen. Gewarnt hab ich Dich genug! Wenn wir den Fünfer setzten, hab ich Dir gesagt, wissen wir nie, ob wir den jemals wiedersehen."

Die Spieler werden unwillig. Beamte eilen auf die Streitenden zu und ersuchen sie dringend, sich zu mäßigen. Sie aber schimpfen auf den Schwindel, die Räuberhöhle, die Ganneffs, die Nepper, bis nach der Bahn. Und die schönen Palmen? Schöne Palmen! Kunststück, mit dem Gelde anderer können sie sonne Palmen auch anpflanzen. Ganz Neutomischel soll alles, alles erfahren, soll vor der sogenannten Perle an der Riviera gewarnt werden.

* * *

In einer viel zu harmlosen und biederen Haut steckt Regierungsrat F., um zu argwöhnen, daß die kleine weiße Kugel seinem nach vieltägigen Beobachtungen aller Finessen des Spiels aufgestellten Spielplane Widerstand leisten könne. Graphische Darstellungen, deren Sauberkeit auf den ersten Blick den peinlich gewissenhaften Beamten erkennen läßt, sollen ihm den künftigen Lauf der Kugel enthüllen. Ob Regellosigkeit die

Regel, ob die Kugel das Bestreben zum Ausgleich oder zur Ausdehnung des Ecarts hat, oder ob die Hand des Croupiers dem Spiel sein Signum aufdrückt, gleichviel, in den Kurven seiner graphischen Darstellung spiegeln sich nach seiner Überzeugung treu alle Erscheinungen zu dem Bilde wieder, in dem die künftige Entwicklung des Spiels zu lesen ist, wie in den Linien der Hand des Menschen künftiges Schicksal. Der erste Teil seiner Tätigkeit, die graphische Darstellung, spielt sich stets glatt und zur vollsten Zufriedenheit ab. Dann aber hapert es bedenklich, oft viel toller, als selbst bei bescheidensten Ansprüchen ertragen werden könnte. Ganz verständnislos und unsinnig benimmt sich die Kugel gegenüber dem Ergebnis seiner doch in vieltägigen Beobachtungen aufgestellten Gewinnmethode. Einmal steigt die Kurve auf dem Gewinnaste langsam an, einmal stürzt sie auf der Verlustseite im steilen Gefälle nieder. Er weiß nicht, ob die Fahrt zu ragender Höhe oder weiter auf abschüssiger Bahn gehen wird. Einmal steigt er überdies zu früh ein, einmal verpaßt er den Anschluß. Das ist wirklich peinlich, sehr peinlich! Aber er ist viel zu sehr Gentleman, als daß ein lautes Wort des Mißmuts dem Gehege seiner schönen, weißen Zähne entschlüpfen könnte. Innerlich empört es ihn aber doch wohl, wie die flammende Röte seines Gesichts erkennen läßt, ein schönes Fünffrankstück nach dem andern so rücksichtslos weggeharkt zu sehen. Er bekommt philosophische Anwandlungen! „Mensch," sagt er in hörbarem Selbstgespräch, „Mensch, wie ist es möglich, daß Du, Christian Philipp Schulze, der sein Lebelang nie über einen viertel Pfennig Skat zu spielen verführt werden konnte, hier an der übel beleumundeten Spielbank von Monte Carlo mit silbernen Fünffrankstücken wie mit Spielmarken operierst — Du, der Du glaubtest, in den sittenstrengen Gewohnheiten und der sparsamen Bescheidenheit Deiner Eltern aufgewachsen zu sein!

Was würden sie wohl sagen, Deine Vorfahren, diese Kämpen der Solidität, wenn ihre Augen auf Dich hier niedersähen. Was Deine Landsleute, denen Du als Leuchte in der weisen Begrenzung der Möglichkeit eines Spielverlustes vorschwebtest? O! O!" Doch untröstlich über seinen Verlust ist Christian Philipp Schulze nicht geblieben. Längst hat er über den Verlust der paar blauen Lappen quittiert. Das hat er sich aber, um eine Erfahrung reicher, fest vorgenommen, weniger vertrauensselig zu spielen, falls ihn das Schicksal nochmals in das Land der vielen Sonne und vielen Roulettes führen sollte.

* * *

Die Erkenntnis der Unzulänglichkeit den menschlichen Willensstärke bei der Begrenzung des Verlustes an den Spieltischen hat alle möglichen Mittel ersinnen lassen, die Wirkungen dieser Schwäche auf künstlichem Wege aufzuheben. So befolgen viele Spieler den Grundsatz, nur eine bestimmte Summe in den Spielsaal mitzunehmen. Aber auch diese Vorsicht verfehlt nur zu oft den beabsichtigten Zweck, da es in den Spielsälen von hilfsbereiten Fremden wimmelt, die jenen Sicherheitskommissaren auf den leisesten Wink die Mittel zur Fortsetzung des Spiels nur allzu willig vorstrecken. Nirgends in der Welt wird soviel gepumpt und zu pumpen versucht, wie gerade in den Spielsälen Blancs, des Mannes, der an den Spieltischen auch noch nicht einen Louis dem vorschießen würde, der über Schätze gleich denen der Bank von England verfügt. Das Pumpen überläßt er, wohl erwogen, den Spielern untereinander. Bei diesen hat die Gewohnheit den Brauch allmählich geheiligt: Leute, die es an der Stätte ihres Wirkens für unter ihrer Würde halten würden, eine Gefälligkeit zu erbitten, borgen hier so sorglos und

ungeniert, als gehöre der Pump zum Spielen wie Messer und Gabel zum Dinieren. So scheitern meistens alle guten Vorsätze an der Hilfsbereitschaft guter Freunde. Man spielt und borgt, man borgt und spielt! Widerstandskraft gegen Angebote gehört hier jedenfalls zu den Erscheinungen, die wir als Ausnahmen verzeichnen müssen.

Ein nennenswertes Beispiel dafür, daß solche Ausnahmen immerhin vorkommen, ist jene kleine blonde Dame, die über einen hohen Grad von Selbstbeherrschung verfügt, wie sehr auch ihr immer gleich freundliches Lächeln das goldene Gemüt widerspiegelt, das ihr im Leben so viel Freundschaft und Sympathie erworben hat.

Alljährlich, wenn die Wogen in Monte Carlo am höchsten gehen, kehrt sie, ermüdet von den gesellschaftlichen Vergnügungen und den damit verbundenen Rennereien, gern in die sonnigen Fluren des Landes ein, dessen Spielsäle und ungebundenes, frohes Leben sie anziehen, wie den Falter das Licht. Sie ist eine Spielratte: nicht aber der Gewinn zieht sie an die Spieltische, sondern das interessante Milieu in seinem Spielbetrieb und in seinem Verhalten zu den Wechselfällen des Glücks. Würde die Bank weibliche Croupiers beschäftigen, so würde sie glücklich sein, unentgeltlich im Betriebe mitwirken zu dürfen, das Glücksrad zu drehen, in weltvergessenden Betrachtungen selig dem geheimnisvollen Surren der Kugel zu lauschen, an den zitternden, aufs äußerste gespannten Erregungen der sogenannten noblen Gesellschaft des Erdballs sich weiden, Gold und Banknoten wie Kehricht einzuraffen, aber auch freudestrahlend den begünstigten Gewinnern Gold und Banknoten zuzuschieben. Sie nimmt am Spieltische Platz, wie man an der Tafel zu einem lukullischen Diner sich niederläßt. Gewinnt sie, so können alle Neffen und Nichten darauf rechnen, daß die gute Tante einen

Teil des Gewinnes unter sie verteilt, während sie die Verluste der ungünstigen Saisons selbst trägt. Natürlich will sie, wie alle, nicht verlieren, einmal weil sie das Geld allen andern tausendmal lieber als der Bank gönnt, dann aber auch, weil sie für den Wert der irdischen Güter dieser Welt viel zu viel Verständnis besitzt. Ist sie doch eine tadellose Hausfrau, die den Haushalt mit allen Tugenden einer deutschen Hausfrau führt, ihre Einkäufe am liebsten in Bazaren macht, kein Auto nimmt, weil der Autobus billiger und ebenso schnell und sicher ans Ziel führt, die mit einem Worte alle Ausgaben auf Zweck und Notwendigkeit gewissenhaft prüft. In Monte Carlo freilich schält sie sich, wie sich hier so viele deutsche Hausfrauen unerwartet schälen. Seelenvergnügt riskiert sie auf dem grünen Tisch einen Goldfuchs nach dem andern, beruhigt sich schnell über Enttäuschungen und, wie der Jäger stets von neuem mit frischen Hoffnungen auf die Jagd geht, so bietet sie immer wieder mit frischen Hoffnungen und frischem Gelde dem Glück die Hand. Der nun mal unvermeidliche Spielverlust schmerzt sie nicht, gleich als ob das sorglose Getriebe, die leichte, klare Luft alle ernsten Gedanken verscheuchte und leichtblütig auf Stimmung und Denken selbst der solidesten Hausfrau einwirkte. Wo sollen auch, sagt sie, für heiter veranlagte Naturen ernste Stimmungen in diesem auf Wonne, Lust und Freude abgestimmten Tummelplatz, wo Langeweile in diesem interessantesten aller Kientöppe der Welt herkommen? Am wenigsten leuchtet es ihr ein, wie Leute es für ein Unrecht oder gar einen Skandal ansehen können, den Franzosen das Geld in den Rachen zu werfen. Bietet denn Herr Blanc der Welt für Geld nicht etwa Genüsse — nicht mehr Genüsse, als das Schicksal großer Summen, die oft höchst unfreiwillig ihren Weg aus der eigenen Tasche in fremde Taschen finden? O, ahnte sie die stille Stunde, in der ihre Seele ihren

Einzug in die himmlischen Gefilde anträte, sie würde sich kein Gewissen daraus machen, ihre nach langen Jahren zusammengetragenen, gewiß auf Vererbung nicht berechneten kleinen Ersparnisse als letzten Abschiedsgruß im schimmernden Glanze goldigen Raketenfeuers hier zu verpuffen, aus Dankbarkeit gegen die schönen Stunden, die sie in Blancs herrlicher Schöpfung verleben durfte. Und was sollte sie gar schrecken, statt in der heimatlichen Erde an den ewig grünenden, dichtdurchsonnten Berghängen die letzte Ruhestatt zu begehren, auf deren Höhen, ehe des Lebens irdische Hülle ihr genommen, sie einst so selig und froh wandelte. Doch niemand kennt die Stunde seines unfreiwilligen Abschieds aus dem Kreise der Menschen, mit denen das Geschick ihn zusammenschloß. Auch sie kennt die Stunde nicht. Deshalb, aber auch nur deshalb hält sie es für wichtig, den kleinen Schatz sorgsam zu hüten, der ihr fortlaufend die Mittel zum Spiel liefert.

Sie ist sich klar, daß die Roulette ein ganz gewöhnliches Hasardspiel ist, das aller Systeme spottet und nur dort keine großen Opfer fordert, wo sich der Mensch in der Entsagung als Meister zeigt. In dieser Erkenntnis steckt die Wurzel ihrer Kraft, die Erklärung ihrer Taktik im Spiel. Sie nimmt nur eine bestimmte Summe mit in den Spielsaal und lehnt hartnäckig alle Darlehen ab, die ihr auf abschüssigem Wege die Freundschaft im Spielsaal anbietet. Sie kann diese Hilfe leicht und gern entbehren, weil sie nach dem Verluste des für die Spielséance ausgesetzten Spielkapitals den Launen des Zufalls und den Wechselfällen des Glücks mit demselben Vergnügen zusehen kann, wie sie am Spiele sich beteiligt. Und wenn sie — ja, wenn sie gewinnt, dann wandert Goldstück auf Goldstück, Banknote nach Banknote in eine silberne Sparbüchse, deren Schätze nur mit einem Schlüssel, der wohlweislich im Hotel zurückgelassen ist,

geöffnet werden kann. Ihre Spielweise ist merkwürdig. Sie hält sie aber für genau so berechtigt, wie jede andere Methode, namentlich aber wie alle noch so sinn- und geistvoll erdachten Systeme aus der Feder berühmter Spielprofessoren. Als einen Vorzug ihrer Spielweise nimmt sie nebenbei noch den in Anspruch, daß ihre Methode keine Arbeit und kein Kopfzerbrechen macht. Kommt 15, so nimmt sie an, daß danach 6 kommt, weil $1 + 5 = 6$ ist und setzt die Transversale, in der die Nr. 6 enthalten ist oder 30, weil $2 \times 15 = 30$ ist. Tritt 32 auf, so wählt sie für den künftigen Coup Nr. 5 als Quersumme von Nr. 32 oder Nr. 16 als Hälfte oder Nr. 6 als Viertel.

Manche Enttäuschung hat diese Spielart ihr gebracht, aber auch manche Erfolge, deren frohe Kunde dann stets in roten Postanweisungen an ihre lieben Neffen und Nichten über das Wasser wandert. Schwer wird es diesen dann immer, der guten, braven Tante statt Glück und Segenswünsche nach altem Spielaberglauben Hals- und Beinbruch bei ihren weiteren Spielunternehmungen wünschen zu müssen.

Nun, wie auch immer diese Wünsche ausklingen mögen, an der Bank wird sie weiter operieren nach dem Grundsatz: „Gewinnen und verschenken."

* * *

Das sind Gestalten aus den Spielsälen von Monte Carlo!

Allmählich ist der Zeiger auf 12¾ Uhr vorgerückt. Noch aber braust in den von den Besuchern begünstigten vorderen Sälen gewaltiges Leben, wenn auch der Verkehr zurückgegangen ist und mancher Tisch den Betrieb aus Mangel an Beteiligung einstellen mußte. Noch bis vor wenigen Jahren wurde der Betrieb bis 2 Uhr nachts ausgedehnt, um die Lebensader der Konkurrenz zu unterbinden, die sich der Monte Carloer Spiel-

bank im Palais du Soleil und Casino municipal de Beausoleil geradezu auf die Nase gesetzt hatten. Seitdem dieser Mitbewerb aus dem Felde geschlagen, taucht schon gegen 11¾ Uhr der Inspektor wieder auf, um dem Leiter des ersten Tisches das Zeichen zum Abbruch des Spiels zu geben, das sich in dem Rufe: „Messieurs, les trois dernières, les deux dernières, la dernière!“ allmählich von Tisch zu Tisch fortpflanzt. Noch einmal rollt die Kugel! Noch einmal fällt sie! Noch einmal ruft der Croupier den numéro gagnant auf; für heute ist das Schauspiel zu Ende. Schnell wie ein Gedanke fliegen die Harken oben an diesem, unten an jenem Tische zu einem Haufen zusammen, wandern das edle Metall und die Banknoten in lederne Beutel verpackt in einem Kasten unter Bedeckung in die Kassenräume, in denen der Gewinn jeden Tisches festgestellt und die Tagesbilanz binnen 15 Minuten gezogen wird.

Inzwischen laufen die Spieler geschäftig die noch hier und da in Betrieb befindlichen Tische ab, um noch zu setzen, ehe die Holzgestelle über die Roulettes fallen und das grüne Tuch das letzte Tableau verhüllt.

In hastigem Trauf und Trüber drängt die Menge nach diesem letzten Versuche nach dem einzigen Ausgang, dem Atrium, zu. Man tauscht schnell die letzten Eindrücke aus, wirft einen flüchtigen Blick auf die aus weiter Entfernung lesbaren neuesten Telegramme und eilt nach der Garderobe, schnurstracks hinein in den dichten Knäuel, um in dem unsanften Drängeln und Drücken nur ja nicht die gewohnten Abschiedspüffe zu versäumen.

Vor dem Portal hat sich inzwischen ein lebhafter Korso eleganter, elektrisch erleuchteter Autos, Equipagen und Pferde entwickelt, die ihren Weg teils nach den benachbarten Winterstationen, teils nach der Bahn zu den Luxuszügen einschlagen.

Diese setzen sich einige Minuten später mit dem Zauberschein eines erleuchteten Ballsaals gen Nizza in Bewegung.

Es ist der „Train des décaves“. Kein Plätzchen ist unbesetzt. Fast alle haben ihr Glück vergeblich versucht. Herren in Smoking, im Frack, Damen in hellen, eleganten Soupertoiletten mit leichtem Überwurf, müde, abgespannt, enttäuscht, den Kopf gesenkt, denken hier sorgenvoll über die eben erlebten Schicksale nach. — Wo aber eine Unterhaltung im Gange, gilt sie dem Spiele, den Chancen des Tages. Man hört den Namen eines Großfürsten, der viel gewonnen; man spricht von der Goldpflasterin Frau Ephrussi geb. Rothschild, von Pikanterien.

Von denen aber, die in Monaco wohnen, haben nach dem Verlassen des Kasinos meistens nur wenige das Bedürfnis, sogleich ihr Lager aufzusuchen. Ganze Gruppen siedeln ins Café de Paris über, um vor dem Schlafengehen bei einem bescheidenen Bock noch die Nerven zu beruhigen.

Wer aber sumpfen oder sumpfen sehen will, wallfahrtet nach Carlson, immer dem Strome der Schwärmer nach, der den Weg dorthin zu dieser Zeit dunkel färbt. Ist doch Carlton im Umkreis des Fürstentums das einzige Lokal, in dem Nachtleben zu treffen ist. Und bei Carlton geht es flott, geht es nobel her! Da gibt es Weine, wie nur Könige sie trinken, Delikatessen, die mit Gold aufgewogen werden müssen, mitten im tollen Getriebe Tänzer und Tänzerinnen, ganz eigens verschrieben, wie nur das Ballett der Hofbühnen sie aufweist. Und gar der Danse du ventre! O, der wird nach allgemeiner Ansicht nirgends reizvoller als bei Carlton getanzt! Ja, bei Carlton gibt es etwas zu sehen. Nun, nach den Aufregungen des Spiels muß der Lebewelt schon etwas geboten werden, was die Nerven noch kitzelt. In den lichtdurchfluteten Räumen wogen bei den einschmeichelnden Klängen Straußscher Walzer Lebewelt und

Kokotten aller Zonen auf dem glatten Parkett zärtlich auf und nieder. An den engbemessenen Tischen braust Schampus, Schampus, Schampus, und Austern folgen den getrüffelten Rebhühnern. In den stillen, verschwiegenen Logen der Galerien aber weilen die Millionäre. Es rauscht diskret von den seidenen Röcken der dekolletierten Damen, die sich in zärtlichem Tête-à-tête mit ihren Kavalieren hier zusammengefunden haben. Silberhell klingt das Lachen! Weshalb? Wer sollte dos wohl ausplaudern? Ist doch Carlton bekannt durch die noble Diskretion, die er seinen Gästen gewährt. Wer nichts erfahren soll, hat hier nie etwas erfahren. Darum amüsiert man sich auch bei Carlton — herrlich, ja göttlich! Hat doch in einer der diskretesten Logen kürzlich ein König gar seine Krone vergessen! Ja! Ja!

* * *

21.

In der Oper.

Im Theater von Monte Carlo werden im November beim Beginn der Saison Operette, dann Schauspiel und Schwank und dazwischen vom 1. Februar bis zum 30. April Oper gespielt. Den Besuchern der Vorstellungen wird ein Theaterzettel in die Hand gedrückt, der mit großen Buchstaben allen, die es wissen wollen, verkündet, daß die Oper unter der hohen Protektion des Fürsten des Landes steht.

Die Oper von Monte Carlo besitzt kein Ensemble. Was geboten wird, ist das Spiel ständiger Chorsänger, unter Mitwirkung ausländischer Solisten. Direktor Raoul Gunsbourg wirbt von Saison zu Saison unter den abkömmlichen Kräften aller ausländischen Bühnen einige Sterne als Gäste, um Schmiß

in die Sache zu bringen. So sind alle Größen von der Patti bis auf Caruso über die Bretter der Monte Carloer Oper gegangen. Nebenbei hat Gunsbourg, um der Monte Carloer Oper eine besondere Note zu verleihen, stets dafür gesorgt, daß die Werke aller großen französischen Meister, in erster Reihe die von Massenet und Saint-Saëns auf seiner Bühne ihre Uraufführung erleben. Von den Werken deutscher Meister ging hier Richard Wagners Tristan und Isolde zuerst in Szene.

Die Ausstattung ist glanzvoll, Vorstellung für Vorstellung so vorzüglich, daß die Monte Carloer Oper allgemein als erfolgreiche Rivalin der großen Oper in Paris betrachtet wird. Um die Unkosten zu decken, die ein in so hervorragendem Stile geleitetes Opernhaus erfordert, hat die Verwaltung des Kasinos zu den Kosten alljährlich 600 000 Franks beizutragen, trotzdem der einheitliche Eintrittspreis mit einem Louis gewiß nicht kärglich bemessen ist.

Von den Leistungen der Monte Carloer Oper konnten wir uns einmal in Berlin überzeugen. In Erinnerung ist wohl noch, daß im Jahre 1907 sich deren Solisten, der gesamte Chor und das Ballett in einer Gesamtstärke von 180 Personen unter Leitung ihres Direktors mittels Sonderzuges nach Berlin begeben hatten, um auf der Bühne des Königlichen Opernhauses, im Beisein des Kaisers, des ganzen Hofes, des Fürsten von Monaco, der Komponisten Massenet und Saint-Saëns, ihre Kunst zu zeigen. Nicht weniger als eine halbe Million Franks hatte die Verwaltung des Kasinos von Monte Carlo zu dieser Schaustellung gespendet, während sämtliche Einnahmen dem Kaiser zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellt wurden.

Die Leitung der Oper kann kaum in besseren Händen als in denen ihres glänzend begabten Direktors liegen. Gunsbourg ist ein Rumäne, der einst in Petersburg Operetten spielte und

dann als Direktor der Oper in Nizza wirkte, bevor ihm die Leitung der Monte Carloer Oper übertragen wurde.

Seine Einnahmen aus dieser Stellung gestatten ihm, als Grandseigneur aufzutreten, ein wahres Märchenschloß in der Bourgogne zu bewohnen, sich mit einer glänzenden Dienerschaft zu umgeben, kurz Jahr für Jahr so zweihunderttausend Franks unter die Leute zu bringen. Verheiratet ist er mit der Tochter eines Generals.

Die vielen Komplimente, die Gunsbourg, diesem so liebenswürdigen und begabten Manne, fortwährend gemacht wurden, haben leider allmählich dazu geführt, daß er seiner Person eine gewaltig hohe Bedeutung beimißt. Er hält sich nicht nur für einen wahren Adonis, dem die holde Weiblichkeit nicht widerstehen kann, sondern auch für einen äußerst begabten, einflußreichen und gewaltigen Politiker, so ungefähr, wie Richard Strauß, der sich unlängst vermaß, seine Anschauungen über das Wahlrecht in einem „Öffentlichen Brief" der hoch aufhorchenden Welt kundzugeben. Jeder blamiert sich eben, so gut er kann!

„Haben Sie mal," fragte einst Limousin, „mit Gunsbourg politisiert? Nein? Dann haben Sie etwas versäumt! Wenn Gunsbourg über Politik spricht, zweifeln Sie nicht mehr, daß an seinen Lippen das Geschick Europas hängt. Für ihn gibt es in der Diplomatie keine Geheimnisse; er hat die Menschen durchleuchtet, die die Welt regieren. Über die politische Weltlage ist er besser als alle Kabinette Europas unterrichtet. Seinen Scharfsinn hintergeht niemand. In alle Pläne der Menschen ist er eingeweiht. Er weiß bis zum ß, was dieser König, jener Kaiser denkt. Wenn er nach Frankreich reist, scheint er mit der geheimen Mission eines Monarchen betraut; wenn er zurückkehrt, erscheint er in der Rolle einer diplomatischen Mission.

Seinen Worten weiß er eine Bedeutung beizulegen, daß man sich unwillkürlich fragt: „Sollte in diesem Teufelskerl nicht doch mehr stecken als der geschickte und begabte Leiter der Oper von Monte Carlo?"

Glücklicherweise ist Gunsbourg von der Notwendigkeit des Weltfriedens durchdrungen. Wäre er es nicht, ein Wink würde genügen, und der Gott der Schlachten zöge sein blinkendes Schwert aus der Scheide, und Europa stände in Flammen.

Aber auch so bedeutende Leute wie Gunsbourg können irren. War er es doch, der einst den famosen Komponisten Isidor Krohner an den fürstlichen Hof brachte. Gunsbourg hatte ihn im letzten Zimmer in der höchsten Etage der französischen Hauptstadt aufgesucht, um ihm eine Komposition abzukaufen, auf die seine Aufmerksamkeit gelenkt worden war. Krohner, der nach Monaco kam, wohnte bald im fürstlichen Schloß. Er wurde groß, nannte sich de Lara, grüßte Gunsbourg nicht mehr und suchte ihn zu verdrängen. Nur dem liebevollen Einfluß der Fürstin von Monaco, der Herzogin von Richelieu, geb. Heine, hatte de Lara es zu verdanken, daß unter schweren Opfern seine wertlosen Kompositionen an der Monte Carloer Oper in Szene gingen. Gunsbourg konnte sich erst frei entfalten und die Stellung eines der ersten Leute im Fürstentum erringen, nachdem zur Freude aller der famose de Lara aus dem Fürstentum verduftet war.

Die Opernräume werden nebenbei fleißig zu Bällen und Konzerten benutzt, für die der Raum einen geeigneten Boden bietet, da das Parkett beweglich ist. Die musikalischen Darbietungen des Monte Carloer Orchesters, das über 120 Instrumente verfügt, unter Leitung ihrer Direktoren Jehin und Ganne gewähren zweifellos als Leistungen allerersten Ranges den höchsten Kunstgenuß.

In seiner jetzigen Gestalt ist das Theater im Jahre 1879 aus dem alten Festsaale als eine Schöpfung des genialen Erbauers der Pariser Oper hervorgegangen.

Die Anwesenheit des hohen Protektors mit seinem Hofe und den Mitgliedern des Aufsichtsrates in den ein für allemal den Spitzen des Landes vorbehaltenen Logen ruft stets eine kleine Aufregung unter den Fremden hervor, die sich gern mal drängen, um sich die Größen des Spielreichs: den Fürsten, dessen Ehrendamen, den Generalgouverneur, den Präsidenten und Generaldirektor der Spielbank, die Herren Blanc und Wicht mit ihrem Stabe, bedeckt mit den höchsten Orden des Fürstentums, näher anzusehen. Es muß zugestanden werden, daß sich bei solchen Gelegenheiten in den prunkvollen Räumen das Ensemble zu einer glänzenden Wirkung steigert. Ein mächtiger Kronleuchter, nur zwei Tonnen leichter als der zwanzig Tonnen schwere in der Pariser Oper, sendet eine Lichtflut in den vom Parkett bis zur Decke mit Gold und Silber überladenen Raum, auf allen Glanz, den das Spiel in diesem Lande geschaffen. Wer nach dem Schluß der Vorstellung noch ein Jeuchen machen will, dem öffnen sich die gastlichen Pforten der Spielsäle, wenn er nur einige Schritte rechts ab tut! Bequemer kann es die Bank dem Besucher nicht machen . . . .

* * *

22.

Der Sport in Monte Carlo.

Einen wie großen Wert die Spielverwaltung auf die Entfaltung des Sports legt, zeigen nicht nur die hohen Preise, die sie alljährlich für die Sieger in den Wettstreiten stiftet, sondern

auch die Tatsache, daß ihr höchster Beamter seit vielen Jahren als Präsident des Internationalen Sporting Club für den Ruhm und Glanz des Sports an der Riviera wirkt. In gleicher Richtung betätigen sich Fürst Albert und in der neuesten Zeit auch Erbprinz Ludwig, die an den Banketten zu Ehren der Sieger teilnehmen.

Die Anhängerschaft des Sports, dieses nun einmal recht kostspieligen Vergnügens, besteht erfahrungsmäßig aus Leuten, die dem Adel und der begüterten Klasse angehören, eine leichte Hand haben und dem Spiele nicht abhold sind. Nur um diese kostbaren Elemente heranzuziehen und den grünen Tischen dienstbar zu machen, hat die Spielgesellschaft die Pflege des Sports eingeführt. Sie hat ihre Aufgabe glänzend gelöst — ihr Gelände ist zu einem Sammelpunkt von Sportfreunden aus den vornehmsten und reichsten Kreisen aller Weltteile geworden.

Um dieses Ziel zu erreichen, warf die Spielverwaltung das Geld mit vollen Händen hinaus. Die Politik der offenen Hand hat goldene Früchte getragen: — während der Sportzeit sieht man die Freunde des Sports und die Kämpen, welche die Siege im Grand prix davongetragen, das Kasino bevölkern und die reichen Spenden der Spielgesellschaft oft an einem Abend mit reichen Zinsen vom grünen Rasen über die grünen Tische in die Kasse der Bank zurückkehren.

Den Turf konnte die Bank in ihrem unmittelbaren Bereich nicht pflegen, weil das bergige Gelände von Monaco keinen Sport erlaubt, der weite, ebene Flächen verlangt. Darum wurden zu Schauplätzen der Pferderennen Kap Martin und besonders der Hippodrome du Var, nicht weit von Nizza, gewählt. Die landschaftliche Schönheit des Hippodroms wird mit Recht gepriesen; seine Lage zwischen zerklüfteten Felsen und dem friedlich ruhenden Meer macht es nur zu begreiflich, daß

sich an diesem Punkte ein elegantes Sportleben entwickelte. Das Schicksal der hier im Januar stattfindenden drei großen Rennen wird von der ganzen Sportwelt mit Spannung verfolgt. Zu diesen trägt die Stadt Nizza als Grand Prix 100 000 Franks, der Grand Cercle von Nizza 30 000 Franks und die Spielgesellschaft von Monte Carlo 50 000 Franks bei. Natürlich spendet das Monte Carloer Kasino nur deshalb einen so hohen Betrag, um mit Nachdruck die Aufmerksamkeit der Sportkreise auf das Spieler-Eldorado in dem benachbarten Fürstentum zu lenken.

Vom Turf abgesehen, wird zugegeben werden müssen, daß sich der Sport jeder Art kaum ein schöneres und geeigneteres Gelände wünschen kann als Monaco. So ist es nur natürlich, daß heute alle Sportgattungen hier vertreten sind und ein Meeting das andere ablöst. Im Januar geben sich die besten Flinten am Taubenschießstand ein Stelldichein; der Kampf geht um den großen Preis des Kasinos von Monte Carlo in Höhe von 25 000 Franks. Dem Preisschießen auf die Tauben folgt im Februar der Kampf der Meeresvögel in den Lüften: der Flugmaschinen um den großen Preis von Monaco im Betrage von 100 000 Franks. Im März belebt sich die weite Meeresfläche mit zahllosen Motorbooten, die im Wettfahren die Fortschritte der bewegenden Kraft auf den Gewässern offenbaren; vier Preise im Gesamtbetrage von 32 000 Franks winken den Siegern. Seinen Abschluß findet der Sport mit den großen Segelregatten. Der windgeschützte Hafen von Condamine bietet Flugmaschinen, Motorbooten und Segeljachten bei allen Wetterlagen eine ausgezeichnete Zufluchtsstätte. Davor breitet sich mit unbegrenztem Gesichtskreis das weite Wasser- und Luftmeer aus, das Wirkungsfeld des Sports, allen Montecarlianern und Montecarolinen sichtbar, die den

Verlauf der Wettbewerbungen von den Meerespromenaden und Gartenterrassen aus verfolgen.

Ferner findet alljährlich eine Automobil-Fernfahrt statt. Damit auch die Fechtkunst zu ihrem Rechte kommt, kreuzen sich in einem internationalen Turnier alljährlich im April die besten Klingen.

Während der ganzen Saison, von Mitte November bis Ende April, blüht das Lawn-tennis-Spiel auf stillen, trefflich gelegenen und gepflegten Plätzen, sowie das Golfspiel, das auf einem hoch über der Türbie mit großem Kapitalaufwand erschlossenen Gelände vor zwei Jahren ein herrliches Heim fand. Jeden Morgen kann man die Liebhaber dieses Spiels mit Autobussen die Fahrt dorthin antreten sehen.

* * *

23.

Am Taubenschießstand in Monte Carlo.

Unter den Wettbewerben, die auf dem Gebiete des Schießens in allen Weltteilen stattfinden, übt keiner eine so große Anziehungskraft aus wie der um den Grand Prix des Kasinos von Monte Carlo. Es ist der Ehrgeiz aller Flugschützen, die sich auf ihre Kunstfertigkeit etwas einbilden, diesen Preis zu erringen. Wie der hervorragende Sänger nach dem Ruhme dürstet, an der ersten Bühne als Stern zu glänzen, so strebt der Flugschütze nach dem Triumphe, hier seiner Kunstfertigkeit durch die Erringung des ersten Preises die höchste Weihe zu geben. Diese Aufgabe ist nicht leicht. Zweihundert der besten Schützen aller Länder kämpfen um das Recht, ihre Namen mit goldenen Buch-

staben in die Marmortafeln eintragen zu lassen, die seit vierzig Jahren die Wände der Schießhalle zieren. Von unseren Landsleuten hat sich bis jetzt nur ein einziger, der Graf von Voß, im Jahre 1898 diesen Vorzug erkämpft.

Das „Tir aux pigeons“ gilt mit Recht aller Welt als eine Musteranstalt. Strenge Vorschriften hinsichtlich des Kalibers der Flinten, des Bleies, des Namensaufrufs, der Schießentfernung usw. regeln den Geschäftsgang. Aber der Taubenschießplatz in Monte Carlo ist auch dank seiner Lage ein „Bijou“. Der alte Blanc, der sich durch einen so wunderbaren Spürsinn für das Wirksame auszeichnete, baute im Jahre 1872 den Schießplatz als grüne Rasenfläche in der Form eines Halbkreises auf das Meer hinaus. Hier ruht diese seitdem wie eine kleine Halbinsel allen sichtbar und doch allen ein Mirakel, die sich auf der prächtigen Promenade längs des Kasinos bewegen. Ängstlich flattert aus einem engen eisernen Kästchen eine Taube auf — ein Schuß knallt über das blaue Meer; von Schroten getroffen, sinkt das Tierchen zuckend auf den grünen Rasen nieder. Ein zottiger Jagdhund fährt blaffend hinter der Beute her. Vergeblich späht das Auge des Zuschauers nach dem erbarmungslosen Schützen aus, dessen tödlicher Schuß eben den Rasen rötete. Sollte der Schütze, den der Jäger verächtlich „Schießer“ nennt, sich schämen, sollte er selbst den Sport verachten, den Deutschland wegen der damit verbundenen Tierquälerei seit zwanzig Jahren aus seinem Bereiche verbannt hat? Man sieht noch einen Diener herbeieilen, ein anderes Täubchen in das Kästchen stecken und eilends wieder verschwinden. Was über diese Wahrnehmung hinaus auf dem Gelände vorgeht, spielt sich tief unter den herrlichen Terrassen ab, welche die bunte Menge belebt, außerhalb des Gesichtskreises der Zuschauer. So bleiben diese auf Vermutungen angewiesen.

Ein paar Worte über das Leben und Treiben hinter den Kulissen mögen unter diesen Umständen hier wohl angebracht sein. Dem, der diese Vorgänge aus eigener Anschauung kennen lernen will, bietet sich nach Lösung einer Eintrittskarte zum Preise von fünf Franks Gelegenheit hierzu.

Ein großer Saal, ein Taubenschlag und ein Unterkunftshäuschen für etwa 2000 Tauben stellen die Baulichkeiten dar, welche dem Neueintretenden ins Auge fallen.

Ein Gitter trennt die Zuschauer vom Schießplatz und Schießstand, neben dem auf erhöhten Sitzen der Schiedsrichter und dessen Sekretär thronen. Fünf Steinbodenstreifen in einer Länge von 30 m laufen strahlenförmig auf fünf Blechkästen aus, die in gleicher Linie 5 m voneinander getrennt sind. Die Kästchen enthalten die Opfer für die Schützen. Die Wände der Kästchen sind nur lose zusammengefügt, der Bau fällt auseinander, sobald an einem Draht gezogen wird, der im Innern befestigt ist. Dieser Draht endet in einer Vorrichtung, die von einem Beamten auf erhöhtem Sitze hinter dem Schießstande bedient wird und so sinnreich hergestellt ist, daß weder der diensttuende Beamte noch der Schütze weiß, aus welchem Kästchen die der Büchse geweihte Taube auffliegen wird. Die Auslösung der Kästchen erfolgt auf mechanischem Wege mittels einer rollenden Kugel. Durch diese Einrichtung wird der Schütze gezwungen, sämtliche Kästchen aufmerksam zu überwachen, und somit das Treffen sehr erschwert. Der Apparat wird in Tätigkeit gesetzt, sobald der Schütze „Fertig!“ ruft. Erschreckt aus dem dunklen unterirdischen Verließ fliegt die in die trügerische Freiheit gesetzte Taube auf, der nun blitzschnell ein, zwei Schüsse folgen. Im Trabe holt ein Hund die Beute, während ein eilends herbeigelaufener Diener eine andere Taube in das freigewordene Kästchen setzt und es wieder zusammenfügt.

Dem Schützen sind nur zwei Schüsse auf jede Taube erlaubt. Einer der beiden Schüsse wird ihm aber nur dann angerechnet, wenn die Taube, angeschossen oder tot, innerhalb des Rasenplatzes von dem Hunde eingeholt wird. Vermag die Taube über die Einfriedigung des Rasenplatzes zu flattern, so gilt der Schuß als Fehler. Bleibt sie nach dem Auseinanderfallen des Kästchens ruhig sitzen, so rollt der Diener eine Holzkugel nach dem Vogel, um ihn aufzuscheuchen. In diesem Falle kann der Schütze eine andere Taube verlangen, wenn es ihm nicht paßt, nach einer aufgescheuchten Taube zu schießen.

Bei kleineren Schießen geht es meistens um eine einzige Taube, bei größeren um fünf bis sechs Tauben und im großen Meisterschaftskampf um fünfzig Tauben. Dieser Meisterschaftskampf dehnt sich infolge der großen Anzahl von Schützen oft über mehrere Tage aus. Die Schützen, die Taube für Taube getroffen, haben untereinander solange zu stechen, bis das Schicksal über die Verteilung der ausgesetzten Preise entschieden hat. Während der jüngsten Saison, von Mitte Dezember 1911 bis Ende März 1912, waren von der Spielgesellschaft in Monte Carlo nicht weniger als 67 000 Franks für Preise gestiftet worden, darunter der Grand prix du Casino von 25 000 Franks nebst einem kostbaren Kunstwerk. Dem Sieger fiel außerdem ein hoher Anteil an den Einsätzen der Schützen zu.

In dem Meisterschaftskampf, an dem meistens etwa 200 Schützen teilnehmen, muß der Schütze bei jedem Gang zwei Tauben töten, um Aussicht auf Erfolg zu haben.

Die getöteten Tauben werden an die Bevölkerung billig verkauft. Nichts bringen die Tauben, die verwundet ins Meer fallen; sie werden von den Fischern gekapert, die während der Schießzeit am Fuße des Felsens ständig mit Booten auf der Lauer nach Beute liegen. Die Tauben, die dem tödlichen Blei

der Schützen entgehen, suchen die Scharen von Schicksalsgenossen auf, die bereits auf den blendenden First des Kasinos entflohen sind. Das Leben, das diesen Flüchtlingen dort noch beschieden ist, ist nur kurz. Wenn die Saison vorüber ist, werden sie mit großen Netzen eingefangen, um den Flintenläufen der Schützen von neuem als Ziel angeboten zu werden.

Auf der kleinen Halbinsel spielt aber nicht nur das Schießen, sondern auch das „Wetten" eine große Rolle. Neben dem Standplatz der Schießer befindet sich der Wettring, das Standquartier der Buchmacher. Vor jedem Schuß, der über das Meer knallt, geht es toll her, da hier nicht auf das Endergebnis eines jeden Wettbewerbs, sondern auf jeden einzelnen Schuß gewettet wird. Nur wenige Sekunden stehen für jeden Wettabschluß zur Verfügung, da Schuß um Schuß ein Schütze den andern ablöst, um die Geduld der vielen Teilnehmer nicht auf die Probe zu stellen. Ein dumpfes Brausen dringt aus dem Wettring an unser Ohr, wenn wir den Schießplatz betreten. Je näher wir kommen, desto gewaltiger schwillt dieses Brausen zu einem Kreischen und Schreien an, in dem menschliche Stimmen nur unbestimmt erkennbar sind. Ob es Schreie der Freude oder der Enttäuschung sind, ob von den Menschen um Hilfe gerufen wird, die hier so laut und mit wilden Gebärden zum Wetten anregen oder Wettabschlüsse verlangen — niemand wird es im ersten Augenblick erraten.

Der Spieler wettet stets auf den regelrechten Abschuß der Taube, der Buchmacher stets auf den Fehlschuß. Da die Schützen viel mehr Tauben treffen als fehlen, so hat im Interesse der ausgleichenden Gerechtigkeit jeder Spieler „auf" zu bewilligen. Entsprechend dem Range des Schützen wird 7 : 4 — 6 : 4 — 5 : 2 — 4 : 1 und nicht selten sogar 50 : 10 „auf" verlangt und ohne Bedenken bezahlt. Das ist jedenfalls sicher, daß ein Schütze,

der in diesem Wettringe pari ausgeboten wird, keine Aussicht auf ein erfolgreiches Schießen hat.

Sobald der Schütze sich dem Stand nähert, setzt der ohrenbetäubende Lärm im Lager der Buchmacher und Wettenden, die meistens aus den Teilnehmern am Schießen bestehen, ein. Man hört:

„Ich nehme 30 : 10!"
„20 : 8!"
„Ich zahle 18 : 8!"
„O nein, 28 : 10!"
„Nicht zu machen!"
„Ich gebe 22 : 8!"
„Ja, zweimal!"
„Ja!"
„Viermal!"
„Nein, zweimal!"
„Dreimal!"
„Ja, gegeben 33 : 12!"

Da knallt auch schon der Schuß. Der Wettende hat 12 Louis gewonnen oder 33 Louis verloren. Die einzelnen Wettbeträge sind nicht hoch; da die Wetten aber sehr zahlreich sind, schnell aufeinanderfolgen und dem Spieler nur geringe Aussichten bieten, so kann dieser in kurzer Zeit erhebliche Summen verlieren, allerdings gelegentlich auch einmal ein Pöstchen Banknoten einheimsen!

Der Taubensport ist ein nichts weniger als edler, dafür aber ein recht kostspieliger Zeitvertreib. Der Klubbeitrag, das Eintrittsgeld, der hohe Einsatz bei jedem Wettbewerb, die Zahlung für die Tauben, die Verluste bei den Wetten machen die Sache sehr teuer.

* * *

24.

Der Aberglaube der Spieler.

Wie tief der Aberglaube in allen Völkern und bei allen Schichten wurzelt, zeigen die üppigen Blüten, die dieser beim Spiel in Monte Carlo treibt.

Wie alle Berufsarten, deren Wohl und Wehe von Zufälligkeiten abhängt, sich in den Maschen des Glaubens an übernatürliche Vorgänge verfangen, so wird der ewig zwischen Furcht und Hoffnung schwebende Spieler, ohnmächtig seines Werkes Gang zu beeinflussen, dem Aberglauben in die Arme getrieben. Wie der Seemann vor dem Untergang seines Schiffes den „fliegenden Holländer" erblickt, der Bergmann jene den goldenen Schatz verratende Flamme sieht und den Ruf des Totenvogels hört, ehe er zur letzten Schicht sich rüstet, so wittert der Spieler in Tausenden von Vorgängen die Vorboten von Glück und Unheil, so schließt er, von dem Glauben an Wunder beherrscht, alles Zufällige aus natürlichen Vorgängen aus. Dieser Glaube an übernatürliche Einflüsse und Anzeichen hat sich, ob angeboren oder anerzogen, von Überlieferung und Brauch getragen, von Geschlecht auf Geschlecht bis zu dieser Stunde fortgepflanzt. Der Abergläubische hängt am Wunder, das die ewigen, unverrückbaren Naturgesetze durchbricht, das willkürlich und launenhaft in das Weltgetriebe eingreift.

Wollte man annehmen, daß der Glaube an solch übernatürliche Vorgänge nur bei beschränkten Köpfen anzutreffen sei, so würde man sich sehr täuschen, denn allezeit kann beobachtet werden, wie gewaltig es auch in den Köpfen sehr bedeutender Menschen spukt. So behauptete der abergläubische Napoleon, daß mit seiner Trennung von Josephine sein Glücksstern untergegangen sei.

Fast möchte es scheinen, als seien abergläubische Vorstellungen wie ein tiefes Bedürfnis in Fleisch und Blut der Menschen übergegangen. So lange der Aberglaube in harmlosen Dingen sein Unwesen treibt, ist er unschädlich; verhängnisvoll aber wird er, wenn der Mensch anfängt, sich in entscheidenden Fragen in seinen Bann zu begeben, statt in dem großen Arsenal der eigenen Kräfte die Waffen zur Lenkung seines Schicksals zu schmieden. Wer vom Pech verfolgt an den grünen Tischen immer neue Beträge im Vertrauen auf seinen guten Stern setzt, kann kaum schlechter beraten sein. Aber der Abergläubische wird seine Meinung um keinen Preis ändern, nicht durch Engelzungen eines Bessern belehrt werden können.

Der Spieler trägt den Keim zum Aberglauben in sich. Ein geringfügiges Vorkommnis, ein gleichgültiger Umstand, eine bloße Geste, ein Nichts genügt, diesen Keim treiben, wachsen, blühen zu lassen, alles als Grund, alles als Vorwand heranzuziehen. In einem alten Weibe, das dem Abergläubischen frühmorgens über den Weg läuft, erblickt er den Vorboten alles Unheils, in einem Priester, einer Gruppe von Nonnen die Aufforderung, auf Noir zu setzen. Glück verheißt es, wenn er unerwartet in etwas Weiches tritt; unfehlbar ist der Erfolg, wenn er beim Fall einer Sternschnuppe dreimal eine Nummer wiederholt und dann auf diese setzt. Wütend wird der abergläubische Spieler, wenn ihm Glück statt Hals- und Beinbruch zum Spiel gewünscht wird, wenn die Kugel aus dem Zylinder springt, wenn seinen Einsätzen nachgesetzt wird, oder wenn ein guter Freund ihn anpumpt. Geborgtes Geld soll Glück bringen, das Glück des Spielers aber umschlagen, sobald er gewonnenes Geld verborgt, verschenkt, verpraßt oder nach Hause schickt. Viele wittern Unheil, wenn ein Bekannter an ihrer Seite Platz nimmt oder gar die Ehefrau dem Spieler zusieht und unkt; viele dichten freilich der Frau nur ihr Pech an, um ihrer lästigen Kontrolle zu entgehen. Ein Platz wird für besser als der andere gehalten. Wer Pech hat, dreht den Stuhl um, wer Glück hat, lispelt „unberufen!", „unbeschrien!" Einer behauptet, regelmäßig zu verlieren, wenn er stehend spielt, der andere, wenn er sitzend spielt. Rouge wird Noir vorgezogen, weil Schwarz die Empfindung des Unheils hervorruft. Eine Spielerin behauptet, daß sie in einem bestimmten Kleide stets Pech, die andere, daß sie nur Glück habe, wenn sie im einfachen Kostüm ohne allen Schmuck sich am Spiel beteiligt. Manche glauben an einen Zusammenhang der Nummern: an ein Fluidum von Tisch zu Tisch und spielen die ausgerufenen Gewinn-Nummern am Nebentisch. Viele machen im Glauben an die magische Kraft gewisser Zeremonien das Zeichen des Kreuzes, wenn sie ihren Einsatz auf das Tableau legen. Als eine gute Vorbedeutung wird es angesehen, wenn der Croupier niest oder dem Spieler ein Gegenstand entfällt. Ein Croupier wird als Zéro-Werfer gehaßt, der andere als Werfer hoher oder niedriger Nummern wie ein Heiliger verehrt. Einem Croupier geht man aus dem Wege, weil er wiederholt Pech gebracht, einen mißgünstigen Gesichtsausdruck hat und keine Serien wirft, der andere wird als Glücksbringer gefeiert, selbst das Geld, das seine Hand berührt, als Segen bringend, zum Setzen benutzt. Viele sind verstimmt, wenn die Hand des Kugelwerfers oder des Kartenmischers wechselt, andere erfreut. Viele suchen einen Spieler auf, der im Pech sitzt, um auf die entgegengesetzte Chance zu setzen. Viele bauen auf die Hand eines glücklichen Spielers — wie es Menschen gibt, die ihr Lebelang von Pech verfolgt werden, anderen Pech bringen, als Pechvögel bekannt sind und am Spieltisch wie die Pest gemieden werden, so gibt es, meinen diese klugen Thebaner, auch Spieler, denen alles

glückt, die eine „glückliche Hand" haben. Nach einer solchen Hand spähen sie an den Spieltischen aus, um deren Einsätzen kritiklos nachzusetzen. Aber wehe, wenn die Sache nicht klappt. Jeder glaubt dann, daß der andere ihm Pech bringe. Wenn die feindlichen Blicke, die die beiden Spielgenossen dann wechseln, vergiftete Pfeile wären, könnte man zwei Leichen aus dem Spielsaal tragen. Wie einen Verbrecher behandelt der Mitspieler plötzlich seinen Glücksmann, der Glücksmann seinen ungerufenen Mitspieler.

Als Krone aller Glücksstifter aber gilt der arme Bucklige. Taucht ein solcher am Spieltisch auf, so erhebt sich ein Taumel der Freude unter den abergläubischen Spielern. Man drängt sich an ihn, um ihn heimlich zu berühren, seinen Arm zu streichen, lächelt ihm zu, um einen freundlichen, glückverheißenden Blick aufzufangen. Lange konnte man einen Engländer beobachten, der niemals am Spieltische erschien, ohne seinen Buckligen als Glücksspender an seiner Seite zu haben. Sein Gegenstück war, wie allgemein bekannt, Arthur von Rothschild, in dessen Dienst während vieler Jahre ein kleiner Buckliger stand, dessen Aufgabe es war, für seinen Herrn einen Stuhl bis zu dessen Erscheinen besetzt zu halten. Rothschild bezahlte seinem vermeintlichen Glücksbringer den aufgehobenen Platz jedesmal mit einem Louis. Daneben trachten viele, die Spieler, die Schlag auf Schlag gewinnen, heimlich zu berühren, um die von ihnen ausgehende „Veine" auf sich überzuleiten.

Unter dem Namen „M a s c o t t e" sind die Glücksbringerinnen bekannt, die im Rufe der Wunderkraft stehen, das Schicksal der Einsätze des Spielenden zu dessen Gunsten zu beeinflussen. Wie oft kann man den Ausruf: „Seien Sie meine Mascotte!", besonders aus dem Munde abergläubischer Damen, hören, die heute diese, morgen jene Freundin

bitten, als Mascotte an ihrer Seite Platz zu nehmen. Nicht minder bekannt ist, daß große Hasardeure, Spieler um Sein und Nichtsein, selten ohne den Schutz einer Mascotte, meistens einer bildhübschen Demimondaine, in den Kampf steigen. Die Pariser Horizontale nutzt diesen Aberglauben aus, um Anschluß an die Börse eines glücklichen Spielers zu suchen. Wenn sie einen solchen Glückspilz erspäht hat, so tritt sie hinter seinen Stuhl und flüstert ihm ins Ohr: „Eh bien! Voyez, Monsieur, quelle veine je vous porte! Suivez-moi dans la salle de trente-et-quarante!" Aber auch das männliche Element sucht Vorteil aus diesem Aberglauben zu ziehen. Erst kürzlich hatte ein Admiral einen Schlaukopf in Dienst genommen, der in allen Tonarten seine Wunderkraft als Glücksbringer pries. Lange sollte die Freude aber nicht dauern. Der Admiral mußte ihn nach einigen Tagen wegjagen, da der Kerl, wie er sagte, ihm fürchterliches Pech gebracht hatte. Das hindert indessen nicht, daß der vermeintliche Glücksbringer herrliche Tage verleben konnte, da er wohlweislich den Admiral vorher verpflichtet hatte, ihm freie Station während der Wintersaison zu gewähren.

Schlecht sind die Leute angeschrieben, die in den Verdacht geraten, Unheil zu stiften. Der Aberglaube an den Spieltischen erwacht oft ganz unerwartet — man drängt plötzlich gegen eine alte Frau, deren schwarze Handschuhe Unglück zu bringen scheinen. Man stößt und murmelt. Eine alte Italienerin macht unablässig Hornzeichen, eine andere klopft in kurzen Unterbrechungen dreimal hintereinander mit dem Zeigefinger. Man drängt, klopft, stößt, stupst, pufft und schimpft solange, bis die alte Matrone die ominösen schwarzen Handschuhe auszieht und so die vermeintliche Ursache alles Pechs aus dem Gesichtskreise der Spieler verschwunden ist. Wer gar in den Verdacht des bösen Blicks, der Jettatura, gerät, wird gebrandmarkt, in seiner

Nähe das alles Unheil abwendende Kreuz mit der rechten Hand gemacht.

Groß ist das Gebiet des Aberglaubens, das seinen Stoff aus Zahlen schöpft. Wer kennt nicht das Odium, das der „13" anhaftet, seitdem, wie man sagt, am letzten Abendmahl Christi dreizehn Personen teilgenommen haben? Kein Haus, kein Hotelzimmer, kein Fuhrwerk im Fürstentum weist diese Zahl auf. Verweht und vergessen würde sie sein, wenn sie statt dessen nicht umso häufiger in den Schaufenstern in der Form eines Medaillons, in Gold und Silber ausgestanzt, aufträte — hochgepriesen als Amulett gegen das verderbenbringende Walten der Macht, das in dieser Zahl steckt, und geschmückt mit der Inschrift: „Heureux celui que le ciel dote la mascotte!" So unsympathisch die 13 ist, so beliebt sind bei den Spielern die Zahlen 7, 10, 14, 17, 26, 35, die Zéro, les quatre premiers, les six derniers, die Transversale 19—24, das Datum eines Gedenktages, die Nummern ihrer Hotelzimmer, die Zahlen, die sie in ihrer überhitzten Phantasie erblicken.

Frauen trachten, im Glauben an deren magische Kraft, mit Madonnenbildern geschmückt, mit Glücksschweinen und Glücksspenden bewaffnet, das drohende Unheil böser Geister in Glück umzuwandeln, während abergläubische Spieler mit Hufeisen, Fischschuppen, Korallenhörnern, Tierzähnen, Stricken von Gehängten, Splittern von Schädeln, mit Beschwörungsmitteln und Amuletten in den Spielsaal ziehen, vor denen alle Teufel, Hexen und Hexenmeister ihre Macht verlieren, wie Simsons Locken sie unter Delilas Schere verlor. Versagen aber auch diese Mittel, so schwören sie knieend vor dem Bilde des heiligen Antonius, ein größeres Geldopfer zu bringen, wenn er sie ihr Geld wieder gewinnen läßt. Viele leisten gar auf ihr Versprechen gleich eine Teilzahlung.

Nur ein Traumbuch, für die Roulette und das Trente-et-quarante von Monte Carlo besonders bearbeitet, fehlte noch, um das Glück vieler Spieler voll zu machen, denn auch die aus dem Traumleben abgeleiteten Vorstellungen beherrschen des Spielers eigenartiges Geistesleben. Dieses Traumbuch ist sogar Bedürfnis. Müssen doch so viele Träume zum Schaden vieler Spieler unerklärt bleiben. Ein spekulativer Kopf würde sich durch Herausgabe eines solchen Traumbuchs für die Montecarlianer und die Montecarolinen zweifellos ein großes Verdienst und eine schöne Einnahmequelle schaffen. An Abnehmern würde es nicht fehlen, denn noch spukt es gewaltig in allen Köpfen.

* * *

25.

Abenteurer.

Daß der Ruf Monte Carlos als Stelldichein begüterter Fremden zweifelhafte und gefährliche Elemente aus allen Himmelsgegenden anlockt, hat der Kasinoverwaltung sowie den Hotelbesitzern und Geschäftsleuten oft Sorgen gemacht. Die Kasinoverwaltung hat sich stets redlich bemüht, die Fremden vor Verlusten zu bewahren, um ihnen den Aufenthalt an diesem Ufer nicht zu verleiden und das Land gegen den Ruf, ein Sammelpunkt internationalen Gesindels zu sein, zu schützen. Sie hat einen Überwachungsdienst eingerichtet, dessen Aufsicht jeder Besucher des Fürstentums unmerklich unterliegt, hauptsächlich aber der Fremde, der irgendwie Verdacht erregt.

Wer sich im Fürstentum einlogiert, muß unter Angabe aller Verhältnisse, die zur schnellen Feststellung seiner Persön-

lichkeit erforderlich sind, polizeilich angemeldet werden. Mit den Wohnungsvermietern befinden sich Spielverwaltung und Polizei in stetem Nachrichten-Austausch über die Fremden. In den Räumen der Spielsäle, auf allen öffentlichen Plätzen, in allen Anlagen und Staatsgebäuden ist Polizei, sind Geheimagenten und Aufseher tätig. Ein Heer von Geheimagenten birgt der Raum, der zwischen dem Atrium und dem Eingang zum Kasino liegt. Dieser Raum läuft nach allen Seiten in hohe Scheiben und Glastüren aus und bildet so eine Glashalle, so recht für einen Überwachungsdienst geschaffen, der jeden Einzelnen der wogenden Menschenmenge aus nächster Nähe unauffällig prüfen will. Im Innern der Spielsäle aber werden die Besucher von den an den grünen Tischen tätigen Beamten sowie von einem Heer von Saaldienern, zahllosen Inspektoren, Oberinspektoren und den als „Mouchards“ bekannten Geheimagenten, die in den Sälen umherwandeln, beaufsichtigt. Es ist leicht zu berechnen, daß allein in diesen Sälen der Überwachungsdienst mindestens 250 Mann umfaßt.

In einer Atmosphäre, in der unlautere Elemente ewig auf der Suche nach Beute sind, ein unablässiger Kampf um erdichtetes, vermeintliches und tatsächliches Recht oft die niedrigsten Triebe auslöst, alle Etikette und alles Taktgefühl leicht beiseite gesetzt wird und der auf der Menschheit Höhen Wandelnde sich nur zu oft als ganz gewöhnlicher Alltagsmensch verrät, bot sich natürlich dem Aufsichtsdienste von jeher in Hülle und Fülle Gelegenheit, in die Tiefen der menschlichen Seele zu schauen. So kennen die an dieser Stätte tätigen Beamten die schrankenlose Leidenschaft, mit der die erhitzten Gemüter oft aus geringfügigen Ursachen aufeinanderplatzen, aber auch die Tricks, mit denen Einsatzdiebe und andere äußerst gewitzigte Verbrecher hier arbeiten.

Unter diesen Umständen ist die Stellung der Beamten, insbesondere an den Spieltischen, natürlich nicht leicht. Wer sich als Spieler an den Spieltischen niederläßt, muß, statt sich geborgen zu fühlen, nur zu schnell die Illusion preisgeben, daß die auf die Einsatzstücke mühsam errungenen Gewinne nun auch in seine Tasche wandern müssen. Die Tische sind von Einsatzdieben und Einsatzdiebinnen umlagert, die mit so meisterhafter Verwegenheit arbeiten, daß die erfahrensten Beamten getäuscht werden. Nur zu oft unterliegen sie den Vorspiegelungen von Leuten, die mit dem Auftreten des Grandseigneurs kalt und gemessen Ansprüche geltend machen, ohne ahnen zu lassen, daß sie nur eine ihrer gewohnten Vorstellungen auf dem Gebiete der höheren Gaunerei mit packender Meisterschaft geben, um den rechtmäßigen Eigentümer, sagen wir eines auf einen Louis entfallenden Gewinns von 700 Franks, zu enteignen. Nicht minder ist die Halbweltlerin als Hyäne des Schlachtfeldes wegen der theatralischen Kühnheit gefürchtet, mit der sie die auf fremde Einsätze entfallenden Gewinne als ihr Eigentum beansprucht.

Trotz der Anziehungskraft, die so das Geld an diesen Tischen ausübt, kommt es zeitweilig vor, daß sich zu einem Gewinne kein Gewinner meldet. Solche Gewinne zieht die Bank ein; sie stammen meistens aus Einsätzen, die bei der Gewinnauszahlung nicht mitabgehoben worden sind und nach dem Fortgang des Gewinners nochmals schlagen oder von Leuten, die die ausgerufene Gewinn-Nummer falsch — etwa vingt-trois (noir) statt trente-trois (rouge) — verstanden und sich entfernt haben, mitunter auch von Spielern, die, verwirrt durch ihre vielen Einsätze, sich nicht erinnern können, auch die gewinnende Nummer besetzt zu haben.

Die auf diese Weise der Bank zufallenden Gewinne stellen ein beträchtliches Kapital dar, trotzdem sich eine Art von Leuten

herausgebildet hat, die es für ihre heiligste Pflicht halten, für herrenlose Stücke sofort als Eigentümer einzuspringen. Man nennt diese stillen Teilhaber der Bank gern „Waisenväter", weil sie ein liebend Herz besitzen, das sie unwiderstehlich drängt, alle von Gott und Menschen verlassenen Waisen in ihre väterliche Obhut zu nehmen, wo und unter welchen Umständen sie als „Gewinnstücke" auch auf sie stoßen mögen. Unangenehm wird die Lage für ein solches Goldherz meist nur dann, wenn sich als Gewinner hinterher ein Spieler meldet, der an zwei Tischen zugleich spielt. In allen Fällen läßt die Bank jene Leute, die Verdacht erregen, im geheimen durch ihre Mouchards beobachten, die oft stundenlang hinter ihnen stehen.

Wie in den angeführten Fällen nur des Schwindlers Unverfrorenheit seine Kasse zu füllen vermag, so gibt es betrügerische Manöver, deren Gelingen lediglich von Geschicklichkeit abhängt. Schwindler mit dieser Anlage sind nicht selten; es sind sogar Vorgänge bekannt, deren Durchführung fast eine an Genialität grenzende Kunstfertigkeit erkennen läßt. Man bemerkt z. B. zwei Damen an der Spitze des Spieltisches — genau an der Stelle, die die Felder für die Einsätze des ersten, zweiten und dritten Dutzend aufweist. Zwischen diesen beiden Damen hat ein ihnen anscheinend völlig gleichgiltiger Herr — ihr Teilhaber — Platz genommen. Beim Aufrufen der gewinnenden Nummer erheben sich die beiden Damen gleichzeitig und setzen hierhin, dorthin einige Stücke. „Zu spät, zu spät!" ruft der Croupier und schiebt geschäftsmäßig die verspäteten Einsätze zurück. Während des Setzens hatten die beiden Damen aber schon für einen Augenblick das Gesichtsfeld der Dutzendfelder den Augen der Anwesenden entziehen können. Dieser kurze Augenblick genügte ihrem Genossen, um seine Hand durch die beiden Damen gleiten und auf das mittlere

Dutzend — nehmen wir an, 18 wäre ausgerufen worden — eine Tausendfranknote zu legen. Anstandslos wird der Gewinn ausgezahlt, da niemand dem Gewinner im tadellosen Frack, mit den Allüren eines Granden vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, eine unredliche Handlung zutraut. Wehe auch dem, der ihn beleidigen wollte! Der Mann ist stolz wie ein Spanier, und die verletzte Ehre könnte nur durch die Waffe wieder hergestellt werden.

„Trop tard! trop tard!" ertönt die Stimme des Croupiers bei allen Einsätzen, die beim Verkünden der Nummer noch erfolgen. Wie oft indessen werden solche Einsätze zurückgewiesen, ohne daß wahrgenommen wird, daß „unter" dem Fünffrankstück sich ein Louis barg, der mit dem Fünffrankstück zugleich auf die gewinnende Nummer fiel. Ein Helfershelfer meldet sich als Eigentümer des gewinnenden Louis und streicht auf das Gewinnstück 700 Franks für die gemeinschaftliche Kasse des Gaunerpaars ein. Andere lassen während des Rollens noch einen Tausendfrankschein auf eine Chance mit so leisem Rufe: „Money" fallen, daß dieser nur von der nächsten Umgebung gehört wird. Gewinnt die Chance, so ziehen sie den Gewinn ein, verlieren sie, so fordern sie unter Berufung auf ihre Zeugen das Wechselgeld. Nicht selten sind auch die, die einen Louis in einen Goldhaufen fallen lassen und dann zehn Louis beanspruchen, wie auch die Gauner, die mit einer scheinbar unbeabsichtigten Bewegung, mal hier, mal dort ein fremdes Goldstück aus einem warmen Nest in ein benachbartes Feld bugsieren, nur um zu versuchen, auf diesem Umwege auf Kosten eines Mitspielers einen Treffer zu machen.

Nur der trefflichen Organisation des umfangreichen Überwachungsdienstes hat die Bank es zu verdanken, daß sie, wenn auch nicht vor kleinen Betrügereien, so doch vor großen Ver-

brechen geborgen ist. In früheren Zeiten sind schwere Raubanfälle wiederholt versucht worden. Wahrhaft abenteuerlich war das Unternehmen einer Gesellschaft internationaler Verbrecher, die es unternahmen, die Gaszufuhr zu den damals noch mit Gas beleuchteten Spielsälen durch Schließung des Haupthahnes abzuschneiden und in der durch das plötzliche Verlöschen des Lichts herbeigeführten Verwirrung die Kassen auszuplündern. Tisch für Tisch war mit den Spießgesellen besetzt, die nur auf den entscheidenden Augenblick zum Zugreifen lauerten. Das Licht erlosch, aber der Plan scheiterte kläglich, da die Beamten, auf das richtige Verhalten beim Verlöschen des Lichts geübt, eine wahre Meisterschaft offenbarten. Heute ist die Bank vor solchen Überfällen dadurch gesichert, daß Gas, elektrisches Licht und Öllampen zu gleicher Zeit die Säle erleuchten, und daß die Bank, wenn Gefahr im Verzuge, ihr Betriebskapital durch Versenkungen unter den Tischen in das sichere Gewahrsam ihrer Kellerräume verschwinden lassen kann.

Wie alle Sachkenner wissen, ist die Bank heute auch gegen alle betrügerischen Kunstgriffe und Manöver ihrer Beamten gesichert. Mechanisch schließt die Organisation die Möglichkeit von Durchstechereien innerhalb der Beamtenschaft aus. Die Croupiers werden von den Chefs, diese von den Tischinspektoren, diese von den Saalinspektoren, diese von den Generalinspektoren überwacht. Oben in der ersten Etage aber sitzen die Direktoren und die Spezial-Kommissare, die unter der Kontrolle eines Aufsichtsrats stehen. Für ganz ausgeschlossen muß es heute gelten, daß sich ein Croupier Bankgelder aneignen kann, teils weil er seine Hände nicht von der Oberfläche des Tisches entfernen und keine Taschen in seinen Röcken haben darf, teils weil sich jede Bewegung unter den Augen zahlreicher Kollegen, Aufsichtsbeamten und eines Schwarmes von Spielern vollzieht.

Ein schwerer Verlust ist der Bank zuletzt am 27. April 1887 durch einen ungetreuen Beamten zugefügt worden. Das Gastspiel, das an diesem Tage zwei Engländer als dessen Verbündete gaben, hatte die Bank mit rund 260 000 Franks bezahlen müssen. Zu dieser Zeit führte die Bank noch Karten, die allenthalben zu kaufen waren. In den Nachmittagsstunden des angegebenen Tages nahm neben dem Tailleur ein alter Engländer Platz, während sich dessen Begleiter auf einem eben freigewordenen Stuhle desselben Tisches niederließ. Stapel von Banknoten, die sie vor sich ausbreiteten, deuteten zart und wohlüberlegt die glänzende Vermögenslage der beiden Gentlemen an. Sie markierten die Coups und schienen aufmerksam dem Laufe des Spiels zu folgen.

Nach einer Weile überreichte der alte Engländer dem neben ihm sitzenden Croupier eine Tausendfranknote mit dem Ersuchen, sie in Gold umzuwechseln. Infolge einer scheinbar unbeabsichtigten Armbewegung flogen die erhaltenen 50 Louis im Bogen zum Teil zur Erde, zum Teil in den Schoß des Tailleurs, der sich höflichst bemühte, dem Engländer sein Eigentum zurückzugeben. Alsbald setzten die beiden Engländer das Maximum achtmal hintereinander auf Rouge und gewannen ebenso oft je 12 000 Franks. Nur einmal setzten sie noch 500 Franks und verließen dann den Tisch. Trotz der geschickten Inszenierung hatte der Vorgang beim Umwechseln wie der Verlauf des Spiels doch den Verdacht des Chef de partie erregt, der sich nach Beendigung der Partie die Karten erbat und sofort feststellte, daß das Spiel überzählig war. Dadurch war erwiesen, daß der Tailleur sich mit den Engländern zu einem Betruge gegen die Bank verbündet haben mußte. Der alte Engländer mußte dem Tailleur ein Päckchen Karten in den Schoß bugsiert haben, das dieser blitzschnell den Bankkarten, die gewohnheitsmäßig in der

linken Hand gehalten werden, in dem Augenblick hinzufügte als er in den Schoß griff, um dem Engländer das ihm entfallene Geld zurückzugeben. Von den Engländern hat man nichts mehr gehört. Der Tailleur, ein gewisser Gardane, wurde mit Gefängnis bestraft. Erst seit dieser Zeit läßt die Bank besondere Karten mit einer reich illustrierten statt weißen Rückseite herstellen. Jedes Spiel wird nur während eines Tages benutzt, lange Zeit zur steten Nachkontrolle aufbewahrt und dann nach den für die Reichsbank maßgebenden Grundsätzen in der Gasanstalt verbrannt.

Die bösen Erfahrungen, welche die Bank zu dieser Vorsichtsmaßregel trieben, haben sie auch dazu geführt, die Wasserwage als täglichen Regulator der Roulette anzuwenden. Aus dem Vorgange, der zu dieser Maßregel den Anlaß gab, hat die Bank gelernt, daß sie in gewissen Fällen den Kampf nach zwei Richtungen führen muß, weil auch sonst honette Spieler sich nicht scheuen, Gelegenheiten auszunutzen, wenn solche sich, sei es auch auf nicht einwandfreiem Wege, bieten.

Bekannt ist vielen der Fall der Französin, die eines Tages wahrnahm, daß an einer Roulette die Kugel einen bestimmten Teil auffallend begünstigte. Sie teilte ihre Beobachtung guten Bekannten und diese guten Freunden mit. Gemeinsam wurde nun von allen die Neigung der Kugel kräftig ausgenutzt. Bevor die Bank die Ursache: die Abnützung und Krümmung der Nadelspitze, um welche die Scheibe sich dreht, ergründet hatte, hatten die Eingeweihten einen in die Hunderttausende gehenden Gewinn erzielt.

Alle Fremden, die in den Verdacht unredlicher Handlungen geraten oder sonst lästig fallen, sucht der Aufsichtsdienst durch Entziehung der Eintrittskarte und Ausweisung aus dem Fürstentum zu beseitigen. Gegen seine Maßnahmen gibt es in allen Fällen,

in denen nicht die Direktion als letzte Instanz ihr Veto einlegt, keine Berufung, da die Kasinogesellschaft Richter und Polizei in ihrem Hause ist; die Wage der Themis steht hier stille. So ist der Bank gegenüber jeder schutzlos, es sei denn, daß er sich für Beleidigungen nach dem Muster jenes Amerikaners schadlos hält, der seinen Angreifer im Saal und in aller Öffentlichkeit verprügelte.

Besser ist allerdings der beraten, der sein Verhalten so einrichtet, daß alle Zusammenstöße vermieden werden. Verdächtigt wird hier leicht alles. Bedenklich ist es schon, nach einem entfallenen Geldstück sich zu bücken, statt die Sorge um die Wiedererlangung der Dienerschaft zu überlassen. Wurde doch erst kürzlich eine hohe Aristokratin ersucht, einem Aufsichtsbeamten zur Direktion zu folgen, um eine Mitteilung entgegenzunehmen. Dort wurde ihr die Karte mit der Beschuldigung abgefordert, das zur Erde gefallene Geldstück ihrer Nachbarin sich angeeignet zu haben. Nur dem Zufall, daß ein nacheilender Diener erklären konnte, daß das bewußte Geldstück der Nachbarin zur anderen Seite als sie sich erhob, aus den Falten ihrer Kleider gefallen sei, war es zu danken, daß die Angeschuldigte von einem schweren Verdachte befreit werden konnte.

* * *

Mehr als an anderen Orten wird zweifellos im Fürstentum dem Hotelbesitzer und seinen Gästen mitgespielt. In Monte Carlo beherbergen die Hotels Elemente, die den Wirten oft böse Stunden bereiten. Diebstähle und Zechprellereien sind an der Tagesordnung.

Wer sich längere Zeit im Fürstentum aufgehalten, weiß, welche Werte den Fremden jahrein, jahraus durch Diebe ent-

wendet werden, die in unbewachten Augenblicken bei Tag und bei Nacht in die Zimmer eindringen, um Brillanten zu stehlen und Portefeuilles zu leeren. An diesen Raubzügen sind Männer wie Frauen beteiligt. Das weibliche Element zieht nicht selten in nächtlicher Stunde in die Hotels unter der Vorspiegelung ein, den letzten Zug versäumt zu haben. Die Diebinnen dringen dann in die Zimmer ein oder stehlen von den Korridoren die Sachen, welche die Gäste zur Reinigung herausgehängt haben. Frühmorgens, wenn die Hähne krähn, fliegt der Vogel aus. Jetzt sind die Wirte vorsichtiger geworden und verweigern allen Damen, die wegen eines Nachtlagers so unerwartet in Verlegenheit geraten, die Aufnahme.

Unsummen sind es, die die Hotelbesitzer an Gäste verlieren, die unter Zurücklassung ihrer Sachen bei Nacht und Nebel aus dem Hotel verschwinden. Hierbei handelt es sich meistens um Leute, die ihr Geld im Spiel verloren haben und sich nun nicht trauen, sich länger im Hotel aufzuhalten. Sie sind hier nicht mit der Absicht abgestiegen, den Wirt zu betrügen. Das überlassen sie denen, denen es höchst gleichgültig ist, ob die Hotelrechnung bezahlt wird oder nicht, wenn sie beim Spiel schlecht abschneiden. Ihre einzige Sorge ist, aus dem Schiffbruch soviel bares Geld zu retten, daß sie die Rückreise antreten können.

Viele bleiben aber nicht nur die Zeche schuldig, sondern legen den Wirt darüber hinaus noch durch einen kräftigen Pump hinein. Ihre Kreditwürdigkeit beweisen sie durch Vorzeigung von Postanweisungen, Geldbriefen, Schecks; sie kassieren diese auch ein. Statt aber an den Wirt zu denken, laufen sie mit dem eben frisch erhaltenen Gelde in die Spielsäle, um es bis auf den letzten Centime zu verspielen.

Der Pächter des Hotels, in dem ich seit vielen Jahren wohne, stapelt immer noch Jahr für Jahr ein geräumiges Zimmer

bis zur Decke mit zurückgelassenen Koffern voll, trotz aller Erfahrungen, die er im Laufe langer Jahre an diesem Eldorado der Spieler sammeln konnte und trotz redlichen Bemühens, sich vorsichtig vor Verlusten zu schützen. Das erste Zeichen eines aufsteigenden Gewitters ist für ihn stets, wenn ein Gast seinen Geschäftsführer bitten läßt, einen Augenblick in seinem Zimmer zu erscheinen. „Was sagen Sie zu dem Wiener Herrn, der noch vor einigen Tagen an dem Tische neben Ihnen soupierte?" fragte mich der Geschäftsführer. „Dieser Herr hatte bei uns 250 000 Franks hinterlegt und 600 000 Franks gewonnen. Er ließ seine Frau nachkommen, kaufte kostbare Juwelen, versetzte diese, als er verlor, verkaufte die Pfandscheine, um Reisegeld zu haben, verspielte dieses und ist nun unter Preisgabe seiner Sachen in seine Heimat geflohen." — Das ist einer von vielen Fällen dieser Art. Einmal außer Land, denkt kaum einer an die Tilgung seiner Schuld. Und die zurückgelassenen Sachen? Nach Ablauf eines Jahres erst darf der Wirt aus dem Erlös des Verkaufes sich bezahlt machen. Sie bringen aber meistens nur herzlich wenig, da die begüterte Gesellschaft an den Kauf getragener Garderobenstücke natürlich nicht denkt und die Mittelklasse ihre bescheidene aber kleidsame Tracht den hocheleganten und deshalb unpassenden Kostümen und Hüten vorzieht.

Der Wirt muß sich bei seinen Verlusten mit den bitteren Enttäuschungen trösten, die seine Gäste selbst, die Spieler, an der Stätte ihres Wirkens erlebten. Mitleid mit den Verlusten der Wirte empfinden wenige, weil ihr meistens außerordentlich rentables Unternehmen seine Kraft aus dem Betriebe zieht, dem sie, die Flüchtigen und Undankbaren, ihr Geld opferten.

Mit welchen Empfindungen mögen ein Engländer mit Gattin wohl das Zimmer unter Verzicht auf alle Habe im Stich

gelassen haben, das mir unlängst gezeigt wurde! Die Bilder an der Wand schmückten noch das Konsol des Kamins, während auf dem Nachttische die frisch gefüllte Tabakpfeife neben einer silbernen Streichholzbüchse lag. Ein prächtiges Reiseneceſſaire mit allen Gebrauchsgegenständen stand auf einem kleinen Tisch neben der Wascheinrichtung. In den eleganten Koffern befanden sich bei der wohlgeordneten reichen, schönen Wäscheausstattung die Briefschaften des Ehepaares. Die Kleiderschränke waren reichgefüllt.

Harmlos erscheinen aber alle vorher erwähnten Fälle gegenüber den internationalen Hochstaplern, die hier planmäßig ihre Opfer suchen. Bei dieser Gesellschaft versagt alle Menschenkenntnis und Vorsicht. In immer neuen Formen, neuen Masken treten sie auf. Sie geben sich den Anschein vornehmer Leute und haben es in dieser Rolle durch ihren Verkehr mit angesehenen Persönlichkeiten meistens zu einer alles bezwingenden Meisterschaft gebracht. Sie treten bald als Chevalier, bald als Graf, Marquis, als ein Magnat dieser Erde — was tut es — auf, weil sie die Hochachtung kennen, den die blinde Masse vor hohem Rang und Titel empfindet; sie überreichen gerne ihre kronengeschmückte Visitenkarte und legen, in der Erkenntnis der alten Wahrheit, daß Kleider Leute machen, auf tadellose Toilette, blasse Hände und wundervoll manikürte Nägel, vornehme Ruhe und Gelassenheit den höchsten Wert. Entscheidet doch der erste Eindruck! Beim Betreten des Hotels ist es die vornehmste Aufgabe eines solchen Herrn, alle, vom Besitzer bis zum Piccolo, in Sicherheit zu wiegen, denn er wird vielleicht vergessen müssen, die Rechnung des Hotels samt den Beträgen zu bezahlen, die der Oberkellner für Gegenstände verauslagte, die der noble Gast mit quittierten Rechnungen von Geschäftsleuten ins Hotel senden ließ, falls es nicht gelingen

sollte, einige Gimpel auf den Leim zu locken oder bei Tag oder Nacht in den Zimmern der Mitbewohner nach Juwelen oder Portefeuilles erfolgreich Umschau zu halten. Gelingt dieser Trick nicht, so geht auch die ganze Logisrechnung flöten. Abschlagszahlung auf die Hotelrechnung leistet er grundsätzlich nicht, weil es angeblich Pech im Spiel bringen soll, die Kasse für diesen Zweck anzugreifen.

Bei allen seinen Unternehmungen steht plastisch wie vor dem Auge Napoleons das Schlachtfeld vor seinem Geist. In dem Kennerblick, mit dem er aus der Menge allerorten die Elemente herausfindet, die sein Fahrzeug flott erhalten, zeigt sich seine ganze hohe Begabung.

Oft erscheinen diese Herren an der Seite einer liebenswürdigen Gattin, die dann die Opfer in ihre Netze locken muß. Des Hochstaplers Sprachgewandtheit, die sich meist auf fast alle lebenden Sprachen erstreckt, ist oft erstaunlich, aber sie ist notwendig, da sie die Scheidewand weghebt, die die Nationen auf der Reise meistens von einander trennt. Dadurch ist die Bahn frei: er herrscht, er täuscht Hotelbesitzer und Publikum, den Überwachungsdienst vom Saaldiener bis zum Oberinspektor. Bei der Bank würde er am liebsten auf Parole d'honneur spielen. Da dies aber nun einmal unmöglich ist, werden für sein standesgemäßes Fortkommen als Chevalier, als Graf, Marquis, als ein Magnat dieser Erde — was tut es — wohl Hotelbesitzer und Publikum weiter sorgen müssen.

* * *

26.

Charlatane.

Solange die Menschen von der Spielsucht beherrscht sind, wird es Leute geben, die sich eifrig bemühen, diese Leidenschaft auszunutzen.

Ein sehr beliebtes Mittel hierzu bot stets die Anpreisung von „Systemen“, welche totsichere Gewinne den zahllosen Spielern versprechen, die an dem Glauben an unfehlbare Gewinnmethoden kranken. Zwar erleben solche Gläubigen beim Ausprobieren aller möglichen Systeme unausgesetzt schwere Enttäuschungen: sie geraten vom Regen in die Traufe, wie der Fisch aus der Bratpfanne ins Feuer, ihr Glaube aber gerät nicht ins Wanken. Nach ihrer Meinung sind ja ganz andere Probleme in dieser Welt gelöst worden als das der Überwindung des Zufalls an den Spieltischen von Monte Carlo. Sie haben die dunkle Empfindung, daß das Problem bereits gelöst sei und der Schlüssel dazu unbeachtet unter anderen wertlosen Systemen irgendwo lagere, daß sie nur an richtiger Stelle das Richtige zu erwischen brauchen. So wird probiert und immer wieder probiert, heute diese, morgen jene Methode; mit Gold werden Systeme aufgewogen, wenn es dem Charlatan gelingt, in den Kauflustigen den Glauben zu erwecken, nach allen vergeblichen Versuchen nun endlich an das ersehnte Ziel zu gelangen. Gerade nach einem solchen neuen System ist das Bedürfnis stark. Wer sich nicht scheut, kühn und verwegen in verführerischen Tönen zu unsinnig hohen Preisen sein Mittel zur Sprengung der Bank auszubieten, hat ganz gewiß einen gewaltigen Vorsprung vor den Nebenbuhlern, die mit bescheidenen Preisen auf Massenumsatz ausgehen. Denn auf ein „Sprengmittel zu hohen Preisen“ fallen alle hinein, die Unerfahrenen

und Leichtgläubigen, die wahllos alles Angepriesene kaufen, die Überklugen, die glauben, daß Gutes nur mit vielem Geld zu erlangen, die Zweifler, die sich sonst zaudernd, unschlüssig, mißtrauisch gegen alle Anpreisungen verhalten. Hinterher fallen sie oft aus allen Himmeln, wenn sie entdecken, daß sie mit vielen Hunderten von Franks eine Methode bezahlt haben, in der sie dann eine alte Bekanntschaft erneuern, einen Schmarren, der die paar Pfifferlinge nicht wert ist, die sie dafür einst schon gegeben haben.

Es handelt sich aber nicht immer um Leute, die wissentlich wertlose Systeme anpreisen; häufig sind es Spieler, die sich einbilden, ihr Vermögen am grünen Tisch nur deshalb verloren zu haben, weil ihr System einen Fehler in sich barg, den sie zu ihrem Unglück zu spät entdeckten. Sie merzen diesen Fehler aus und haben sich nun, fern von den grünen Tischen, in Tausenden von Sitzungen beim Spiel mit grünen Erbsen von der Unfehlbarkeit des verbesserten Sprengmittels überzeugt. Zwar haperte es auch dieses Mal, aber dann setzten auch wieder wahre Glanzperioden ein, die ihre Selbsttäuschung im Glauben an die Lösung des Problems über alle Zweifel erhoben. So denken sie, mit gutem Gewissen jetzt ihre Methode als sicheren Weg zum Reichtum allen empfehlen zu können.

So braucht es niemand zu wundern, wenn immer wieder Leute auftauchen, die das Interesse der Öffentlichkeit durch die Behauptung erregen, ein neues unfehlbares System entdeckt zu haben. Einer, dem es gelungen war, durch geschickt in die Öffentlichkeit gebrachte Mitteilungen über sein neu entdecktes Gewinnsystem das Interesse der Welt auf sich zu lenken, war Lord Roßlin, der sich vordem schon durch seine famosen Ehescheidungsprozesse einen Namen gemacht hatte. Den Beweis für die Unanfechtbarkeit seines Systems bot Lord Roßlin im

Jahre 1908 dem Ingenieur Sir Hiram S. Maxim an, der vier Jahre früher mit einer Schrift hervorgetreten war, worin er sich gegen die Möglichkeit der Auffindung eines Gewinnsystems sehr nachdrücklich ausgesprochen hatte. Sir Maxim nahm das Anerbieten an. Lord Roßlin setzte, während Sir Maxim die Rolle des Bankhalters spielte; Lord Roßlin sollte 5000 Coups machen dürfen; er verfügte über ein Betriebskapital von 200 000 Franks. Der alte Lord spielte gleich beim Beginn des Spiels mit geradezu phänomenalem Pech; nach dem 2081. Coup war er sein Geld, seine Gläubigen und seinen Glauben an sein System los.

Nicht besser erging es einem Herrn Fritz, der im Jahre 1911 in Castans Panoptikum in Berlin die gleiche Behauptung in aller Öffentlichkeit verfechten wollte. Mit Hilfe seines Systems sollten mit einem Betriebskapital von fünfzigtausend Franks binnen fünfzehn Tagen hunderttausend Franks totsicher zu gewinnen sein. An den ersten Tagen spielte Herr Fritz in der Tat mit einem so wunderbaren Erfolg, daß selbst die ärgsten Zweifler an die Überwindung der Unbeständigkeit des Glücks zu glauben begannen. Ein gewaltiger Umschlag erschütterte dann aber allen Glauben und alle Hoffnungen. 81 000 Franks hatte Herr Fritz bereits gewonnen, als er das Pech hatte, an einem einzigen Tage 68 000 Franks hopps gehen zu sehen. Von diesem Unglückstage an ging es schnell bergab; sein Auftreten in der Öffentlichkeit endete mit einem kläglichen Zusammenbruch.

Nun, Lord Roßlin wie Herr Fritz konnten den Spielverlust leicht verschmerzen, denn so vorsichtig waren sie doch, den Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen nicht mit barem Gelde, sondern nur mit blinkenden Spielmarken zu führen. Aber die Zahl der Illusionisten ist verschwindend klein gegenüber den

Scharen von Charlatanen, die wissentlich und vorsätzlich die Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit ausbeuten, um sich eine Einnahme zu verschaffen. Diese Klasse von Leuten setzt sich meistens aus existenzlosen Leuten und Spielern zusammen, die an den grünen Tischen Schiffbruch erlitten oder völlig mittellos die Hand auf fremdes Eigentum legten und deshalb aus den Spielsälen verbannt wurden. Nachdem sich ihnen die Pforten geschlossen, vermitteln solche Leute wucherische Geldgeschäfte, werden Kleiderhändler oder — zeigen in den Zeitungen Systeme an und geben Spiel-Unterricht.

Die Nachfrage nach den Erzeugnissen dieser Leute ist nicht klein, aber auch die Zahl der Charlatane ist erheblich. So entwickelt sich ein Ringen — merkwürdig durch die Mittel, mit denen ein Mitbewerber den andern aus dem Felde zu schlagen und sein eigenes Geisteserzeugnis den Kunden schmackhaft zu machen sucht, merkwürdig durch die Art der Anpreisungen in den Tageszeitungen und in den von den Charlatanen herausgegebenen Blättern, merkwürdig durch den Schwung, womit die Systeme auf den Titelblättern zum Ankauf empfohlen werden, und durch die Wirksamkeit, die die Spezialisten dieses Industriezweiges in den Spielsälen entfalten.

Eine große Rolle bei den Anpreisungen spielt der Titel „Professor", weil diese Bezeichnung in Deutschland und vielen andern Staaten einen akademisch gebildeten Mann kennzeichnet, der Vertrauen verdient und demnach Eindruck bei allen macht, die nicht wissen, daß der Titel „Professor" in der Bedeutung eines Unterrichtenden in französisch sprechenden Landen von jedem Schuhputzer geführt werden darf. Ein solcher Professor teilt in den gelesensten Tageszeitungen der Riviera mit, daß er gegen ein Honorar, dessen Höhe der Vereinbarung vorbehalten bleibt, in die Geheimnisse der Roulette und des Trente-

et-quarante einführe und persönlich in seinem Bureau auf der Turbie oder sonstwo zu sprechen, daß er der gefürchtete Inhaber der Zeitschrift „L'Agonie de Monte Carlo“ sei und eine Zweigstelle seines Unternehmens in Nizza unterhalte. Mr. Devrieux, professeur de mathématique, macht bekannt, seine Theorie liefere auf mathematischer Grundlage den wissenschaftlichen Beweis der Möglichkeit, die Bank zu sprengen, und so in kurzer Zeit viele Millionen zu verdienen. Für das Sprengmittel verlangt der Banksprenger 1000 Franks, wohlverstanden im voraus, während das ersprengte Material erst nach der Katastrophe geteilt zu werden braucht. Sein erfinderischer Kollege, ebenfalls ein Professor, sucht auf demselben Wege einen Teilhaber zu einem System, dessen Ausbeutung einen täglichen Gewinn von 5000 Franks sichert. Er macht aber zur Bedingung, daß die Operationen — natürlich mit dem Gelde des Partners — von ihm geleitet werden, da er aus begreiflichen Gründen den Kern seiner Methode nicht preisgeben könne.

Ein anderer sucht für sein in zwanzigjähriger Tätigkeit erprobtes bombensicheres System einen Vertrauensmann, mit dem er gemeinsam, mit Beteiligung am Gewinn, goldene Schätze heben kann. Daß unter dieser Gesellschaft der Excroupier nicht fehlt, kann nicht wundernehmen. Seine Produkte finden natürlich reißenden Absatz, da der Hinweis auf den Verfasser als ehemaligen Croupier an den Spieltischen Monte Carlos genügt, alle Bedenken gegen die Güte des angepriesenen Systems zu zerstreuen. Wenn „er“ es nicht weiß, wer soll es dann wissen!

Sucht ein Wißbegieriger die Ursache des Verkaufs oder des Wunsches nach einem Teilhaber zu ergründen, so hört er, daß der Erfinder des Systems nur deshalb die Bank nicht selbst sprengen könne, weil ihm der Zutritt zum Kasino verweigert werde, und daß er deshalb — die Bank durch andere sprengen

lassen müsse. Schlagfertig antworten wieder andere auf die Frage, warum sie nicht selbst ihr System ausnutzen, mit dem sie angeblich so horrende Gewinne erzielen können, daß ihnen ihre Kompagnons mit Hunderttausenden durchgebrannt seien, daß sie jährlich durchschnittlich 25 000 Franks gewönnen, diese Einnahmen aber zur Bestreitung des Haushalts ihrer zahlreichen Familie brauchten. Sucht ein neugieriger Reflektant gar die Unterlage des angebotenen Systems zu erfahren, weil es doch merkwürdig sei, daß dieses eine größere Anzahl von Gewinncoups als die der Bank troß deren Zéro, Refait und Sondervorteile ergäbe, so legt der Biedermann bedeutungsvoll die Finger auf die Lippen und lispelt leise: „Das ist mein kleines Geheimnis.“ Erklärt trotzdem ein Sicherheitskommissar, daß er kein Spekulant sei und deshalb Beweise für die Güte des Systems haben müsse, dann fährt er hoch und ruft entrüstet, daß er sich sein System nicht um Millionen entreißen lasse, aber jederzeit bereit sei, sich jeder Probe von beliebiger Dauer und auf Grund von Nummern, die an den Spieltischen notiert sind, zu unterwerfen.

Natürlich hat diese ganze Gesellschaft — dabei nichts zu riskieren, denn sie ist nur solange sichtbar, als es etwas zu verdienen oder zu teilen gibt. Solange aber predigt der Herr Professor als erstes Erfordernis zum Erfolg unbedingtes Vertrauen zu seinem System, ausreichende Betriebsmittel und „Kaltblütigkeit“. Treu dieser Lehre spielt er mit dem Gelde seines Teilhabers mit bewundernswertem Gleichmut: er wirft das Gold auf das Tableau wie kleine Kieselsteine ins Meer. Voilà comme il faut avoir de sang-froid! Erst kürzlich klagte mir ein Brabanter Agrarier, daß er als Kompagnon in die Netze eines solchen Professors geraten sei. Der gute Mann schnitt am ersten Tage wirklich in drei Sitzungen mit Gewinnen von 1200, 900

und 500 Franks ab, die redlich geteilt wurden. Als am nächsten Tage aber 3000 und 5000 Franks verloren wurden, ging der Herr „Professor“ mal hinaus, um sich nicht wieder sehen zu lassen. Sein Gesuch aber in den Tagesblättern nach einem Vertrauensmann für sein System lief weiter und immer weiter und legte Zeugnis dafür ab, daß „er“ mit dem Systeme, ganz richtig ausgedrückt, in zwanzigjähriger Tätigkeit immer bombensicher gewonnen, seine Vertrauensmänner aber ebenso totsicher immer verloren haben.

Neu ist, daß in den letzten Jahren versucht wird, auch nach dem Vorbilde des spanischen Schatzgräbers zu arbeiten. Den Namen eines solchen spanischen Schatzgräbers verdanke ich einem reichen Industriellen aus Westfalen, der den Schatz heben sollte. Das Schreiben, das ihm einige Tage nach seiner Ankunft in dem benachbarten Beaulieu in dieser Angelegenheit aus Nizza zuging, ist zu originell, als daß ich es dem Leser vorenthalten möchte. Es lautete: „Sehr geehrter Herr! Das Glück, wonach ich meine Lebtage gesucht, habe ich in diesen Tagen gefunden. Leider zu spät! zu spät! Meine Uhr ist abgelaufen! Ich kann den Schatz nicht mehr heben, weil ich auf dem Sterbelager liege. Ich will Ihnen meine Enthüllungen verkaufen und Ihnen alle Einzelheiten, deren Sie bedürfen, übergeben!

Denken Sie: nach jahrelangen Berechnungen, die sich über die Nächte ausdehnten und meine Gesundheit untergruben, ist es mir beschieden gewesen, das Mittel zu finden, spielend leicht den flimmernden Glanz dem goldenen Hause in meiner Heimat Monaco zu entreißen, das allen unbesieglich schien. Ich habe den Schlüssel zu dem Problem gefunden, nach dessen Lösung Tausend und Abertausende erfolglos gesucht, an dessen Lösung die bedeutendsten Gelehrten vergeblich Tag und Nacht gearbeitet, sich ihr Hirn zermartert haben und dem Irrsinn verfallen sind.

Ich will Ihnen mein System verkaufen — coulant, sehr coulant! Gehen Sie nach dessen Erwerb zur Bank und werden Sie glücklich mit dem Reichtum, der Ihnen dort zufallen wird! Sie müssen aber mit dem nächsten Zuge abfahren, um mich noch lebend anzutreffen. Eilen Sie! Eilen Sie! Das Fieber steigt!“

In dem folgenden Jahr fiel mir ein Brief aus derselben Feder in die Finger. Der „arme“ Mann lag noch immer in der Agonie, und noch immer stieg das Fieber!

Ein einträgliches Geschäft machen die vielen, die ihren Geschäftsbetrieb in die Spielsäle verlegen.

„Besetzen Sie“, wird plötzlich einem Spieler zugeflüstert, „das Karree 32—36 und dazu die Transversale. Sie werden bestimmt gewinnen! Sehen Sie, daß Sie 240 Franks gewonnen hätten, wenn Sie nach meinem Rat zwei Louis gesetzt hätten. Ich habe ein brillantes System! Wollen Sie mit mir halbpart machen?“ „Aber, mein Herr,“ flüstert ein anderer einem Spieler ins Ohr, „Sie müssen ja verlieren! Wenn Sie fünf Louis ausgeben wollen, will ich Sie aus meinem System profitieren lassen, das ich hoch bezahlte. Sie können darauf rechnen, daß Sie mit meinem System täglich Unsummen verdienen!“

„Das brauchen Sie nicht etwa zu glauben,“ flüstert ein Dritter seinem Nachbar zu, „daß hier ohne eine erprobte Methode etwas zu gewinnen ist. Ich spiele seit Jahren mit nie versagendem Erfolge nach der Methode von Alphonse Matin; sie ist zwar teuer, aber die Ausgabe macht sich tausendfach bezahlt!“ Alphonse Matin ist natürlich der Lobredner selbst, der auf diesem Wege Käufer für sein System sucht.

Hier werden auch in einzelnen Exemplaren, in Wochenschriften wie in ganzen Jahrgängen von den in Nizza und seiner Umgebung üppig blühenden Verlagsgeschäften sogenannte Permanenzen-Nummern, die an den grünen Tischen geworfen

und notiert sein sollen, zu hohen Preisen ausgeboten. Sie sollen uns im voraus darüber aufklären, ob die Methode, die wir spielen wollen, Chance hat. Von dem Ankauf dieser Permanenzen ist schon deshalb abzuraten, weil fast alle, wie nachgewiesen ist, auf Fälschung beruhen. Das Geld dafür ist weggeworfen. Alphonse de Bourges Rezept, durch das er Millionär geworden sein will, hat wenigstens den Vorteil, daß zu dessen Vorprüfung kostspielige Permanenzen nicht erforderlich sind. Der geniale Alphonse will durch das Mittel der Konzentration seiner Gedanken Millionär geworden sein und allen das Geheimnis seines Rezepts gegen Zahlung von nur einer Mark enthüllen, die gleich ihm diese Fähigkeit erreichen wollen. Ich will denen meiner Leser, die begierig sind, das Rezept kennen zu lernen, es gern verraten. Um die Fähigkeit zu erreichen, die Kugel in das Loch seiner Wahl rollen zu sehen, ist nur erforderlich, daß der Spieler all sein Sehnen, Wünschen, Denken und Hoffen zu dem festen, unerschütterlichen Bewußtsein macht, daß seine Nummer und keine andere geworfen wird. Solch konzentrisches Denken in der Richtung eines Wunsches erzeugt eine Willensenergie, stark genug, den Lauf der Kugel dem Zwecke des Spielers dienstbar zu machen. Schwache Konstitutionen werden die Fähigkeit zum konzentrischen Denken durch Einatmen von Seeluft erreichen, die sie bis zu 30 Sekunden in der Lunge festhalten und dann erst langsam ausatmen müssen. Ferner müßte der Spieler lernen, seinen Geist an einen bestimmten Gegenstand eng zu fesseln; es sei weiter aber auch seine Aufgabe, vor dem Beginn des Experiments einen Tisch zu erspähen, an dem Personen fehlen, die eine seiner Willensenergie ähnliche oder gleiche Kraft ausstrahlen und so die Wirkung seiner Absicht aufheben. Setzt sich der Spieler so, mit Seeluft und Willensenergie ausgerüstet, an den Spieltisch,

dann weiß er im voraus, daß er gewinnen muß, was denn auch meistens — nicht geschieht!

Nur eine ganz bescheidene Auslese unter den Titeln der in Tausenden von Exemplaren in allen Geschäften und Kiosken längs der Küste ausliegenden „Anweisungen zum sichern Gewinn" soll hier folgen, damit sich der Leser selbst ein Urteil über das Geistesleben des Spielers und die Werkstätte des Systemhandels bilden kann.

Wenn aber diesem oder jenem meiner Leser mal solche Enthüllungen angeboten werden sollten, vielleicht erinnert sich dann der eine oder andere an das Buch, das nach der famosen Erzählung von Voltaire, Micromégas der Menschheit hinterließ und das Rätsel des menschlichen Lebens enthüllen sollte. Mit allen Zeremonien der Akademie der Wissenschaften überbracht und in Gegenwart der Mitglieder feierlichst erschlossen, wies es nichts als leere Blätter auf. „Ach," sagte einer der Weisen, „das habe ich mir wohl gedacht!"

„La clef du coffre-fort du Palais de la Roulette."

Le sécret du Cylindre de la Roulette. Plus de sauts! Bénéfice tous les jours par la méthode ci-inclus.

Science et Patience.

Ci-inclus deux méthodes choisies. Capital 80 Unités pour triompher à la Roulette.

La Roulette, est-elle un jeu de hasard?
Non!

pour jouer 3 masses égales sur la douzaine. Instruction très utile par un ex-croupier.

Supprimer le jeu immoral par la ruine du Casino.
Methode pour les douzaines Capital 500 frcs. doublé tous les jours, soit par mois 3200 frcs.

Système Fin de siècle.
1000 francs par jour au minimum à la Roulette.

---

100 Franks täglich mit einem Spielkapital von 500 Franks zu gewinnen.

---

200 Franks täglich auf die Dutzende mit einem Spielkapital von 50 Franks zu gewinnen.

Jeu de Rentier
permettant avec un capital de 100 frcs. (à la mise de 100 frcs.) de gagner 100 frcs. de Rentes par jour.

Système infaillible
Gain certain
100 frcs. par heure à la Roulette
400 „ „ „ au Trente-et-quarante.

Wer mit meinem System nicht täglich 300 Franks gewinnt, zahle ich die dafür bezahlten 20 Franks zurück.

La Fortune.
(Mise à la portée de tous)
L'Art de se faire 1500 frcs. de Rente par mois avec un capital de 1000 frcs.

Problème résolu et unédit sur les douzaines . . .

Moyen unique d'augmenter la nombre de séries. Facile et sans danger de perdre. Mise à jeu pour chaque séance, 20 unités-gain, 20 unités sans aucune progression.

L'art de se faire à Monte Carlo 50 000 frcs. de Rente par mois avec un capital de 1000 frcs. et proportionellement.

Deux méthodes diamétralement opposées. Science ou hasard: Von einem Professor der Mathematik.
(Integral-Rechn., Logarithmen und Differential-Kalk. werden herangezogen, daß beim Studieren des Ziffernwaldes der Halbverrückte ganz verrückt wird.)

Das beste und sicherste System, täglich einen bedeutenden Betrag ohne Risiko zu gewinnen. Zu spielen entweder auf dem ersten, zweiten oder dritten Dutzend. Nötiges Kapital 1320 Franks oder 2320 Franks.
5 Jahre lang erprobt.
Kalkulation glänzend aufgebaut und durch 28 000 Nummern — im Kasino notiert — untrüglich. Kapital erst dann verloren, wenn das Dutzend, auf dem man spielt, 64 oder 96 mal nicht herausgekommen ist.

Franks 4095. Gewinn-Chance gegen eine Verlust-Chance. Das beste und sicherste System, täglich 400—800 Franks zu gewinnen. Zu spielen entweder auf Rot oder Schwarz, Ungerade oder Gerade, Manque oder Passe. Nötiges Kapital 1000 bis 2000 Franks, Kalkulation glänzend aufgebaut.

über den Forderungen der Presse allmählich andere Saiten aufzuziehen, der unter dem Deckmantel „Subvention" beträchtliche Summen für ihre wohlwollende Haltung zugeflossen waren. In Wahrung dieses Vorsatzes drückte die Bank den früher mit zwei Millionen ausgestatteten Posten für Schweigegelder allmählich auf anderthalb und dann auf eine und eine Viertel Million Franks herab.

Einst fielen von den zwei Millionen Franks drei Vierteile an die Presse, während der Rest jener Sorte von Erpressern zufiel, die die Bank durch Flugschriften, Pamphlete und bildliche Darstellungen anfeindeten, welche die Folgen des Spieles in den wildesten Farben ausmalten. Fast die gesamten an die Presse gezahlten Gelder flossen in die Kassen französischer Zeitungen, weil von deren Haltung wegen ihres Einflusses auf das Parlament und die Regierungskreise das Wohl und Wehe des Fürstentums abhängen sollte. An der Spitze der bezahlten Blätter stand eine der bedeutendsten, auf die Wiederherstellung des Kaiserreichs abgestimmten Pariser Zeitungen, die für einen kurzen Wetterbericht „Température prise sur les terrasses de Monte Carlo à dix heures 18 degrés, à midi 24 degrés. Temps ensoleillé, ravissant, splendide, superbe, merveilleux, doux" und einige Sportnachrichten während der Hochsaison nicht weniger als sechzigtausend Franks jährlich erhielt. Erhebliche Beträge: 10 000—30 000 Franks fielen anderen maßgebenden französischen Blättern zu; formell erhielten sie die Beträge als Entgelt für ihre Berichte über sportliche Vorgänge in Monte Carlo, in Wahrheit aber als Spende für die Beobachtung einer wohlwollenden Haltung gegenüber dem Spielbetriebe.

Mit kleineren Opfern, die indessen im ganzen alljährlich ein erhebliches Kapital verschlangen, brachte man die feindliche Bewegung der Blätter zum Stillstand, die nur gegründet

wurden, um Zahlungen zu erpressen. Wie Unkraut wucherten solche Gründungen eine Zeit lang aus dem Boden; sie konnten ja mit dem denkbar bescheidensten Kapital ins Leben gerufen werden und brauchten nur in wenigen Abdrücken und in längeren Zwischenräumen zu erscheinen. Im umgekehrten Verhältnis zu der Auflage stand meistens die Sprache, die diese Blätter führten. In flammenden Worten verkündeten sie, daß der Kreuzzug ihres Blattes einer heiligen Sache gelte, daß sie den Kampf gegen die grünen Tische des Miniatur-Fürsten so lange nicht einzustellen gelobten, als ihr Ceterum censeo nicht erfüllt sei, daß, je länger dieser Kreuzzug dauere, desto größer die Schande sei für die ganze gebildete Welt und namentlich für diejenigen, die für das fluchwürdige Treiben verantwortlich seien. Mit solchen Posaunenstößen ging es so lange weiter, bis das Blatt in die Reihe der unterstützten Blätter aufgenommen wurde und sich aus einem Saulus ein Paulus entwickeln konnte, der mit dem gleichen Mannesmut der Überzeugung nun mächtig in die Saiten seiner Harfe griff, um ein Loblied anzustimmen auf das herrliche Klima und die entzückenden Märchengärten an den Ufern der Riviera. —

Auf einen einmaligen kräftigen Aderlaß hatten es meistens die edlen Menschenfreunde abgesehen, die als Verfasser eines Buches ihr Ziel zu erreichen suchten. Es waren Schandschriften, die schon durch die Wahl der Titel: „Die Pestbeule Europas" oder: „Les crimes et l'histoire des suicides (Selbstmorde) de Monaco" ihre Absichten erkennen ließen. Sie sandten nicht etwa das fertige Buch an die Leitung der Bank, sondern das Manuskript mit der kurzen Mitteilung, daß sie, eben im Begriff, ihre Arbeit in Druck zu geben, sich im letzten Augenblick entschlossen hätten, davon abzusehen, falls man geneigt sein sollte, den Verfasser für den entgehenden Gewinn zu entschädigen,

der ihm aus dem sicheren Absatz einer Auflage von zehntausend Exemplaren zufallen müßte. Viele ließen auch unter Übersendung des Manuskripts die Bank auf die ihr drohende Gefahr durch einen Freund und Geschäftsteilhaber aufmerksam machen und diesen als wohlwollenden Vermittler wirken.

Andere Wege wandelte das Konsortium, das vor einigen Jahren einen Erpressungsversuch im größten Stile gegen die Bank unternahm. Keinem, der damals Nizza aufsuchte, konnten die Kolossalbilder entgehen, welche die Wandflächen an einem der belebtesten Punkte der Stadt bedeckten. Wessen Blick beim Verlassen des Hauptbahnhofes auf den hohen Zaun gegenüber fiel, an dessen Stelle sich jetzt das Hôtel Cécile erhebt, hatte die Bilder in vier Szenen vor sich: der Bank Ankläger und Missetaten. Der Reihe nach fiel der Blick auf das in duftendem Grün schimmernde Kasino mit den herausströmenden Spielern; auf die feenhaften Gärten, an deren Palmen die Opfer des Spiels mit verzerrtem Gesichtsausdruck hingen; auf verzweifelte Mütter und Kinder; auf den Herrscher und die Herrscherin des Spielreiches, mit Roulette gekrönt, auf dem Throne in ihrem Palaste in dem Augenblick, wo der Präsident des fürstlichen Spielunternehmens sich ehrfurchtsvoll nähert, um Stapel von Banknoten und Geldrollen zu den Füßen des Fürstenpaares niederzulegen. Für die Entfernung der Bilder wurde eine Million Franks verlangt. Es sollen auch zwischen der Bank und dem Konsortium in dieser Richtung Verhandlungen geschwebt haben, diese aber an der Höhe der Forderung gescheitert sein. Als das Konsortium sah, daß die Bank immer zäher wurde und schließlich zu nichts mehr zu haben war, teilte es der Bank ironisch mit, daß es ihr Bilder und Pachtstelle mit der Bedingung überlassen wolle, wenn sie die Pacht weiter zahle. Endlich verschwanden die Bilder, da das Erpresserkonsortium nicht mehr

die Beträge zur Zahlung der erheblichen Pacht für den Zaun auftreiben konnte.

Weitere Beispiele von Erpressungsversuchen aller Art gegen die Bank, den Fürsten und die Mitglieder der Blancschen Familie könnten leicht in großer Zahl aufgeführt werden.

Heute blüht der Weizen dieser Vampire nicht mehr. Die Verhältnisse haben sich geändert: das Urteil über das goldene Haus am Mittelmeer ist milder geworden, seine Anziehungskraft gestiegen, die Reise nach Monte Carlo in die Lebensgewohnheit der vornehmen und reichen Klassen aller Länder übergegangen. Wer früher in Monte Carlo sich niederließ, war verpönt. Heute wird er eher beneidet.

Unter diesen Umständen ist die Bank ruhiger, gleichgiltiger gegen alle öffentlichen Anfeindungen, gegen alle Flugschriften, Pamphlete und Verunglimpfungen in bildlichen Darstellungen geworden. Heute würde es Herrn de Villemessant, dem Besitzer des Figaro, wohl vergehen, wie zu den Zeiten François Blancs mit seinem Spazierstock auf den Schreibtisch des Direktors zu schlagen und zu drohen, alles in Grund und Boden zu hauen, da doch die Spielbank nur dank dem Eintreten seines Blattes für sie in die Höhe gekommen wäre. Herr Blanc würde ihm heute ins Gesicht lachen und darauf hinweisen, daß genug Blätter vorhanden sind, die ohne zu starke Reptilienfütterung die Interessen der Bank vertreten.

Offenbaren Erpressern gegenüber übt die Bank heute Zurückhaltung bis zum Hinauswurf. Nur noch als Bundesgenossin wird die Presse gepflegt, in deren Spalten sich ein bemerkenswerter Stimmungswechsel hinsichtlich des Spiels und des Aufenthalts in Monte Carlo vollzogen hat. Die Bank ist gegnerischen Artikeln gegenüber immun geworden. Mit Hilfe eines Stabes gewandter Korrespondenten, durch deren Federn alle

nennenswerten Blätter des In- und Auslandes regelmäßig mit Artikeln versehen werden, sorgt die Bank dafür, daß das Interesse für das Eldorado der Spieler und das Paradies der Lebewelt wachgehalten wird. Das Wohlwollen von Blättern, die grundsätzlich geschäftliche Reklamen ablehnen, sichert sich die Bank durch Zuwendung von Sportberichten, die sie sehr anständig bezahlt.

Alle diese Leiden scheint das junge Spielunternehmen in Mentone noch vor sich zu haben. Heißt es doch in dessen letztem Generalversammlungsbericht vom 29. Dezember 1911, der einen interessanten Einblick in diese Verhältnisse gewährt: „Gewisse Verträge mit Zeitungen sind nicht erneuert worden, um die gewaltigen Kosten für die Presse zu vermeiden; daß man aber die bankfeindliche Wirkung dieser Maßnahme besonders in der Angriffsstellung eines Journals in Mentone hätte spüren können. Es solle dieser Verlauf der Sache nicht abhalten, auch im Auslande die Ausgaben für die Presse zu beschneiden."

* * *

28.

Abschub in die Heimat.

Die Illusion, das sinkende Schiff wieder flott machen zu können, verführt den Spieler allzu leicht, mit dem letzten Gelde sein Heil zu versuchen. Ohne eine Mark, eine Krone, einen Lire, einen Schilling, einen Gulden, eine Peseta in der Tasche, steht der Spieler dann oft nach dem letzten vergeblichen Versuch am einsamen Wege in der Fremde. Wenn kein Freund, keine mitfühlende Seele auf Gottes weiter Flur zu entdecken ist, so sucht der aller Mittel Entblößte jenen Biedermann in

seinem Bureau oder vor den Pforten des Kasinos auf, der in solchen Nöten sich gern als Helfer aufspielt, wenn die sorgsam eingeholten Auskünfte über den Geldbedürftigen so lauten, daß das Darlehn ohne Risiko gegeben werden kann.

Dann aber streckt er die geforderte Summe auch wohlwollend, fast ehrerbietig vor, freilich nur gegen hohe Zinsen, denn er will von den goldenen Früchten mitzehren, die sein Darlehn doch im Spielsaale sicher tragen wird. Bringt doch schon nach des Spielers Aberglauben geborgtes Geld im Spiele Glück!

Wer aber von diesen vielprozentigen Ehrenmännern kein Darlehn gegen seine Unterschrift zu erwarten hat, was bleibt ihm anders übrig, als die mit Brillanten geschmückten Colliers, die Diademe, Sterne, Pfeile, Ohrgehänge, goldenen Taschen, Ringe, Nadeln ins Leihhaus wandern zu lassen oder Händlern zum Kauf anzubieten. Und der Händler kauft nicht nur, er verkauft auch. Seine Auswahl in Pretiosen ist so groß, daß er jeden Geschmack befriedigen kann. Aber er ist ein Geschäftsmann, der mit allen Hunden gehetzt, mit allen Salben eingerieben, dreimal durchgekocht und dreimal durchgesiebt ist. In seinen Gesten liegt etwas, das verschönt, das hinreißt, wenn er verkauft — das verkleinert, herabsetzt, entwertet, wenn er kauft. Wer glaubt, aus den Verlegenheitsverkäufen der Spieler beim Händler billig Schmucksachen erwerben zu können, täuscht sich meistens, denn dieser Mann kennt den Handelswert jeder Perle und jedes Brillanten aus dem FF und will oft aus dem Privatmann mehr als der Inhaber eines Ladens herausschlagen, der seine Kostbarkeiten in den Schaufenstern anpreist. Will man ihm aber etwas verkaufen, ja dann freilich ändert sich das Bild, dann darf man nicht zu viel verlangen, denn er ist ein armes Luder, das mühselig sein Brot sucht und bei seinem Tode seinen Erben absolut nichts weiter als — eine Million Franks

in bar, ein schuldenfreies Palais und ein Geschäft hinterläßt, das — mühsam seinen Mann ernährt. In zwei Punkten sehen sich Händler und Halsabschneider verteufelt ähnlich — ähnlich wie ein Ei dem andern. Sie ruinieren beide, um zu retten — sie spielen beide nicht, um andere verlieren zu lassen. —

Wer nun keine mit Brillanten geschmückte Colliers, keine Diademe, Steine, Pfeile, Ohrgehänge, goldene Taschen, Ringe, Nadeln und Perlenschnüre zu versetzen, zu verkaufen oder gar schon die Pfandscheine darauf veräußert hat, wer, auf eine Palme gestiegen, auf der Erde nichts mehr zu suchen hat, wer selbst mit dem Leierkasten sich den Weg in seine Heimat nicht bahnen kann und sich nicht mal totschießen will — ja, was tut der?!

Wehmütig, mit melancholischem Blick klopft er leise an eine Tür des maurischen Spielsaals, die alle aufsuchen müssen, die von der christlichen Nächstenliebe der Bank etwas Geld zur Heimreise erbitten wollen, wenn sie ihre Schätze bis auf das letzte Fünffrankstück an den grünen Tischen verspielt und nun nicht ein und aus wissen. Eine peinliche Lage, als Schnorrer hier zu erscheinen, peinlich besonders für Damen, für Ehepaare!

Nun, die christliche Nächstenliebe der Bank versagt nicht — aber sie versagt nur deshalb nicht, weil man helfen muß, denn was sollte aus dem Fürstentum werden, wenn alle diese Proleten, zu einer Armee angeschwollen, die kleine Schutzwehr des Landes, die Polizisten, Gendarmen und Spritzenleute eines Tages bedrohen würden. Man muß mal in den sauren Apfel beißen, um eben solche Kalamität zu vermeiden. Man gibt sogar bereitwillig, ohne Zögern allen, die als Spieler durch ihre Verluste längst „angenehm" aufgefallen waren. Desto kleinlicher werden dafür Herz und Nieren aller anderen Bittsteller

geprüft, damit nicht etwa ein Unwürdiger den sauer erworbenen Spielgewinn der armen Aktionäre verkürze. Ein wahres Inquisitorium wird für dringend nötig gehalten, wie groß auch die Demütigung aller sein mag, die qualvoll die Schranke des maurischen Saales überschreiten. Ein Protokoll wird aufgenommen; man verlangt die Eintrittskarte zurück und will genau wissen, wieviel der Sünder oder die schöne Sünderin verloren, ob sie an der Roulette oder am Trente-et-quarante gespielt haben. Sie werden im Spielsaale von Tisch zu Tisch geführt und den Croupiers und Chefs de table wie Diebe gezeigt, die auf frischer Tat ertappt sind. Sie müssen genau Tische und Plätze bezeichnen, wo sie verloren haben wollen. Aber die Beamten an diesen Tischen kennen die Opfer oft aus dem natürlichen Grunde nicht wieder, weil die Croupiers bald an diesem, bald an jenem Tische tätig sind. Die Via Crucis wird fortgesetzt; aber nirgends werden die Angaben des Bittstellers völlig einwandsfrei bestätigt. Doch endlich, wenn er Glück hat, wird dem Inquisitor aus dem Verhalten dieses oder jenes Croupiers erkennbar, daß der Mann nicht einen Verlust vorgeschützt hat, um sich eine billige Rückreise zu verschaffen. Vorsichtshalber werden über ihn noch in seinem Hotel Erkundigungen eingezogen, um sicher zu gehen, daß er nicht doch noch irgendwo Schätze verborgen hält. Ergibt sich schließlich, daß er wirklich nichts mehr hat, dann, na dann erhält er nach seinem Stande und Verlust meistens eine Fahrkarte 2. Klasse zur Rückreise und etwas Zehrgeld oder ein rundes Sümmchen — gegen Wechsel als Darlehn, das oft ein Almosen gegenüber dem erlittenen Spielverlust bedeutet. Voilà 150 Franks, pflegt der Beamte mit würdevoller Miene zu sagen, — prenez-les et si vous ne quittez pas la principauté vous serez expulsé demain.

Nach diesem Akte drückt die Bank nur noch die Sorge, ob der Darlehnsnehmer auch abreisen oder gar wagen werde, mit dem erhaltenen Gelde die Spieltische nochmals aufzusuchen. Um diese Rückkehr in jedem Falle zu verhindern, wird ihm entweder die Fahrkarte erst beim Besteigen des Zuges verabreicht oder er wird an allen Eingängen des Kasinos den Wachen vorgestellt, die nun schon verhindern werden, daß Bruder Leichtsinn die Schwelle zum Spielsaale nochmals überschreite.

Klein ist die Zahl der Ausgebeutelten nicht, die einen Viatique, wie man mit einem aus dem Argôt geschöpften Wort zu sagen pflegt, bei der Bank nachsuchen, trotzdem die auswärtigen Konsuln und Geistlichen oft eingreifen. Unser Konsul hat im Jahre 1912 allein nicht weniger als 61 Krankenschwestern von Nizza in die Heimat zurückbefördert! Und das Budget der Bank weist einen Ausgabeposten von jährlich 300 000 Franks für diese Fälle nach, ein Voranschlag, der regelmäßig überschritten wird, trotzdem Rückzahlungen von Darlehen, die grundsätzlich niemals eingefordert werden, nicht selten sind.

Wer mit solchem Darlehn im Schuldbuche der Bank steht, bleibt vom Besuche der Spieltische ausgeschlossen. Die Pforten öffnen sich aber wieder, sobald das Darlehn zurückgezahlt ist, ja, es wird sogar bei Vorzeigung der Quittung über die Rückzahlung des Viatique bei erneutem Bedürfnis sofort bereitwilligst ein neues Darlehn gewährt. Warum? — — Nun, die Antwort ist nicht schwer zu finden!

* * *

29.
Die Pensionäre der Bank.

Alltäglich wandelt er in den Spielsälen und in ihren Vorhallen ruhelos auf und nieder und sucht ermüdet in später Nachtstunde ein stilles, bescheidenes Ruheplätzchen, um die Augen ein wenig zu schließen und vielleicht vergessen zu können. Im Halbschlummer dämmert im fernen Nord ein Schloß auf, in dem die Vornehmsten des Landes sich versammeln, goldbetreßte Diener seinem Wink lauschen. Es ist sein Elternhaus. Als sich einst dessen Pforten für die Nachkommen schlossen, zog er mit reichen Schätzen hinaus in die weite Welt, in der zahllose Freunde ihm zujubelten, unter denen aber der getreue Eckart fehlte, der ihm im Strudel des Lebens den Weg an gefährlichen Riffen vorüber gewiesen hätte. Am lachenden, sonnigen Gestade lernte er das goldschimmernde Haus kennen, das ihn gewähren ließ — wie es ihm jetzt gewährt, hier alltäglich auf- und niederzuwandeln, den müden Kopf in die weichen Polster zu lehnen, zu träumen und — zu vergessen! Sanft legt sich die Hand eines goldbetreßten Dieners auf des Träumenden Schulter — es ist aber kein Diener aus dem Elternhause — es ist einer der goldbetreßten Diener des goldenen Hauses in Monte Carlo, der ihm fast demütig zuflüstert, daß die letzte Kugel eben ihren Lauf vollendet, daß es Zeit zur Ruhe, zur Heimkehr ist. Er erzittert überrascht, knöpft sein leichtes leinenfarbenes Jakettchen über den dünnen kurzen Höschen zu, setzt seinen Strohhut auf und trollt langsam mit der Masse aus dem Spielsaal hinaus, über die Marmorstufen des Palastes auf den freien Platz. Kein Überzieher schützt den hohen Siebziger vor der frischen Nachtbrise. Von den zwei Millionen, mit denen er einst hier einzog, ist ihm nichts geblieben. Hinübergerettet aus seiner glänzenden Vergangen-

heit in die Gegenwart, fast mehr wie eine ewige Anklage, hat er nur seine vornehme, ungebeugte Haltung, das imposante Cäsarenhaupt mit weißem Haar und vollem buschigen Schnurrbart, vielleicht auch das große schwarze Monokel, das, ein ständiger Begleiter, nachlässig über dem altersschwachen Jakettchen pendelt.

Der alte Lord ist Pensionär der Bank. In einem bescheidenen Stübchen des Fürstentums hat er sich eingemietet. Die Pension, die die Bank dem Gesunkenen zugestanden, ist zwar nicht groß, aber er ist glücklich, in der Nähe des goldenen Hauses leben zu dürfen und, wenn er auch nicht spielen darf, die Erlaubnis erwirkt zu haben, dessen Atmosphäre zu atmen, ohne die er bald wie eine Blume hinwelken würde.

Das Schicksal dieses alten Edelmannes steht in der Spielergeschichte Monte Carlos nicht vereinzelt da. Neben den zahllosen kleinen Vermögen hat die Bank viele fürstliche Vermögen zerstört, viele Familien einst reicher Aristokraten an den Bettelstab gebracht, vielen die Stütze ihrer alten Tage, ihrer Ruhe und das Glück der Familie geraubt.

Nur einen schwachen Lichtblick in dieser Spieltragödie gibt es! In ihrem Unglück hat schon der tote Blanc, wie zu seinem kärglichen Ruhme hier anerkannt werden soll, vielen Unglücklichen beigestanden, die, plötzlich verarmt, völlig verbraucht, körperlich gebrochen, zu keiner ernsten Arbeit fähig, niederbrachen. Er schuf einen Pensionsfonds, der noch heute besteht und einen Aufwand von 250 000 Franks alljährlich erfordert. Niemand erfährt die Namen der unglücklichen Pensionäre. Ängstlich verschließt die Bank die ruhmlose Liste allen Augen, die neugierig und unberufen einen Blick in die Kapitalverheerungen zu werfen trachten, die das Spiel in Monte Carlo anrichtet.

* * *

30.
Selbstmörder und Hasardspielgegner.

Im Fürstentum Monaco hat das herrliche Klima vielen das Leben verlängert, das Spiel manchem das Leben verkürzt.

Es gibt in Monaco einen Kirchhof der Namenlosen, eine Ruhestatt, auf der sich weder Grabhügel, noch Kreuze erheben, auf der keine Kränze niedergelegt werden. Ein Fleck grünen Rasens, der die bedeckt, die an den grünen Tischen Monte Carlos gestrandet sind.

Wie lange irrten sie in den Zaubergärten des Kasinos umher, ehe sie die letzte Folgerung aus den Enttäuschungen eines unbefriedigten Daseins, eines verfehlten Lebens zogen und in den Tod gingen. In diese Grabstätte zur letzten, ewigen Ruhe! Sie haben ausgespielt! Requiescant in pace!

Aber mußten Verachtung und Haß, unversöhnlich und unerbittlich, ihnen noch in diese letzte Ruhestatt folgen? Sie ruhen nicht in jenem großen Friedensgarten, in dem wohlgepflegte Gräber mit Immortellen und köstlichen Denkmälern die Erinnerung an die Heimgegangenen ehren — abseits, hoch oben über diesem Friedensgarten, im Angesicht der alten Festung Monaco, an einer einsamen, nur mühsam auf verschlungenen Pfaden erreichbaren Stelle an verfallener Felswand hat man sie eingescharrt!

Hart wie die Menschen dünkt hier auch die Natur, in der alles Leben erloschen scheint! Nur mit Disteln, dürrem Gestrüpp und spärlichem Graswuchs antworten hier die rastlos arbeitenden Triebkräfte in der großen Werkstatt der uns umgebenden herrlichen Natur. Kein Vogel belebt die Stätte. Furchtsam blicken aus dunklen Löchern scheue grünschillernde Eidechsen den Wanderer an, dessen Fuß sich in diese Todesstätte verirrt zu haben scheint.

Wenn es einen Lichtblick an diesem traurigen Ort gäbe, so wäre es der, daß die Zahl der Opfer, die das Spiel in Monte Carlo fordert, in Wirklichkeit weit hinter den Vorstellungen zurückbleibt, die den Fernstehenden hinsichtlich der Selbstmordchronik Monte Carlos erfüllen.

Ganz grundlose Gerüchte, Entstellungen und Verdrehungen des Tatbestandes halfen einst eine wahre Phantasmagorie auszubilden. Wie Lumpen sollten unter Laternen und Palmen die Chiffoniers die Kadaver auffammeln, die Meeresfluten die Leichname in Massen an den Strand treiben, vom Schrei der im letzten Todeszucken sich wälzenden Selbstmörder die Felsen widerhallen. Jedes Gerücht, selbst das unwahrscheinlichste, belebte die Phantasie und half, wie Flugfeuer leicht verbreitet, dank dem Bedürfnis nach Sensation und Mitgefühl die Zahl der Selbstmordfälle ins Ungemessene steigern. Schnell drangen alle Gerüchte an das Ohr der Zeitungsschreiber, die sie wiedergaben, wie sie sie gehört und die von den Lesern geglaubt wurden, wie ihnen die Mär aufgetischt wurde. Von Mund zu Mund getragen, wußte abends jedermann, daß .... ! Mme. La Fontaine band ihrer Nachbarin am Morgen auf, daß ihr Mann ein Ei, ein richtiggehendes Ei gelegt habe. Am Abend glaubte, wußte und wiederholte jedermann, daß es, genau gezählt, ein Dutzend waren. So wurden aus einem Ei zwölf Eier, aus einem „Gerüchte" ein Dutzend Selbstmordfälle.

Ganz selbstverständlich schien es, daß auch die Ursache jedes tötlichen Unfalls auf Spielverluste zurückzuführen war. Ein Wagen überfuhr, sei es einen Mann, sei es einen Hund. War es ein Mann, dann hatte er sich sicher wegen Spielverluste töten lassen. War es ein Hund, dann hatte er sich sicher überfahren lassen, weil er den Tod seines wegen Spielverlusts aus dem Leben geschiedenen Herrn nicht überleben konnte.

Auf das Konto der Bank wurden alle Selstmörder verbucht, die, mit einem Verbrechen belastet, nach Monte Carlo geeilt waren, um als Opfer des Spiels zu sterben. Noch ist der Bursche unvergessen, der damals die üblich gewordene Übertreibung der Monte Carloer Selbstmordgeschichten in frivolster Weise ausbeutete, — jener Mordbube, der seinen Zimmernachbarn die Kehle durchschnitt, sie beraubte und dann selbst auf die Polizei lief, um den Mord als Selbstmord zu melden. War doch diese Art des Verbrechens damals so gebräuchlich, daß sie in den Zeitungen als besondere Rubrik: „Faire des suicides" ständig geführt wurde. Nebenher ging eine Flut von Schmähschriften und bildlichen Darstellungen der fürchterlichen Folgen des Spiels.

Natürlich mußten diese Erfindungen und Übertreibungen die öffentliche Meinung in ihrem Urteil über den Umfang und die Ursachen der Selbstmordfälle in Monte Carlo irreführen und schiefe Ansichten hervorrufen. Sie entluden schließlich ein Gewitter und führten zur Forderung der Unterdrückung aller Hasardspiele.

In Wirklichkeit steht unerschütterlich fest, daß sich im Durchschnitt niemals mehr als fünf Menschen jährlich in Monte Carlo das Leben genommen haben. Dazu treten freilich die Opfer, die abseits Monte Carlos Selbstmord begehen. Aber es sind dafür auch manche Selbstmordfälle zu streichen: spielen doch gerade an den grünen Tischen Monte Carlos oft genug Leute die durch Ausschweifungen, Schuldenmachen, verdientes oder unverdientes Unglück schon ruiniert waren, ehe sie hier den letzten Coup wagten, Leute, die nach Verprassung einkassierter fremder Gelder in ihrer verzweifelten Lage hier die letzte Rettung suchten. Solche Leute sind vielfach zu der Alternative entschlossen, entweder durch einen letzten großen Schlag hier auf die Beine zu kommen oder sich zu töten. Der Hasard ist für

sie nur eine Hoffnung, welche die Ausführung ihres unheilvollen Entschlusses verzögert.

So bleiben von der angeblichen Flut von Selbstmördern, die Monte Carlo überschwemmen sollte, tatsächlich herzlich wenig Fälle übrig, in denen es sich um beklagenswerte Opfer des Hasardspiels handelt. Die Zahl erscheint besonders dann klein, wenn man sich den Strom von Fremden vor Augen hält, der sich gerade über das Fürstentum Monaco ergießt. Werden doch für die Station Monte Carlo nicht weniger als zwei Millionen Fahrkarten im Jahre gelöst. Trotzdem benutzte die Bewegung gegen die Hasardspiele die Selbstmorde stets als ihre schärfste Waffe.

Die Leute, die diese Fahrkarten für Monte Carlo lösen, gehören meistens begüterten, vielfach sogar außerordentlich begüterten Kreisen an, die es sich höflichst verbitten, ihnen den Aufenthalt in Monte Carlo zu verargen und Vorschriften über die Art der Verwendung ihres Mammons zu machen; sie stehen hoch über allen unsauberen Elementen und denen, die leichtsinnig spielen und mit dem Gelde um sich werfen, obwohl sie große Summen schmerzlos verlieren könnten. Sie wissen, daß sie ihr Geld in einem Spiel arbeiten lassen, das als reinstes Hasardspiel anzusehen ist, nichts anderes ist noch jemals sein wird. Es macht ihnen das größte Vergnügen, beim Spielen zu gewinnen — statt gar nicht zu spielen, ist es ihnen aber noch ein Vergnügen, zu verlieren. Sie riskieren in verständlichen Grenzen ihr eigenes Geld und ihre eigene Haut, und wollen daher auch ihr Verhalten anders beurteilt wissen als das der leichtsinnigen Spieler oder der Spieler vom Schlage des Polizei-Inspektors von Nizza, der mit dem Solde für seine Beamten an den Spieltisch trat, das Geld verspielte und sich dann das Leben nahm.

Wollte man alle Quellen zum Selbstmord verstopfen, wo wollte man anfangen, wo wollte man aufhören! Weiß man doch, daß sich allein in Europa alljährlich vierzigtausend Menschen das Leben nehmen! Und handelt es sich bei allen diesen Tragödien nicht gleichfalls um das Spiel, um ein Spiel, das der Mensch im Leben verloren hat, mögen der Selbstmord wegen unglücklicher Anlagen, Enttäuschungen, Verluste, unglücklicher Liebe, unheilbarer Leiden, Folgen verbrecherischen Schuldbewußtseins erfolgen. Wir bedauern diese Unglücklichen, und wir beklagen nicht minder die Verblendeten, die von dem Wahne irregeführt wurden, das in langsamer, mühevoller Arbeit zur Sicherung des Lebensabends erworbene Vermögen im Spiele vermehren zu können, nun die letzte Stütze schwinden sehen und hier auf der Akropolis ihr Grab finden.

Aber weder Monte Carlo, noch alle noch so sinnreich erdachten Gesetze werden die Menschen, gegen deren so verschiedene Veranlagung selbst Götter vergeblich kämpfen, vor Verlusten schützen können. Wer es nicht sieht, daß es sich an den Spieltischen Monte Carlos um reine Hasardspiele, schlimmer als das berüchtigte „Meine Tante, deine Tante", handelt, der ist ein Narr; wer dieser Erkenntnis trotz aller Belehrung nicht zugänglich ist, der ist ein Idiot, der, wenn er nicht hier Haare läßt, an anderer Stelle willenlos irgend einem Fallbeil zum Opfer fallen wird; wer gar ein so übertriebener Idiot ist, daß er in Monte Carlo sein Vermögen verspielt und sich dann aus Ungeschick nur halbtot schießt, der sollte eigentlich auf Staatskosten ganz totgeschossen werden. Er wird immerhin noch einen leichten Tod haben, denn er braucht keinen Geist aufzugeben, weil er Geist nie besessen hat. — — —

* * *

31.

Hasardiert wird allenthalben.

Niemand, der die Geschichte des Spiels kennt, wird sich der Täuschung hingeben können, daß die Spielleidenschaft im Menschen jemals erlöschen wird, noch durch gesetzliche Maßnahmen wird unterdrückt werden können. Daraus erklärt es sich auch, daß ein unablässiger Meinungsstreit für und gegen das Hasardspiel in allen Weltteilen von jeher getobt und das Zünglein der Wage bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten der Aufrechterhaltung der Glücksspiele beeinflußt hat; während so in einigen Staaten Glücksspiele erlaubt sind und zum Vorteil des Staatssäckels verpachtet werden, sind in anderen Staaten alle Hasardspiele bei teilweise sehr strengen Strafen verboten.

Die französischen Könige

haben die Frage durch zahlreiche Verordnungen zu „erledigen" gesucht, welche die Glücksspiele bald verbannten und unter strenge Strafe stellten, bald zuließen und emsig förderten. Als besonders strenge Herren zeigten sich Karl der Vierte und Karl der Achte, während ihre Nachfolger wieder mildere Saiten aufzogen. Unter der Herrschaft Heinrichs des Vierten nahm das Hasardspiel großen Umfang an. Bei der Thronbesteigung Ludwigs des Dreizehnten stellten neue Erlasse alle Glücksspiele wieder unter strenge Strafe. Unter Ludwig dem Vierzehnten, der als König der Spieler galt, wurde von einem Ende des Reiches bis zum andern gespielt. Unter der Herrschaft Ludwigs des Fünfzehnten wurde es noch schlimmer. So blieb es bis zur Revolution, wo die Spielleidenschaft, aller Bremsen spottend, zu strengen Maßnahmen herausforderte. Das Direktorium unterdrückte sämtliche Spielhäuser im Reiche, mit Ausnahme von neun Spielhäusern in Paris, die sie gegen eine hohe Abgabe verpachtete. Diese Kasernierung konnte indessen nicht verhindern, daß das Spiel im ganzen Staate wie eine Epidemie weiter wütete — man spielte seit jener Zeit vom Jockey-Club bis zur Portierloge herab, man spielte allenthalben, ohne sich um das gesetzliche Verbot zu kümmern. Am 31. Dezember 1837 wurden auf Grund des Erlasses vom 27. April 1836 endlich die noch in Paris bestehenden sieben Spielhäuser: Le Cercle des Etrangers, Les Maisons de Livry, Dumans, Marivaux, Paphos, Dauphine und Palais-Royal gesetzlich geschlossen. Vergeblich hatte Ernst Fleydeaux 250 Mill. für die alleinige Überlassung der Spiele in den Provinzstädten geboten, um das Spielverbot zu verhindern. Dem Staatssäckel waren aus der Verpachtung während des neunzehnjährigen Bestehens der „Pariser" Spielhäuser 137 313 406 Franks 41 Centimes zugeflossen. Herr Benazet, der letzte Pächter dieser Spielhäuser, siedelte am Tage des Kehraus nach Deutschland über, um die Spielbank von Baden-Baden zu übernehmen.

Vor fünf Jahren nun hat Frankreich wieder seinen Kurs geändert. Frankreich hat durch Kammerbeschluß vom 15. Juni 1907 die Hasardspiele wieder freigegeben, mit Ausnahme von Roulette und Trente-et-quarante, die demnach im Bereich der französischen Riviera nur in Monte Carlo gespielt werden dürfen. Dieser Kammerbeschluß ist deshalb besonders bemerkenswert, weil in ihm der gewaltige Einfluß sichtbar wird, den Fürst Albert und die Spielbank von Monte Carlo auf die Entscheidungen des gesetzgebenden Körpers in Frankreich auszuüben vermögen. Italien folgte dem Beispiel Frankreichs. Auf die Entscheidung der Herren auf dem Monte Citorio übten aber alle Einflüsterungen keine Wirkung aus: Monte Carlo muß

heute, wenn auch mit bitterer Miene, dulden, daß das Ländchen mit italienischen Roulette- und Trente-et-quarante-Tischen umsäumt ist, mit Hasardspielen, die ehedem als sein Vorrecht galten.

In seiner unmittelbaren Nachbarschaft und weit im Umkreis werden demnach heute die in Monte Carlo herrschenden Spiele wie auch Baccarat und Ecart gespielt; daneben werden aber noch in fast allen Casinos municipaux die an Straßenraub grenzenden „Petits chevaux" betrieben, zu denen die Spielchen mit Pferdchen, Eisenbahnen und Bällchen zählen. Der Andrang zu diesen ist meistens gewaltig, da sich dank dem Mindesteinsatz von einem Frank und dem ungehinderten Zutritt auch die kleinen Leute in Massen einfinden.

Pächter von Hasardspielen jeglicher Art haben in Frankreich an die Gemeinde 10%, an die Staatskasse 15% von ihren Brutto-Einnahmen als Abgabe abzuführen, die zu wohltätigen Zwecken verwendet wird. Eine besondere Abteilung im Ministerium des Innern verwaltet diese Einnahmen, die wie die Bezüge aus den Gewinnen am Totalisator und aus der Billettsteuer der Theater, in den sogenannten Fonds zur Armenpflege und Hebung der Landespferdezucht fließen.

Brennpunkt des Spiels an der französischen Riviera ist Nizza, dessen Casino municipal und die Jetée einen Sammelpunkt aller der Fremden bilden, die ein ungeniertes Jeu lieben. Nizzas vornehmster Spielklub ist der Cercle de la Méditerranée, der unter dem Präsidium des Herzogs von Montebello steht. Wer Mitglied dieses Klubs werden will, wird auf Herz und Nieren geprüft, wird einer Ballotage unterworfen und nur dann als Mitglied zugelassen, wenn sich nicht eine einzige schwarze Kugel gegen seine Aufnahme erklärt. Der Höhe der Spieleinsätze ist keine Schranke gezogen. Einsätze von fünfzig und hunderttausend Franks sind keine Seltenheit.

Die Einnahme, die der französische Staat aus den neuen Spielsteuern zieht, ist nicht gering. Aus einem offiziellen Bericht ist zu ersehen, daß in den ersten fünf Monaten nach Inkrafttreten des neuen Spielgesetzes die Kasinos aller Heil- und Seebäder im ganzen 10 137 194 Franks vereinnahmten und daß aus dieser Einnahme dem Staatssäckel die obligaten 15% mit 1 520 579 Franks, der Gemeindekasse die obligaten 10% mit 1 013 719 Franks zuflossen. Vichy, das berühmte Heilbad, war an der Einnahme mit 2 180 215 Franks, Aix-les-Bains mit mehr als anderthalb Millionen und das elegante Trouville mit 1 198 364 Franks beteiligt. Seit dem Jahre 1907 haben sich indessen die Einnahmen erheblich gesteigert. Zu den bestehenden Kasinos traten neue Spielbetriebe hinzu, darunter die Spielbank von Mentone, die in dem Geschäftsjahr 1911/12 bei einem Aktienkapital von zweieinhalb Millionen einen Reingewinn von 1 156 504 Franks (im Vorjahre 988 834 Franks) lediglich aus dem Spiel ziehen konnte. So steigerten sich die Einnahmen der französischen Spielklubs allmählich

im Jahre 1908 auf 29 Millionen,
" " 1909 " 37 "
" " 1910 " 44 "
" " 1911 " 48 "

Es zeigt sich hierbei der merkwürdige Fall, daß die Einnahmen aller französischen Spielgesellschaften zusammen nur ganz unerheblich höher sind als die Einnahme der Spielbank von Monte Carlo allein. Die Einnahmen der italienischen Spielkasinos weisen kaum ein Viertel ihrer französischen Konkurrenz auf.

In der Schweiz

darf seit dem Jahre 1913 nur noch das Boulespiel in den Kursälen betrieben werden, nachdem ein Teil der Bevölkerung

die Unterdrückung aller Hasardspiele in den Kursälen gefordert hatte. Der Zutritt zu den Spielsälen, in denen der Höchsteinsatz 2 Franks beträgt, steht allen frei, während das Betreten von Spielsälen, in denen der Höchsteinsatz 5 Franks beträgt, nur mit besonderen Ausweiskarten zulässig ist. Einheimischen werden gar solche Ausweiskarten nur dann verabfolgt, wenn sie gut beleumundet sind.

Doch kommen wir hiernach auf

Belgien

zu sprechen. Erst nach dem Tode des Königs Leopold erinnerte man sich plötzlich, daß es in Belgien ein Spielgesetz gibt, das, wenn es auch das Hasardspiel nicht im allgemeinen verbietet, doch dessen Ausbeutung mit Strafe bedroht. Wer ehedem ein Lüstchen auf ein Jeuchen hatte, konnte dieser Neigung in allen Heil- und Kurorten des Landes ganz ungestört nachgehen. Kein Gerichtshof kümmerte sich um das Getriebe in Ostende, Spaa, Namur, Lüttich, Denant; kein Staatsanwalt guckte neugierig durch die Spalten der Spielsäle, um zu erforschen, ob der Spielbetrieb sich auch in den festgefügten Bahnen der Spielgesetze bewege. Wer in

Ostende

jahraus, jahrein ungestört gespielt hatte, hielt es unter diesen Umständen für selbstverständlich, daß das Hasardspiel dort genau so erlaubt sei wie in Monte Carlo. In einem bleiernen Schlaf lag die belgische Justiz aber nur so lange König Leopold atmete. Mit seinem Tode schien aller Friede aus dem Reiche der Spieler zu weichen: Gerichtshof und Staatsanwalt erwachten plötzlich, das Parlament hallte von Verwünschungen und Protesten wider, der Justizminister mußte auf die Tribüne, um Interpellationen zu beantworten.

In die Spielsäle Ostendes aber drang die heilige Hermandad, warf den ehemaligen Oberkellner und späteren Pächter der Kur- und Spielsäle aus dem Tempel und stellte ihn im Jahre 1908 wegen Vergehens gegen das belgische Spielgesetz vor die Geschworenen in Brügge, denselben Herrn Marquet, den König Leopold eines Tages wohlwollend den König von Ostende genannt hatte. Als „Directeur des Société des Bains de Mer d'Ostende“ sollte nach der Anklageschrift Marquet gegen zwei Paragraphen des Strafgesetzbuches verstoßen haben, die lauteten:

1. Die Ausbeutung von Hasardspielen ist untersagt. Es wird mit Gefängnis von acht Tagen bis zu zehn Monaten und mit Geldstrafe von 100—5000 Franks oder mit einer der beiden Strafen belegt, wer Hasardspiele gewerblich ausbeutet, indem er Spielregeln festsetzt, die das Gleichgewicht der Chancen zu seinem Vorteil verschieben.
2. Mit Gefängnis von acht Tagen bis zu einem Monat und mit einer Geldstrafe von 20—2000 Franks wird belegt, wer Spiele dieser Art in öffentlichen Lokalen duldet.

Herr Marquet bestritt, sich der ihm zur Last gelegten Straftaten schuldig gemacht zu haben; denn bei der Tirage libre, die seit dem Beginn der Saison 1908 gespielt sei, seien die Chancen im Baccaratspiele zwischen Spielern und Bank absolut gleich gewesen.

Gegenüber diesem Einwande galt es nun, in der gerichtlichen Verhandlung festzustellen, ob Baccarat à tirage libre die Gleichheit der Chancen wahrt oder nicht. Rechenkünstler traten in Szene und stellten Berechnungen auf, und allen wurde so dumm, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum. Staatsanwalt, Sachverständige und Verteidiger verfolgten, mit dem Bleistifte in der Hand, auf dem Papier die chimborassoartig

aufgetürmten Zahlen der Professoren. Nur Herr Marquet blieb unbeweglich und hüllte sich bei dieser theatralischen Vorstellung in dumpfes Schweigen: offenbar war er nur neugierig, wie seiner Verteidiger tiefgründige Weisheit wohl den Goldregen erklären würde, der sich während einiger Sommermonate am sonnigen Strande so ergiebig in seinen Tresor ergossen hatte, daß im Jahre 1904 eine Dividende von 40%, im nächsten Jahre von 50%, dann von 60%, von 80% und im Jahre 1907 gar von 120% gezahlt werden konnte, ausgerechnet die fettesten Dividenden gerade in den beiden Geschäftsjahren, in denen eben in denkbar liberalster Art mit völliger Gleichheit der Chancen zwischen Spielern und Bankhaltern gespielt worden sein sollte. In der fatalen Lage trat als weitere boshafte Schicksalsfügung hinzu, daß Marquet bekennen mußte, seinem Geranten Bouvet am Schlusse der Saison des Jahres 1907 als zugesicherten Provisionsanteil von zwei Prozent am Reingewinn rund 43 264 Franks auf den Tisch des Hauses gelegt zu haben und daß demnach sein eigener Reingewinn das hübsche Sümmchen von 2 163 320 Franks betragen haben mußte. Es ließ sich auch nicht vertuschen, daß gerade das kritische Geschäftsjahr der Gesellschaft einen Reingewinn von mindestens sechs Millionen gebracht hatte, aus denen 200 Stammaktien, im Nominalbetrage von zwei Millionen Mark, eine Dividende von 2 400 000 Franks und 200 Gewinnanteilen eine Dividende von 800 000 Franks zugefallen waren. Ob der Reingewinn von sechs Millionen lediglich aus Spielgewinnen herrührte, ließ sich freilich nur vermuten, da die Gesellschaft grundsätzlich keine Bilanzen in die Öffentlichkeit gelangen läßt, die die Quellen offenbaren, aus denen die einzelnen Gewinne fließen.

So ging die Sache schief. Marquet wurde trotz der tiefsinnigen Beweisführung seiner Verteidiger, trotz aller geistvollen Betrachtungen und Beweisführungen einer Schar von Professoren, und trotzdem gar Baron Oskar von Loo bei den Gebeinen seiner Ahnen schwor, daß ein richtiger Baccaratspieler, wie seine 25 jährige Praxis ergäbe, nie verlieren könne, sondern wie er stets gewinnen müsse, zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt, die nach der Wiederaufnahme des Verfahrens später in die immerhin gelindere und den erzielten Gewinn nicht allzusehr schmälernde Geldstrafe von 3000 Franks umgewandelt wurde.

Nach der Meinung der Ostender war mit diesem Urteil ein halber Justizmord begangen worden. Um ihrer Entrüstung gegen das Verdikt und ihrer Sympathie für den König von Ostende Ausdruck zu geben, beschlossen sie, sich zu einer imposanten Kundgebung zu vereinigen. Ein tausendköpfiger Zug, mit einem Musikkorps an der Spitze, durchflutete die Straßen und Plätze und brachte Herrn Marquet, der auf einem Balkon des Kurhauses mit einer Schar eleganter Badegäste erschienen war, begeisterte Ovationen dar.

Wieder, am 27. Juli 1910, nachts 11½ Uhr, sandte die Staatsanwaltschaft von Gent eine Schar von Beamten in die Spielsäle des Kurhauses, um sich, war es aus reinster Neugierde oder die Folge einer anonymen Anzeige, über die Art der Zerstreuungen unterrichten zu lassen, denen sich die Kurgäste neuerdings an der verfemten Stätte überließen. Eine nicht geringe Überraschung wurde den Beamten zuteil, die rund 500 Herren und Damen an den bekannten grünen Tischen in eifrigster Tätigkeit trafen. Wahre Bündel von Banknoten und Haufen von Jetons fielen der Polizei in die Hände.

Auf lebhafte Proteste und Interpellationen in der Kammer hat der Justizminister allen Behörden ein kräftiges Vorgehen gegen die im Verborgenen blühenden Spielgesellschaften wie

auch gegen den Betrieb der „Petits jeux“ erneut zur ernsten Pflicht gemacht.

Wer zu den gewohnheitsmäßigen Besuchern Ostendes gehört, ist starr über den Wandel, der sich hier nach den polizeilichen Eingriffen vollzogen hat. Von der herrlichen Strandpromenade und aus den Kursälen sind die kostbaren Toiletten verschwunden, deren Fülle und Pracht einst das Auge entzückten; mühsam nur vermag es eine Robe zu erspähen, die den Blick noch zu fesseln vermöchte. Geschlossen sind die herrlichen Magazine, in deren Auslagen einst Juwelen erstrahlten, die nur auf die Börse der Reichsten dieser Erde berechnet schienen, — die Luxusgeschäfte, die nur auf die leichte Hand von Spielern spekulieren durften, — geschlossen, weil die Inhaber es vorzogen, nur noch pflichtmäßig die Miete weiter zu zahlen, statt in ihren Räumen mit dem Personal vergeblich auf Käufer zu warten. Und unter den Villen blieben gar die leer, die für die begütertste Klasse berechnet waren! Nichts könnte die Anziehungskraft des Spiels in Ostende deutlicher kennzeichnen als dieser Umschwung.

Es ist nicht mehr das Ostende zur Zeit des Spiels. Die Bevölkerung ist bedrückt und blickt mit Sorgen in die Zukunft. Die Gemeindeverwaltung ist nicht mehr in der Lage, die großen Sterne in den Theatern und Konzertsälen ihrem verwöhnten Publikum vorzuführen und der Stadt die Pflege angedeihen zu lassen, die sie einst zu dem glänzendsten Kurort am Nordseestrande erhob, nachdem die Quelle versiegt ist, aus der ihr in nie ermüdendem Lauf „spielend“ Millionen als ordnungsmäßige Abgabe zuflossen.

Doch gleichsam, als wolle man dem Traume auf eine bessere Zukunft nicht entsagen, scheint man trotz aller bösen Ereignisse gewaltsam den Schein früherer Zeiten aufrechterhalten zu

wollen. Noch heute wird an den Pforten der Spielsäle der goldene Louis als Eintrittsgeld erhoben. Zwar ist Marquet mit seinem Stabe von Croupiers verschwunden, Baccarat aber wird noch immer an zahllosen Tischen von Spielern gespielt, die aus ihrem Kreise abwechselnd bald diesen, bald jenen der Mitspielenden zum Halten der Bank berufen, dadurch die vorgeschriebene völlige Gleichheit der Gewinnaussichten unter den Spielteilnehmern wahren und so glauben, der hohen Obrigkeit die gesetzliche Handhabe zum Einschreiten zu entziehen. Wer soll uns, hörte man zur Beruhigung ängstlicher Gemüter predigen, noch stören dürfen, nachdem wir uns auch noch als Privatzirkel begründet haben, um allen gesetzlichen Erfordernissen gerecht zu werden.

Die hohe Obrigkeit erblickte in der Errichtung solcher Privatzirkel einen Trick zur Umgehung der belgischen Spielgesetze. Die Staatsanwaltschaft zu Brügge sandte im August 1912 einen Kommissar mit, wohlgezählt, 12 Gendarmen in die Spielräume. Eine wahre Panik brach unter den Mitgliedern des sogenannten Privatzirkels beim Eindringen der Häscher aus — angsterfüllte Damen rissen die Fenster auf und riefen um Hilfe — man glaubte an Feuersgefahr und schleppte in aller Eile Leitern an die Fenster. Das vorgefundene Spielgeld wurde beschlagnahmt, und die Namen vieler Mitspieler wurden aufgeschrieben. Die Staatsanwaltschaft wird nun prüfen, ob die Errichtung von Privatzirkeln in der angedeuteten Art gegen die belgischen Spielgesetze verstößt, und ihre Entscheidung nach dem Ergebnisse der Prüfung treffen.

Inzwischen wird von den Spielern flott weiter gespielt, die das Vorgehen der hohen Obrigkeit für ungesetzlich halten und sich nicht ins Bockshorn jagen lassen wollen. Höhere Summen als ehedem sollen über die grünen Tische rollen. Wie sehr die

Mitglieder dieses Privatzirkels nun auch bemüht sind, nach außen ruhig und gefaßt zu erscheinen, so werden sie damit doch niemanden über die Tatsache hinwegtäuschen können, daß sie in ewiger Furcht vor dem erneuten Auftauchen der Staatsanwälte von Gent und Brügge tagen.

Was würde Leopold zu dem eingetretenen Wandel sagen, wenn sein Auge aus der stillen Gruft in diese Räume fiele, — was zu den Spielern, die gar an einzelnen Tischen spießbürgerlich Bridge und Skat um armselige Pfennige spielen? Sind das die glänzenden Spielsäle Ostendes, von deren goldenen Decken flammende Kronleuchter ihr magisches Licht über strahlende Toiletten, über Bündel zart lila angehauchter Banknoten und Haufen schimmernden Goldes ausgießen? Es ist nicht auszudenken!

Eine schwankende Haltung in der Frage der Hasardspiele hat stets die Regierung

Spaniens

offenbart. Bald hatte sie Glücksspiele erlaubt, bald verboten, bald das Verbot zurückgezogen, bald verbotene Glücksspiele schweigend geduldet. Neuerdings, am 30. Mai 1912, hat sie wieder einmal alle Glücksspiele im ganzen Reiche unter Androhung strenger Strafen untersagt und dadurch eine gewaltige Aufregung in den vielen von der Leidenschaft des Spiels ergriffenen Orten hervorgerufen, besonders aber eine Stunde Wegs von Biarritz, in der Sommerresidenz der spanischen Königsfamilie, in San Sebastian. Auch diesmal jammert die Verwaltung des Gran Casino, daß sie riesige Summen für Reklame, für die Gewinnung von Künstlern und Stierfechtern aus dem Fenster geworfen habe und ein Heer von Müßiggängern mit großen Opfern unterhalten müßte, wenn im Augenblick der höchsten Blüte, beim Beginn der Sommersaison, die Regierung

durch Aufrechterhaltung des Spielverbots den Zustrom der Fremden fernhielte. Sie erinnert zugleich in bewegten Worten an die hohe Summe von 280 000 Franks, die für diesen Fall den Armen Spaniens aus ihrer gewohnten Abgabe verloren gehen müßten, an die Hotelbesitzer, Wirte, Geschäftsleute, Angestellten, kurz an die Wohlfahrt der ganzen Bevölkerung, die dem Elende preisgegeben sei, wenn das heraufgezogene Unwetter die Ernte verhagelte.

Wie lange wird es dauern, daß das gleiche Schicksal die am 23. Juli 1912 in der königlichen Sommerresidenz Sinaja

in Rumänien

errichtete Spielbank ereilt? Theatervorstellungen, Vorträge, Deklamationen in Gegenwart der königlichen Familie und besonders geladener Gäste verliehen der Eröffnung eine Weihe, die kaum ahnen ließ, daß in deren Hintergrund die grünen Tische auf den Aufmarsch der Festteilnehmer lauerten. Nach dem Rückzug der königlichen Familie setzte sich der Festzug auch prompt zu diesen in Bewegung — und hoch ging es unter der Herrschaft belgischer Croupiers her.

Die Herrlichkeit wird kaum lange dauern. Wie die spanische verbietet auch die rumänische Verfassung ausdrücklich jedes Hasardspiel. Die Konzession, die durch einflußreiche Politiker erschlichen wurde, setzt sich mit den rumänischen Gesetzen in schärfsten Widerspruch. Um der Herrlichkeit ein Ende zu machen, braucht wie in Ostende und San Sebastian unter diesen Umständen nur die Polizei in die Spielsäle Sinajas gesandt zu werden.

Spielbanken tauchen eben wie Meteore auf, um schnell im Nebel zu verschwinden. So erging es der famosen

Korfu-Kompagnie.

Sie hatte sich aus den Trümmern einer belgischen Aktiengesell-

schaft entwickelt, die ins Leben trat, um auf der klimatisch so bevorzugten Insel Korfu ein Weltbad zu begründen. Der Bau des geplanten Kasinos wie der Badeeinrichtungen geriet indessen bald ins Stocken, weil die Mittel zur Fortführung der begonnenen Bauten versiegten. Erst in dieser verzweifelten Lage tauchte der Gedanke auf, das Unternehmen auf der Grundlage einer Spielbank ins Leben treten zu lassen und die zu deren Betrieb erforderlichen Mittel auf dem Wege des Verkaufs fein säuberlich gedruckter Aktien flüssig zu machen. Man rechnete auf den Besuch amerikanischer Vergnügungsreisender, die auf dem Wege nach Ägypten das Mittelmeer kreuzen müssen, und auf einen großen Zuzug aus Deutschland dank der angenehmen Reiseverbindung durch das sonnige Italien. Viele Deutsche würden, so wurde angenommen, gewiß auch Korfu schon deshalb aufsuchen, um den schönen Frühjahrssitz ihres Kaisers kennen zu lernen.

Es gelang der Gesellschaft auch, zunächst auf dreißig Jahre eine Spielkonzession von der griechischen Regierung zu erhalten. In einer der lieblichen Meeresbuchten, unter den Augen des Achilleion, breitete sich nun bald höchst verführerisch das neue Spielkasino mit prächtigen Spielsälen, einem Restaurant und Café, in einem 14 000 qm großen Park aus, einem ehemaligen Friedhofe, aus dessen Erdreich 948 englische Gräber (aus der Zeit, da die ionischen Inseln unter englischer Oberhoheit standen) entfernt werden mußten, um den Spielanlagen Platz zu machen.

Um die Beschaffung des Betriebskapitals hatten sich zwei Rheinländer, die Kaufleute Haucke und Kröger, besonders bemüht und Leuten in und um Berlin ganz erhebliche Pöstchen Aktien verkauft. Ihre weiteren Bemühungen aber wurden unterbrochen, weil in der Presse Stimmen laut wurden, welche die der Korfu-Kompagnie erteilte Spielerlaubnis als eine wert-

lose Scheinkonzession bezeichneten, da in ihr nur die in Ostende, Spaa und Aix-les-Bains zugelassenen Spiele und auch diese nur für den Betrieb in geschlossenen Gesellschaften für Clubs privés und Cercles des Etrangers genehmigt waren. Wenn sich auch diese geschlossenen Gesellschaften kaum noch merkbar von Vereinigungen unterschieden, zu denen jedermann der Zutritt freisteht, so dürfe (sagte man) doch nicht übersehen werden, daß diese Verwischung der Grenzen nur so lange zu währen brauche, als es den staatlichen Behörden passe. Auf wie schwachen Füßen die Konzession stehe, gehe schon daraus hervor, daß der Versuch gründlich mißlungen sei, die griechische Regierung zu Bürgschaften für den dauernden Bestand des Unternehmens zu bestimmen. Auf einer solchen Grundlage ein Spielunternehmen zu begründen und dessen Aktien in den Verkehr zu bringen, widerspreche den Grundsätzen gewissenhafter Menschen und verpflichte die Rechtspflege zur Prüfung der Frage, ob in einem solchen Verhalten nicht die Merkmale beabsichtigter Täuschung zu erblicken seien.

Haucke und Kröger wurden nach diesem Pressefeldzug gegen das Korfuer Spielunternehmen in Untersuchungshaft genommen. Sie mußten jedoch im Juni 1909 freigesprochen werden, nachdem der auf dem Gebiete des Hasardspiels als erster Sachverständiger geltende Kriminalkommissar von Manteuffel die Gründe der glänzenden Erträgnisse aller Spielbanken dargelegt und der Gerichtshof die Überzeugung gewonnen hatte, daß den Angeklagten alle unredlichen Absichten gefehlt hatten.

Der Trieb nach mühelosem Erwerb großen Reichtums ist nun mal ein Erbgut des Menschen. Er kennt keine Hindernisse, keine Schrecken, wie verschlungen und scheinbar unüberwindlich wie steil und gefahrvoll auch immer der Pfad zu den Goldminen erscheinen mag. Wenn aufregende Nachrichten von Millionen-

gewinnen auftauchen, die Unternehmern von Spielbanken so mühelos in den Schoß fallen, dann schweift das Auge des Unternehmungslustigen träumerisch in weite Fernen nach einer grünen Oase, auf die auch er eine Schar von Freunden des Spiels zur Weide locken könnte. Er weiß, daß schon eine bloße Konzession Millionen wert ist und ihn zum reichen Manne machen kann. Aber er weiß auch, wie schwer, wie fast unmöglich es ist, eine solche kostbare Urkunde zu erschnappen, da die unumschränkten Herrscher in Europa recht dünn gesät sind und selbst den wenigen die Freude an den Spielanträgen solcher Volksbeglücker ausgegangen zu sein scheint. So wird es immer fast zu einem Ereignis, wenn es doch mal gelingt, einen Fürsten für ein Spielunternehmen zu gewinnen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, steht die Spielerwelt jetzt vor einem solchen Ereignis. Es ist anscheinend einer Gruppe von Spekulanten geglückt,

Nikita den Ersten von Montenegro

für den Plan der Errichtung einer Spielbank, für die Schöpfung eines neuen Monte Carlo in seinen schwarzen Bergen zu gewinnen. Rief doch der Fürst bei der Audienz, die er den Befürwortern eines Spielprojekts in seinem Lande gewährte, ganz begeistert aus: „Sie haben ganz recht, meine Herren, wenn Sie sagen, daß Montenegro ein Land voller Reize ist, und daß die spiellustige Welt dessen köstliche Gestade an der Adria gern aufsuchen wird. Mein Land braucht Geld, viel Geld! Ich bin kein Gegner von Hasardspielen. Warum sollte ich wohl auch gegen Hasardspiele sein? Ist das Wetten an den Totalisatoren unserer großen Kulturzentren denn etwas anderes als ein ganz gewöhnliches Hasardspiel? Ich wenigstens kann nicht begreifen, weshalb man sich darüber entrüsten soll, daß jemand auf eine der 37 Nummern der Roulette setzt, während

man es ganz natürlich findet, daß man auf eins von 37 Pferden wettet." Nikita fürchtet auch keinen verderblichen Einfluß des Hasardspiels auf seine Montenegriner.

In unserm deutschen Vaterlande

hat der verderbliche Einfluß des Hasardspiels in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung die „Klinke der Gesetzgebung" seit langer Zeit unablässig in Bewegung gehalten. Ehe es zu dem heutigen völligen Verbot aller Glücksspiele kam, sahen wir Zeiten, in denen der Bürger bald ungehindert, bald unter Einschränkungen sein Glück im Spiel versuchen durfte. Nach dem alten deutschen Rechte galten Spielgeschäfte als erlaubte Geschäfte; das Verlorene konnte von dem Gewinnenden eingeklagt werden. Im 14. Jahrhundert, mehr aber noch im 16. und 17. Jahrhundert, drang die Ansicht durch, daß das hohe und übermäßige Spielen, besonders auf Borg, bei Strafe zu verbieten sei, und man gelangte auf diese Weise zur Unterscheidung zwischen verbotenen und erlaubten Spielen, die sich weniger auf ihre Art als auf ihre Höhe bezog. Dabei hielt man aber stets den Grundsatz fest, daß Spielschulden nicht klagbar seien.

Diese Einschränkung verhinderte jedoch nicht, daß das Glücksspiel in Deutschland zu ungeahnter Blüte gelangte. Spielbank über Spielbank entstanden in vielen Kurorten des Landes mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung. Aber mit der Vermehrung der Spielbanken wuchs auch die Zahl ihrer Gegner, die den Staat endlich zu gesetzgeberischen Maßnahmen zwangen.

Preußen war bereits vor der Märzrevolution mit der Aufhebung der Spielbanken vorgegangen. Im Jahre 1872 folgte dann auf Beschluß des Reichstags die Schließung aller Spielbanken im Deutschen Reiche, in Homburg, Baden-Baden, Wiesbaden, Aachen, Nauheim, Pyrmont, Wildungen usw. Ein Gesetz trat in Kraft, nach dem derjenige, der gewerbsmäßig

spielt, wegen der durch das gewerbsmäßige Glücksspiel bewiesenen ehrlosen Gesinnung nicht nur mit Gefängnis bestraft werden muß, sondern auch mit Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft werden kann. Als Glücksspiele sollen alle Spiele angesehen werden, bei denen Gewinn oder Verlust allein oder hauptsächlich vom Zufall abhängen und nicht die größere oder geringere Geschicklichkeit oder Berechnung der Spielenden den Ausschlag gibt.

Trotz dieser schweren Strafandrohungen wird im Deutschen Reiche noch heute genau so Hasard gespielt wie vor dem Erlaß des Spielgesetzes. Der Deutsche ist eben seiner ganzen Natur nach eine notorische Spielratte. Ein Blick in das Getriebe des Totalisators und der Börse, der Privatzirkel und Familien, auf die Tische der Restaurants, Cafés und in zahllose Winkel sagt uns, daß der Deutsche noch jetzt mit derselben Leidenschaft dem Spiele ergeben ist wie zu jener Zeit, zu der Tacitus schrieb, daß die Germanen der Spielsucht verfallen seien und nicht zögerten, nach völligem Verlust ihres Vermögens als letzten Einsatz sich selbst zum Opfer zu bringen und freiwillig das Joch der Sklaverei auf sich nahmen.

Der Polizeipräsident von Berlin, von Hinckeldey, der den Adel als bevorzugte Klasse nicht anerkennen wollte und sich zur Aufhebung eines adligen Spielklubs verleiten ließ, hat diesen Versuch im Duell mit v. Rochow-Plessow in der Jungfernheide mit seinem Leben büßen müssen. Noch jetzt zeigt ein Erinnerungsstein unseren Zeitgenossen die Stelle, wo Hinckeldey seinem verhängnisvollen Wahn zum Opfer gefallen ist. Für die unverminderte Spielleidenschaft spricht auch, daß noch im Jahre 1902 durch eine Kabinetts-Ordre den Angehörigen der Armee und der Marine das Hasardspiel besonders verboten werden mußte. Und vor kurzem erst hat der Staatskommissar der Berliner Börse die spielwütigen Deutschen vor gefährlichen Übertreibungen öffentlich warnen müssen.

Noch heute wird genau so wie ehedem Hasard gespielt, nur mit dem Unterschiede, daß sich die äußere Form geändert hat. Das Hasardspiel hat sich aus der Öffentlichkeit in Klubs und Privatzirkel zurückgezogen, in denen jedermann nach Herzenslust hasardieren kann, wenn er nur einige leere Förmlichkeiten erfüllt und eine Mitgliedskarte löst. Wer Mitglied werden will, hat sich formell einer Ballotage zu unterziehen oder sich als Mitglied eines eleganten Klubs auszuweisen oder durch zwei Mitglieder einführen zu lassen. Paten aber stellt, wenn erforderlich, die Spielleitung, genau wie die der sogen. Privatzirkel in England, in der Schweiz, in Abbazzia in Österreich, an dessen Spielbank — ein Beispiel für alle — der Spielkommissar stets Paten auf Lager hält. Verfolgbar sind diese Klubs und Privatzirkel nur deshalb nicht, weil sie sich als gesellige Vereinigungen begründen und das strafrechtliche Moment des „gewerbsmäßigen“ Spiels nicht nachweisbar ist.

In der

deutschen Reichshauptstadt

besteht neben einer Legion kleiner Spielzirkel wohl ein Dutzend vornehmer Klubs, deren Zweck das Hasardspiel ist, wie sehr sie sich auch bemühen, ihn unter dem Deckmantel der Geselligkeit zu verbergen. Vielleicht würden diese Klubs weniger blühen, wenn nicht ihre Räume ein ebenso glänzendes wie wahrhaft molliges Nestchen selbst den verwöhntesten Reichen böten, die hier, umgeben von einer Schar galonierter Diener, stets bereit, auf den leisesten Wink den kleinsten Wunsch zu erfüllen, ihr mitternächtiges Daheim vergessen. Smoking und weiße Binde gehören zum guten Ton. Auserlesen ist die Küche und dabei billig; für einen preußischen Taler wird ein Diner serviert, das

der Küche selbst dreißig, sage dreißig Mark kostet. Eingeführte Gäste zahlen sogar garnichts! Warum? Nun, weil man wohl auf deren Mitgliedschaft anstandshalber rechnet. Dabei ist der Mitgliedsbeitrag denkbar bescheiden. In einer der lebhaftesten Straßen des alten Westens befindet sich beispielsweise in der ersten Etage ein Klub, dessen Ausstattung das bescheidene Sümmchen von 150 000 Mark verschlang. Trotzdem erhebt dieser Klub von seinen 150 Mitgliedern nur einen Jahresbeitrag von 60 Mark, insgesamt nur 9000 Mark. Aber auch diese 9000 Mark gehen den Mitgliedern nicht einmal verloren, sondern kehren sogar mit einem reichlichen Zuschuß in die Taschen der Spieler in der Weihnachtszeit zurück, in der der freigebige Vorstand des Klubs jedes Spielers Herz durch ein sinniges Geschenk im Werte von etwa 100 Mark erfreut. Die Vornehmheit des Vorstandes geht aber noch weiter: er zahlt auch die gesamten übrigen Auslagen für die Unterhaltung des Klubs, die sich nach den aus ersten Quellen geschöpften Ziffern auf rund 200 000 Mark belaufen. Freilich erscheint solche Vornehmheit sofort in einem andern Lichte, wenn wir nach den Ursachen dieser immerhin auffallenden Erscheinung forschen, denn dann wird klar, daß sich die so liebenswürdig behandelten Mitglieder des Klubs mit ihrem eigenen Fett beträufeln, jawohl, mit ihrem eigenen Fett, denn wir finden, daß es das Kartengeld der Spieler ist, von dessen Einnahmen in Höhe von 320 000 Mark alle Kosten gedeckt, darüber hinaus Stiftungen für wohltätige Zwecke gemacht werden und außerdem noch ein hübsches Sümmchen für die Direktoren und Beamten übrig bleibt. Aber man bilde sich nicht etwa ein, daß den Klubmitgliedern diese Sachlage nicht bekannt ist. Sie kennen sie ganz genau, sie zahlen das ungeheure Kartengeld sogar gern. Verbürgt dessen Höhe doch die Ausschließlichkeit ihres Kreises. So bringt ein Tisch, an dem Poker

um 10 Mark von 8 Teilnehmern 8 Stunden lang gespielt wird, $8 \times 8 \times 2 = 128$ Mark, da nach den Satzungen jeder Spieler für die Stunde zwei Mark Kartengeld zu entrichten hat. Beim Baccarat gar 5 Mark, so daß bei diesem Spiele bei einer Teilnahme von 15 Personen zu 5 Mark = 75 Mark für die Stunde in die Klubkasse fließen. Noch einträglicher wird die Abgabe für die Klubkasse, wenn der Platz des Bankhalters auf dem Wege der Versteigerung dem zugeschlagen wird, der die höchste Bankeinlage bietet. In diesem Falle hat der Meistbietende 10% von der oft 20 000 Mark und darüber betragenden Einlage vorab an die Klubkasse abzuführen. Es kommt noch hinzu, daß mit jedem Wechsel der Hand des Bankiers die Bank unter gleichen Bedingungen von neuem versteigert wird. Neben Poker und Baccarat werden auch Bridge und Skat gespielt, aber auch diese Spiele um Summen und unter Bedingungen, die beides zum Hasard machen.

Falschspieler sind in diesen Kreisen sehr selten zu treffen. Die unreellen Spieler haben in Berlin ihre eigenen Klubs, in denen, wie es heißt, so ehrlich gespielt wird, wie nirgends sonst.

Einen Teil der Spiellust des Volkes hat der Staat auf den

Totalisator

auf dem grünen Rasen abgewälzt, dessen Daseinsberechtigung von der Regierung mit dem Hinweis darauf verteidigt wird, daß es sich bei Rennen um eine vaterländische Einrichtung handele, die im Interesse der Hebung der Landespferdezucht liege. Durch die Kassen der Berliner Rennbahnen liefen im Jahre 1911 nicht weniger als 30 Millionen Mark. Von diesem Betrage erhob der Staat die gesetzliche Steuer von $16^2/_3$ % mit 5 Millionen Mark, wovon er die Hälfte als Rennpreise dem Verein zur Hebung der Pferdezucht zur Verfügung stellte, während der Rest in den Reichssäckel floß, wohlgemerkt aus

Wetten, die längst als nichts anderes denn als ganz gemeine Glücksspiele angesehen werden. Die Wetteinlagen würden weit erheblicher sein, wenn der Staat mit seinem hohen Steuersatz nicht große Summen aus den Taschen spiellustiger Deutschen in die Kassen der Totalisatoren Frankreichs, also der ausländischen Konkurrenz, triebe, die im Jahre 1909 einen Umsatz von 327 Millionen Franks buchen konnten, nur weil die Abgabe bei den Wetten in den Departements bloß 10%, bei den Wetten in Paris gar nur 7% beträgt. Noch weit größer würde der Umsatz sein, wenn nicht dem französischen wie allen ausländischen Totalisatoren ein üppig blühender Wettbewerb in dem Buchmacher erwüchse, der meistens alle Wetten zwischen sich und dem Wettenden, unter Ausschluß des Totalisators, zum Austrag bringt. Unter der Devise: „L'Etat c'est moi" streicht er auch bei uns die auf allen Wetten ruhende Staatssteuer von $16^2/_3$% ein. Der Buchmacher gehört zu den Gesetzesübertretern, dem sich deshalb die Polizei mit grimmiger Feindschaft an die Fersen heftet — sie verfolgt ihn aber über diese Missetat hinaus, auch um deswillen, weil er durch sein freigebiges Kreditgeben zahllose Leute „in gesicherter Lebenslage", vom Offizier herab bis zum Laufjungen, verleiten soll, sich weit über ihre Verhältnisse in Wetten einzulassen, und sie so langsam aber sicher dem wirtschaftlichen Untergange zuführt.

Der Vertreter der Buchmacher ist meist der Zigarrenhändler. Der Buchmacher gilt als der Bankier, der das Risiko trägt, der Zigarrenhändler als Agent, der Aufträge für jenen gegen Provision sammelt. Seine Kundschaft setzt sich größtenteils aus Handlungsgehilfen, kleinen Beamten und kleinen Geschäftsleuten, Kassenboten, Schaffnern, Portiers, Handwerkern und Frauen aus diesen Kreisen zusammen. Wie

viele Leute sich darunter befinden, die Tag für Tag wetten, jeden Rennstall und Rennstallbesitzer, jedes Pferd und jeden Jockey kennen, ohne jemals den Fuß auf einen Rennplatz gesetzt zu haben, ist geradezu erstaunlich.

Die Brutstätte der Wettsucht dieser kleinen Leute sind unleugbar unsere Cafés, in denen heute wohl fast ausnahmslos die Sportblätter des In- und Auslandes ausliegen und das bessere Publikum sich um die aus allen Weltteilen durch Radfahrer einlaufenden Renndepeschen in eifriger Verhandlung drängt.

Statt zu den offiziellen Wettbüros halten die kleinen Leute tausendfach lieber zum Buchmacher und dessen Vertreter: dem Zigarrenhändler, weil sie in diesem ihren natürlichen Freund und Berater sehen, mit dem sie nach Herzenslust über die Wahl ihrer Einsätze, über ihre Aussichten, ihre Erfolge und Mißerfolge schmusen, bei dem sie auf Pferde, die mehrmals laufen, ohne Angabe eines bestimmten Rennens wetten können, Kredit genießen und das Geheimnis ihrer Spielsucht besser geborgen glauben. Können sie bei ihm doch groschenweise selbst in den Rennen des Auslandes ihr Glück versuchen, da die vielen Wettbüros Frankreichs die kleinsten Einsätze für die Rennen ihres Landes annehmen, um auf die Spielsucht der kleinen Leute bis in den letzten Winkel zu wirken, ähnlich dem Lotto in Italien und Österreich, das für wenige Heller viele Kronen verspricht.

In wie schlechten Händen sich die kleinen Leute beim Buchmacher und dessen Vertreter befinden, wissen sie freilich meistens nicht. Wie der Hammel der Herde folgt einer wie der andere der großen Schar in den Zigarrenladen, das Restaurant, die Schankwirtschaft, in dem blinden Glauben, daß er gut aufgehoben sein müsse, wo so viele einkehren. Sie ahnen nicht, daß gerade in den Händen ihres treuen Freundes und Beraters

meistens die Wage ihrer Gewinnchance so tief herabsinkt, daß sie im günstigsten Falle für Sieg ihren Einsatz nur zwanzigfach erhalten, auch wenn die Gewinnquote 1000 : 1 und mehr ist.

Die Einnahmen des Vermittlers richten sich natürlich nach dem Umfange seiner Kundschaft. Nicht wenige sind es, denen es gelingt, an bewegten Tagen Einsätze in Höhe von ein paar tausend Mark zu erzielen und sich so eine schöne Jahreseinnahme herauszuwirtschaften. Zahlt ihnen doch ihr Vertrauensmann, der Buchmacher, für alle Einsätze eine Provision von mindestens 5%, mit andern Worten von 5 Mark bei Einsätzen von 100 Mark, 500 Mark bei Einsätzen von 10 000 Mark.

Gleich verderblich wie der Buchmacher und dessen Vermittler ist das Tipsterwesen, dessen Betriebsart wieder einmal zeigt, wie leicht es ist, Geld zu verdienen, wenn man nur versteht, die Torheit, Gedankenlosigkeit und Leichtgläubigkeit der Mitmenschen auszubeuten. Das Geschäft des Tipsers besteht darin, entweder totsichere Winke gegen schweres Geld anzupreisen oder Hefte und Zettel herauszugeben, welche die Pferde ankündigen, die voraussichtlich siegen werden. Solche Tips werden in geschlossenen Kuverts durch Radfahrer den Zeitungsverkäufern und Zigarrenhändlern zugestellt, die sie Stück für Stück mit einer bis zehn Mark an die Wettenden verkaufen. Im Namen der Vertriebsfirma wie im Aussehen des Umschlages, der den Tip in sich birgt, tritt allemal dann eine Änderung ein, sobald das Unternehmen durch falsche Voraussagen so diskreditiert ist, daß niemand von diesen Tipstern mehr etwas wissen will. Die Bezugsquelle der Tips sind meistens die Jockeys, die förmlich umlagert werden von Leuten, die „gute Tips“ haben wollen.

Geradezu zum Spott aber müßte es, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, herausfordern, wenn man nun gar diese kleinen

Leute über das Material der Rennställe, über Jockeys und Pferde, die sie nie gesehen, deren Namen sie kaum aussprechen können, die sie nur aus dem Studium der Rennblätter oder aus den Mitteilungen ihrer von Weisheit überströmenden Wichtigtuer von Vermittlern kennen, urteilen hört und wahrnimmt, wie hartnäckig Mann für Mann seine persönliche Ansicht über die Siegesaussichten der einzelnen Pferde vertritt. Wird ihr Urteil dann durch den Verlauf des Rennens widerlegt und der sauer erworbene Groschen verloren, so können nur die Jockeys Kabrusche gemacht und sie um ihr Geld betrogen haben.

Weder den Buchmacher noch dessen Vermittler schreckt es ab, daß die §§ 287 und 288 des Strafgesetzbuches die geschäftsmäßige Vermittlung von Wetten für öffentliche im In- und Auslande veranstaltete Pferderennen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bedrohen — furchtlos legt er seine Ruten aus, um die Gimpel auf den Leim zu locken. Nicht weniger als 1500 Personen werden als Buchmacher in den polizeilichen Listen geführt, wie Kriminalkommissar von Manteuffel in der Gerichtsverhandlung gegen den Bankbetrüger Klopsch darlegte.

Die zuständigen Ministerien beschäftigen sich deshalb und wohl auch der neuesten Dramen wegen wieder einmal mit der Frage, wie diesen Leuten und der Wettleidenschaft unseres Volkes wirksam entgegengetreten werden kann. Zu den Beratungen über die Abwehrmittel sollen, wie immer, auch diesmal wieder die Spitzen der Rennklubs zugezogen werden.

Aus diesen gemeinsamen Beratungen wird natürlich auch diesmal wieder herzlich wenig herausspringen, denn wenn die Herren von der Regierung die Spielsucht wirklich ernstlich eindämmen wollten, dann würden sie jetzt bereit sein, das Übel an der Wurzel anzugreifen und aus dem deutschen Boden den Giftbaum: den Totalisator zu entfernen, dann würden sie

niemand mehr hindern, Wetten für das Ausland zu vermitteln, weil ein Ventil für die Spielleidenschaft unseres Volkes nun mal vorhanden sein muß und ein solches Ventil am wenigsten schädlich irgendwo im fernen Ausland arbeitet. Würde der Totalisator aus unserm Lande verschwinden, so würde, wie hier besonders betont werden mag, auch bald der Strom der Wettlustigen, die heute ihr Geld für ausländische Wetten anlegen, abflauen, weil mit dem Verschwinden der Rennplätze das allgemeine Interesse für diese Art von Sport erlöschen und die Buchmacher samt ihren Vermittlern für ihre Tätigkeit kein lohnendes Feld mehr fänden und somit bald von selbst aufhören müßten, die unteren wie die oberen Schichten des Volkes zum Wetten anzureizen.

Solche Vorschläge werden von den Herren der Regierung auch diesmal natürlich achselzuckend abgelehnt werden, da man eben die schönen Einnahmen aus den Wetten nicht entbehren will. Würde den Herren von der Regierung gesagt werden, daß sie nach dieser Stellungnahme eigentlich genau solche Sünder wie die Buchmacher und deren Vermittler sind, da diese doch auch nur entschlossen sind, weiter zu sündigen, weil sie die schönen Einnahmen aus den Wetten nicht entbehren wollen, so würden sie wahrscheinlich sehr entrüstet sein, trotzdem sie sachlich gar kein Recht dazu haben. Sie haben nicht einmal das Recht, sich über die Wettsucht unseres Volkes „sittlich“ aufzuregen, weil gerade in ihren Reihen die Schuldigen sitzen, welche die verderbliche Spielsucht in unserem Lande durch die Einführung des Totalisators groß gezogen und ein System, so schlimm wie Straßenraub, aufgerichtet haben, durch das unserm Volke ganz planmäßig das Geld aus der Tasche gezogen wird. Oder wollen sie für so töricht gehalten werden, daß sie bei Erlaß des Wettgesetzes über den Totalisator nicht erkannt hätten, daß nach den

Gesetzen der Wahrscheinlichkeit im laufenden Spiel bei der hohen Staatsabgabe von $16^2/_3\,\%$ jede 100 Mark eines Wettenden nur 6 mal ($6 \times 16^2/_3 = 100$) durch die Kasse des Totalisators zu laufen brauchen, um bis auf den letzten Pfennig automatisch verschlungen zu werden.

Konnte nicht, als im Oktober 1912 der Vertreter der Staatsanwaltschaft in Bochum in den Saal rief, daß es notwendig sei, gegen den Angeklagten energisch vorzugehen, da durch die gemeingefährliche Handlungsweise der „Wettvermittler“ viele Familien unglücklich gemacht würden, ebenso gut der Totalisator gemeint sein?

Aber wir haben gelernt, unser Haupt vor der hohen Staatsweisheit zu beugen. Wir wissen, daß auch diesmal wieder die Beratungen verlaufen werden wie das Hornberger Schießen. Als brave und gesinnungstüchtige Leute werden die beratenden Herren auf die verderbliche Spielsucht tüchtig schimpfen, das Veröffentlichen von Tips unterdrücken, den verdammten Konkurrenten von Buchmachern mal wieder die Polizei schärfer auf den Pelz hetzen; man wird vielleicht auch, statt das Übel der Spielsucht und aller damit zusammenhängenden Vergehen bei der Wurzel zu packen, wieder wie schon einmal in den achtziger Jahren empfehlen, das Strafgesetzbuch mit einem neuen Paragraphen zu bereichern, der unter unseren Mitbürgern alle die mit Freiheitsstrafe bedroht, die es wagen, ihr Geld auf dem grünen Rasen oder an den grünen Tischen des Auslandes: in Monte Carlo, zu verlieren, statt auf dem grünen Rasen in Deutschland — und dann entzückt von dem schönen Verlauf der Beratung vergnügt wieder mal die Hände schüttelnd auseinandergehen — — —

* * *

32.

Garcias Glück und Ende.

Es scheint das Schicksal aller großen Spieler zu sein, daß sie im Fahrwasser großer Erfolge ihre Augen gewaltsam vor den Klippen verschließen, an denen ihr leicht gezimmertes Glücksschiff in Trümmer gehen muß. Unter den zahllosen Beispielen dieser Art gibt es keinen drastischeren Belag als das merkwürdige Schicksal des vielgenannten Spaniers Garcia. Als Reisender einer Korkenfabrik in den Pyrenäen hatte er auf einer Geschäftsreise viele Jahre hindurch die üppig blühenden Spielorte Homburg, Wiesbaden, Nauheim besucht, ohne den Fuß in die Spielsäle zu setzen oder gar sein Geld dort zu riskieren, als im Jahre 1861 in Homburg zufällig ein Achsenbruch seines Wagens auf der Fahrt nach dem Bahnhof seine Abreise verzögerte und ihn die Langeweile in der Abendstunde in die Spielsäle trieb. Garcia kannte weder Spielregeln noch Spielart, als er das Kasino betrat. Klar war ihm nach der ersten Beobachtung nur, daß die Bank beim Trente-et-quarante-Spiel allemal dem Gewinner den gleich hohen Betrag seines Einsatzes auszahlt.

„Einen Louis," erzählte einst Garcia einem meiner Freunde über seinen ersten Versuch, „wollte ich wagen. Nicht mehr und nicht weniger. Aber auch diesen Louis hielt ich in der Erinnerung an das Pech, das ich an diesem Tage schon auf der Fahrt nach dem Bahnhof gehabt hatte und das mir als böses Omen vorschwebte, für verloren. Nicht wenig erstaunt war ich deshalb, als die kritiklos gewählte Chance „Rouge" gewann und der Croupier auf meinen Louis einen zweiten legte. Aber vergeblich versuchte ich, den Wall der vor mir stehenden Personen zu

durchbrechen, um meine beiden Louis einzustreichen, bevor der Ruf des Croupiers: „Le jeu est fait" ertönt war, der bekanntlich die Möglichkeit abschneidet, noch Einsätze zu machen oder Einsätze und Gewinne zurückzuziehen. Aber dieser Ausgang war mir günstig, denn ich gewann wieder und sah meinen kleinen Einsatz auf vier Louis steigen. In diesem Augenblick reifte in mir der Entschluß, meinen ursprünglichen Einsatz von einem Louis zurückzuziehen und mit den gewonnenen drei Louis, dem Gelde der Bank, solange auf Rouge zu bleiben, bis Noir wieder erschiene. Es schien aber, als gäbe es in diesem Spiel kein Noir mehr; langsam wuchs mein Goldhäufchen zu einem Goldhaufen und endlich zum Maximum heran, langsam aber wuchs auch die Erregung meiner Mitspieler, die ihr Mißfallen über die Sorglosigkeit zu erkennen gaben, womit ich all das glücklich Errungene dem Zufall des nächsten Coups preisgab. Gerade diesem Eingriffe in meine Rechte glaubte ich nun Widerstand entgegensetzen zu müssen. Mit dem steigenden Gewinne hob sich auch meine Willenskraft, dem Schicksal und allen Einflüsterungen bis aufs äußerste Trotz zu bieten. Als eine Demütigung faßte ich es mit dem Stolze des Hidalgo auf, — anders als aus eigener Entschließung zurückzuweichen, wie auch die Fahrt enden mochte. Gewiß, eine gewaltige Summe sagte ich mir, steht für mich auf dem Spiele, gewaltig für einen Mann, der gezwungen ist, auf mühsamen Fahrten auf Schienen und mit der Landkutsche sein Brot zu verdienen. Gewiß! Aber man wagte, meinen Willen in eigener Sache zu beugen! Was hindert mich da, den Zufall, der mich hergeführt und mir wie ein Geschenk des Himmels eine gewaltige Summe in den Schoß geworfen, als einen Fingerzeig unbegrenzten Wohlwollens der Glücksgöttin und einen Wink zu deuten, jetzt die Fahrt nach dem Glück unentwegt fortzusetzen, bis mein Wagen oder die

Bank niederbricht. „Tout va jusqu'à concurrence du maximum" — rief ich fast zürnend dem Croupier zu. Hatten doch die Mitspieler, überzeugt, daß der Umschlag unmittelbar bevorstehe, begonnen, Noir zu bepflastern, gleichsam als ob sie mich einschüchtern und zum Rückzuge drängen wollten. Unverrückt, fast unheimlich entschied sich Coup für Coup für mich, bis die Croupiers, trotzdem die Bankkasse mit Einsätzen auf Noir von den Mitspielern fortlaufend gespeist worden war, die Harken auf den Tisch warfen und die Bank für gesprengt erklärten. Mir schwindelten bei diesem Anblick die Sinne. — Schien es mir doch, als ob der ganze Saal sich drehe, als ob Kugel, Croupiers, Harken und Publikum einen wilden Reigen um mich tanzten. War das alles nur die Phantasie eines stark überhitzten Hirns? Wie von Furien gepeitscht suchte ich das Freie, suchte ich mein Hotel zu erreichen; ich flog die Treppen hinauf in mein Zimmer. Ich rang nach Luft. Hatte ich denn wirklich die Kasse des Spieltisches bis auf den Grund erschöpft und selbst die Taschen meiner Mitspieler geleert, die so stürmisch gegen mich Partei genommen hatten? Waren es wirklich echte Banknoten, wirklich echte Goldstücke, nicht Blüten, nicht wertlose Spielmarken, womit alle Taschen meines Rockes, meiner Weste, meiner Hosen bis zum Platzen vollgepfropft waren — die Taschen des Pfropfenreisenden Garcia? Ich schloß die Tür meines Zimmers zu, schüttete das Geld auf den Tisch, legte die Bündel Banknoten, nach ihren Werten geordnet, daneben und zählte über 2000 Goldstücke und 140 000 Franks in Papier, gewonnen alles mit einem einzigen Louis. Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf: der Kellner sollte kommen. Er sollte mir sagen, ob in diesem Zimmer der Pfropfenreisende Garcia wohne, ob ich dieser Pfropfenreisende sei, ob ich wache oder träume und ob Banknoten und Gold wirkliche Banknoten, wirkliches, gleißendes Gold wären. Ich gab den Gedanken wieder auf, denn konnte ich nicht träumen, den Kellner gerufen zu haben, um mich zu rekognoszieren? War ich noch nicht verrückt, so hätte ich jetzt verrückt werden können. In diesem Stadium lernte ich begreifen, daß ein Mensch unter einem plötzlichen übermächtigen Eindruck das seelische Gleichgewicht, das bischen Menschenwürde: den Verstand verlieren könne.

Am nächsten Morgen sprang ich, als nach einem unruhigen Schlafe die Erinnerung an die Erlebnisse des vergangenen Abends in mir zu dämmern begann, aus dem Bette, um mich zu überführen, ob kein Traum mich getäuscht, ob Banknoten, ob Gold wirklich vorhanden. Und welch eine Summe lag vor mir! Hatte ich doch niemals eine so gewaltige Summe in Händen gehabt, geschweige denn besessen. In jahrelanger heißer Arbeit hatte ich 2000 Pesetas erspart. Hieß es da nicht, sich jetzt auf alle Fälle eine sorgenlose Zukunft sichern? Noch an demselben Vormittag sandte ich meinem Chef meine Musterkoffer mit Korken und Baumrinden zurück. Dann suchte ich eine Bank auf, durch die ich der Banca nationale in Barcelona drei Viertel meines Gewinnes zur Gutschrift für mich überweisen ließ. Ein Viertel sollte von neuem riskiert und bei dessen Verlust ein für allemal Schluß gemacht werden."

Mit geradezu märchenhaftem Glück aber spielte Garcia weiter. Je untertäniger sich Fortuna zeigte, mit desto größerem Wagemut ging Garcia vor. Bald genügte es dem kühnen, unersättlichen Spieler nicht, an einem Tische zu spielen. Er spielte an drei Tischen zugleich, die er abwechselnd überwachte. Jeden Tisch pflegte er mit einem Stapel Banknoten in Paketen mit dem Maximum-Einsatz zu besetzen. Je nachdem sich das Schicksal für oder gegen Garcia entschied, nahmen die Croupiers ein Paket von den Stapeln ab oder fügten diesen ein Paket hinzu.

In wenigen Wochen hatte Garcia eine Million, in zwei Monaten zwei Millionen gewonnen. Sein unheimliches, unbegrenztes Glück lieferte den Unterhaltungen der Spieler Homburgs den ständigen Gesprächsstoff. Er war plötzlich zum Helden des Tages geworden, auf den wie auf ein Weltwunder gezeigt wurde.

Im nächsten Jahre kehrte Garcia nach Homburg zurück, um das Spiel in gleichem Stile wieder aufzunehmen. Wieder strömten ihm aus dem Füllhorn der Glücksgöttin in alter Huld Banknoten und Gold zu, als habe er mit Fortuna einen Pakt auf Lebenszeit geschlossen. Seine Popularität wuchs. Zu einer internationalen Berühmtheit im Bereich des Glücksspiels aber wurde er, als sein Name in allen Blättern des In- und Auslandes erschien und dessen Träger als der glücklichste Spieler gefeiert wurde, der je unter der Sonne gewandelt sei.

Als Garcia in der folgenden Saison in Homburg wieder auftauchte, rief allein die Nachricht von seiner Anwesenheit eine unbeschreibliche Neugierde und Erregung sowohl in den Spielerkreisen wie im Spielbetriebe hervor, deren Leiter in Garcia einen unheimlichen und gefürchteten Gast erblickten. Sobald Garcia die Spielsäle betrat und an drei Tischen mit den höchsten Einsätzen gegen die Kassen der Bank anstürmte, ruhte an allen übrigen Tischen das Spiel. Und er gewann, gewann, gewann!

Aber da — mit einem Schlage wandte sich sein Schicksal! Der durch jahrelange Erfolge sicher und sorglos gewordene Garcia erlitt eine fürchterliche Schlappe nach der andern. Die launische Glücksgöttin war offenbar der unersättlichen Gier ihres Lieblings überdrüssig geworden. Sein Stern sank. Je mehr das Glück sich von ihm abwandte, desto zügelloser begann er zu spielen. Banknoten über Banknoten, Gold über Gold

schleppte er heran, um seine Verluste zurückzuerobern. Wer hätte den tollkühnen Spieler, der jetzt, gedrängt und gelockt, die letzten verzweifelten Würfe wagte, noch zurückhalten können?

Er sah auch die letzten Banknoten schwinden. — Und wieder schien es ihm in diesem Augenblicke wie vor drei Jahren, als ob der ganze Saal sich drehte, als ob Kugel, Croupiers, Harken und Publikum in wildem Reigen um ihn tanzten. War das nur die Phantasie eines überhitzten Hirns? Wie von Furien gepeitscht, suchte er das Freie, sein Hotel zu erreichen, flog er die Treppe hinauf in sein Zimmer. Er rang nach Luft. Es war der Anfang vom Ende.

Als Bettler kehrte Garcia nach Spanien zurück. Gebrochen, elend und verlassen endete er im Jahre 1881 an den Stufen einer Kirche.

* * *

33.

Im Wandel der Zeiten.

Aus Funden, die aus Höhlen und aus tieferen Erdschichten ans Licht befördert worden sind, konnte die Forschung überzeugend nachweisen, daß auf dem Boden Monacos bereits vor vierzigtausend Jahren menschliche Niederlassungen bestanden haben müssen. Sonst liegt die ältere Vergangenheit des Küstenlandes im Dunkel. Immerhin hat die Altertumsforschung festgestellt, daß hier nacheinander ligurische, phönizische, phozäische, römische, sarazenische Bevölkerung saß. Die ältesten Urkunden, die uns ermöglichen, die Topographie und das Bild der Ortschaft in alten Tagen einigermaßen erkennen zu lassen, stammen aus dem 15. Jahrhundert nach Christi Geburt.

Nach der Überlieferung sollen die Phönizier im 17. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von diesem Gelände Besitz genommen und an dessen äußerster Landspitze den Hafen begründet haben, der heutzutage unter dem Namen „Hafen von Monaco" bekannt ist. Sie weihten ihn der Ehre und dem Ruhm ihres Nationalgottes Melkart, der seinem Volke den Weg über das Meer gezeigt hatte. Da der griechische Herakles dem phönizischen Melkart verwandt war und später als mit ihm identisch angesehen wurde, hieß der Hafen in der römischen Kaiserzeit „portus Herculis". Schriftsteller des Altertums berichten, daß die griechischen Ansiedler aus Phokäa die den Hafen umgebende Örtlichkeit unter dem Eindruck ihrer abgeschiedenen Lage Monoikos (d. h. einsamer Ort) nannten und daß aus diesem Worte (lateinisch Monecus) dann die Ortsbezeichnung „Monaco" hervorgegangen sei. Die Akropolis bildete der jetzt unter dem Namen „La Turbie" bekannte Hügel. Im Bereich dieses Hügels hatten zuerst die Phönizier das Heer der Ligurier, weiterhin die Phokäer die Phönizier bekämpft, und deren Ansiedelungen an sich gerissen. Im Jahre 155 v. Chr. endlich überschritten die Römer die Alpen und leiteten einen Siegeszug ein, der sich allmählich über Gallien, Belgien und Großbritannien ausdehnte. In der eroberten Alpenwelt blieb nur noch ein von den der Macht Roms trotzenden Bergvölkern bewohnter Streifen an der Küste des Adriatischen Meeres bis zum Mittelländischen Meer übrig, bis schließlich die Legionen Cäsars den Widerstand überwanden. Auf der Türbie errichtete Cäsar ein Lager, zog sein Heer zusammen und schiffte sich von hier ein, um Pompejus zu besiegen. Den entscheidenden Sieg der Römer über die 45 Bergvölker Liguriens und das Andenken an den Antritt der Herrschaft des Kaisers Augustus über die gesamten Völker der Alpen sollte der Nachwelt das Denkmal verkünden, das

auf Beschluß des römischen Senats im Jahre 7 v. Chr. auf dem Hügel La Turbie errichtet wurde und dessen Überbleibsel noch heute die Bewunderung aller Betrachter erregen.

Mit dem Verfall des weströmischen Reichs im 4. und 5. Jahrhundert begannen für die Bewohner Monacos schwere Leidenszeiten, die durch die kriegerischen Unternehmungen der Westgoten, Vandalen und anderer Volksstämme hervorgerufen wurden.

Als die gallischen Lande unter die Herrschaft der germanischen Frankenkönige kam, dehnten diese ihre Macht auch über die Küste des Mittelländischen Meeres aus, wo sie den hier inzwischen maßgebend gewordenen Einfluß des von Genua gebildeten ligurischen Städtebundes zurückdrängten. Dann wurde das Land die Beute der Sarazenen, die, wiederholt vertrieben, immer wieder anrückten, bis Graf Wilhelm von der Provence ihrer Herrschaft ein Ziel setzte und sie für immer vertrieb.

Hier taucht zum ersten Male der Name des jetzigen Fürstengeschlechts auf! Der Heerführer Gibelin Grimaldi erhielt zum Dank für die bei der Beseitigung der Sarazenen gewährte Hilfeleistung Monaco als Lehen. Völlig unglaubwürdig ist die auf gefälschte Urkunden gestützte Familienüberlieferung, welche die Grimaldi schon im 10. Jahrhundert in den Besitz von Monaco gelangen läßt. Durch eine einwandsfreie Urkunde ist festgestellt, daß die Republik Genua den Fels von Monaco mit allen damit verbundenen Ländereien im Jahre 1174 von Reymond V., Grafen von Toulouse, geschenkt erhalten, und daß im Jahre 1191 der deutsche Kaiser Heinrich IV. diese Schenkung bestätigt hat.

Nachgewiesen ist die Abstammung Gibelin Grimaldis von Otto Canella, der im Jahre 1133 Konsul in Genua war. Der dritte Sohn dieses Otto Canella, der Grimaldo

Canella hieß, war wiederholt Konsul, dann Gesandter beim Kaiser Friedrich Barbarossa, am Hofe von Konstantinopel und am Hofe des Königs von Marokko. Von Grimaldo Canella hat das Geschlecht der Grimaldo endgültig seinen Namen angenommen und dauernd fortgeführt.

Im Jahre 1297 wurde François Grimaldi das Haupt der Guelfen und Herr der Republik Genua, bis er von den Ghibellinen vertrieben wurde. Er wandte sich nach Monaco, das sich unter seiner Herrschaft bald zu einer Zufluchtsstätte des niedrigsten Gesindels von Briganten und Piraten, zum Schrecken der ganzen Küste entwickelte. Im Jahre 1338 wurde Carlo Grimaldi Herr von Monaco auf Grund einer Zahlung von 1280 Florin in Gold. Stets bereit, ihr Gebiet zu vergrößern, kauften die Grimaldi im Jahre 1346 die Herrschaft Mentone von der Familie Vento, zwei Jahre später die Herrschaft Castillon und endlich im Jahre 1355 die Herrschaft Roquebrune von Wilhelm Peter Lexaris, Grafen von Ventimiglia.

Im Jahre 1357 wurde Monaco von den Genuesen belagert. Carlo starb während der Belagerung, und die Grimaldi wurden gezwungen, allerdings gegen eine hohe Entschädigung, die Festung und Roquebrune abzutreten. Nur Mentone und Castillon verblieben Reiner Grimaldi.

Im XV. Jahrhundert hatte das Land dank der Gier des Grafen von der Provence, der Republik Genua, der Herzöge von Mailand und Savoyen abwechselnd verschiedene Herren aufzuweisen.

Erst 62 Jahre später, im Jahre 1419, gelangte Monaco wieder an die Enkel von Carlo Grimaldi. Im Jahre 1428 mußte Jean Grimaldi die Festung dem Herzog Philipp-Marie Visconti von Mailand übergeben. Im Jahre 1448 trat Jean Grimaldi Roquebrune und seinen Anteil an Monaco an den Herzog von

Savoyen ab. Im Jahre 1477 erhielt Lambert Grimaldi zum Dank und als Gegenleistung für seinen über die Venezier errungenen großen Sieg Monaco zurück, aber mit der Einschränkung, daß er die Oberhoheit Viscontis anerkannte.

Als sich beim Tode des Herzogs von Sforza die Grimaldi gegen Visconti erhoben, ließ Amadeus IX. die Festung belagern. Sie fiel nach zweimonatlicher Belagerung durch den Gouverneur von Nizza an Visconti.

Gelegentlich der von den französischen Königen Karl III. und Louis XII. unternommenen Einfälle in Italien zeichneten sich die Grimaldi als deren Bundesgenossen aus und wurden für ihre Dienste mit dem Gouvernement der westlichen Riviera betraut. Im Jahre 1505 wurde Jean II. Herr von Monaco. Im Jahre 1512 erkannte König Ludwig XII. formell die völlige Souveränität Lucian Grimaldis über Monaco an, die Franz I. drei Jahre später bestätigte. Diese Bestätigung wird noch heute in der Geschichte der Souveränität des Landes hoch bewertet. Den Antritt seiner Herrschaft verdankte Lucian Grimaldi dem gemeinen Meuchelmord, dem in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober 1515 durch seine Hand sein Bruder Jean zum Opfer fiel.

Zwanzig Jahre später setzten die Leute von Bartholomäus Doria dem Leben Lucians, seines Onkels, ebenso feige und hinterlistig ein Ziel, wie einst Lucian seinen Bruder ermordet hatte. Unter dem Vorwande, eine Reise an den Hof von Frankreich machen zu müssen, ließ Doria zwanzig Leute in das Schloß aufnehmen, die sich angeblich mit ihm zum Dienst bei Franz I. begeben sollten. Doria zog seinen Onkel in einen entlegenen Saal unter dem Vorgeben, ihm Empfehlungen für den König von Frankreich zu geben. Hier hauchte Lucian, von vierzig Dolchstichen durchbohrt, sein Leben aus. Dorias Absicht aber, sich zum Herrn der Festung zu machen, schlug fehl.

Vergeblich suchte Augustin Grimaldi, der während der Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I. zur Herrschaft gelangt war, die Ermordung seines Bruders mit gleichviel welchen Mitteln zu rächen. Er ließ allen Versprechungen zum Hohn Doria festnehmen, seiner Güter für verlustig erklären und zum Tode verurteilen. Nur das tatkräftige Eingreifen des Papstes Clemens VII. rettete den dem Tode Geweihten.

Im Jahre 1532 verschied plötzlich Augustin, wie behauptet wird, an Gift. Im Jahre 1604 wurde Hercule Grimaldi auf offener Straße ermordet. So verloren alle vier Brüder, die nacheinander berufen waren, die Herrschaft anzutreten, ihr Leben vor der Zeit durch einen gewaltsamen Tod.

Als Dorias Niederlage Franz I. zur Flucht durch Monaco zwang, wurde Spanien Protektor des Landes. Dabei blieb es für hundert Jahre. Dann wurde die spanische Besatzung durch fünfzig französische Soldaten, die Honorius II. nach Abschluß eines Schutzbündnisses mit Richelieu herbeigerufen hatte, vertrieben.

Am 14. September 1641 wurde der Vertrag von Péronne mit Honorius II. abgeschlossen, der von den Fürsten von Monaco noch heute als eine der wichtigsten Urkunden zum Beweise ihrer Herrscherrechte ins Treffen geführt wird. König Ludwig XIII. nahm den Fürsten und das Fürstentum unter seinen Schutz, legte eine Garnison von fünfhundert Mann unter dem Befehl des Fürsten nach Monaco und gewährleistete die volle Souveränität seines Schutzbefohlenen sowohl über Monaco wie über Mentone und Roquebrune.

Honorés Bruder Ludwig I. führte ein Lodderleben. Dessen Nachfolger Anton starb im Jahre 1731 ohne männliche Erben. Damit erlosch die Familie Grimaldi im Mannesstamm, und Monaco fiel an Antons Tochter. Diese war mit dem französischen

Grafen Goyon-Matignon, dem Sproß einer berühmten Familie aus der Bretagne und Normandie, vermählt, die ihre Abstammung mütterlicherseits auf Franz von Bourbon zurückführen konnte. Sie übertrug ihre Rechte ihrem Gemahl, der als Jean I. dann die Herrschaft antrat. Er wurde indessen nach kurzer Regierung gezwungen, die Herrschaft ihrem Sohn Honorius III. zu überlassen, der den Namen Grimaldi und die Wappen der Grimaldi annahm. Damit setzte die neue Linie Grimaldi-Goyon-Matignon ein.

Die französische Revolution ging auch an dem Fürstentum nicht spurlos vorüber. Die französische Republik setzte den Fürsten ab, erklärte ihn aller Einkünfte aus seinen französischen Besitzungen für verlustig und vereinigte das Fürstentum im Jahre 1703 mit Frankreich. Im Jahre 1814 wurde auf Veranlassung Talleyrands den Matignon-Grimaldi ihre Souveränität und im Jahre 1815 Sardinien das Protektorat über Monaco zugesprochen. Sardinien erkannte die Souveränität des Fürsten an, behielt sich aber das Recht der militärischen Besatzung vor. Honorius zog feierlich in Monaco ein, lebte aber nach alter Gewohnheit in Paris seinen Schlendrian weiter. Sein Land, in dem er sich während seiner zweiundzwanzigjährigen Regierung nur einige Wochen hindurch aufgehalten hat, hatte die Einführung einer Brotsteuer und andere harte Belastungen zu ertragen. Alle Steuern waren an den Franzosen Chappon in Generalpacht gegeben, der das Volk bis aufs Blut aussaugte.

Nach dem Tode Honorius im Jahre 1841 verkündete dessen Nachfolger Florestan I. bei seinem Regierungsantritt aus Furcht vor einem Ausbruche der aufs höchste gestiegenen Volkserbitterung feierlichst die Abschaffung der Brotsteuer und die Erleichterung vieler anderer drückender Lasten. Er traf aber keine Anstalten zur Durchführung der verkündeten Maßregeln. Lange

Jahre ertrug das Volk den unverminderten Druck. Als aber im Jahre 1848 der Fürst nach seinem Eintreffen aus Paris sich in seinem Palais einschloß und den Abgesandten des Volkes den Zutritt verwehrte, sammelte sich die Bevölkerung, zog mit der Geistlichkeit, den Richtern und Konsuln an der Spitze vor das Schloß und forderte stürmisch die sofortige Bewilligung der damals überall erhobenen Volksforderungen. Florestan sagte die Erfüllung aller Wünsche zu, sandte indessen hinterlistig seinen Sohn nach Turin, um die Hilfe sardinischer Truppen herbeizurufen. Am 4. Januar 1848 rückte General Counet mit zwei Bataillonen heran, ihnen entgegen rückte die Bevölkerung mit der Büste Karl Alberts. Bei diesem Anblick streckten die Soldaten die Waffen. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt. Mentone und Roquebrune erklärten sich an demselben Tage unter der Schutzherrschaft des Königs von Sardinien für freie Städte. Chevalier Karl Trenke wurde zum Präsidenten erwählt. Das Fürstentum schmolz auf die Gemeinde Monaco zusammen, in der alle Bedingungen zur Erhaltung der Bevölkerung fehlten.

Auf Florestan folgte Karl III. Er trat am 2. Februar 1861 seine Rechte auf das abtrünnige Mentone und Roquebrune gegen eine einmalige Entschädigung von 4 Millionen Franks an Frankreich ab, das es dem Departement des Alpes maritimes einverleibte — zugleich mit Nizza, dessen Bewohner sich nach dem italienischen Kriege auf dem Wege der Volksabstimmung für die Einverleibung in die französische Republik erklärten. Die Folge davon war, daß die sardinische Garnison im Juli 1860 Monaco räumte. Damit hörte das Protektorat auf. Das Land war nunmehr völlig unabhängig und frei von allen aus einem Protektorat sich ergebenden Unbequemlichkeiten und Hemmnisse. Alle Zweifel, die etwa noch bestanden, wurden durch eine Erklärung beseitigt, die der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten von der Tribüne der Kammer im Jahre 1891 abgab. Das Fürstentum, erklärte er, ist vollkommen unabhängig, seine Unabhängigkeit ist von Italien und Frankreich anerkannt. Frankreich hat kein Interesse, diese Sachlage in Zweifel zu setzen.

Das Fürstentum umfaßt ein Areal von 2160 Hektar; es ist achtmal so groß wie der Tiergarten in Berlin und kaum halb mal so groß wie der Grunewald im SW. von Berlin.

Karl III. starb im Jahre 1889. Albert I., der jetzige Herrscher, folgte.

* * *

34.

Aus dem Leben des Spielfürsten.

Schwer hatte das Schicksal Karl III., den Vater des regierenden Fürsten Albert I., heimgesucht. Zwanzig Jahre mußte er das Unglück völliger Erblindung tragen, nachdem er fast fünfundzwanzig Jahre lang vergeblich gegen das unerbittliche Geschick angekämpft hatte. Am 10. September 1889 verschied er in fast vollendetem 71. Lebensjahre auf seinem Schlosse Marchais.

Fürst Albert I.,

am 13. November 1848 geboren, der derzeitige Beherrscher des Fürstentums Monaco, war 41 Jahre alt, als ihm seine Untertanen den Eid der Treue leisteten. In Alberts Adern fließt französisches Blut. Als Fürst Anton Grimaldi im Jahre 1731 ohne männlichen Erben starb, gingen die Thronrechte auf dessen Schwiegersohn, den Grafen Léonard de Groyon-



Fürst Albert I. von Monaco



Fürst Albert
und seine erste Gemahlin, die Herzogin von Hamilton

Matignon über, einen Nachkommen des Marschalls Ludwig XIV., der den Namen Grimaldi schon im Jahre 1715 angenommen hatte. Von diesem Matignon stammt väterlicherseits Fürst Albert ab.

Über den Ehen des Fürsten waltete kein guter Stern. Die erste Ehe, die er am 21. September 1869 mit einer nahen Verwandten Napoleons des Dritten, Lady Mary Victoria Douglas Hamilton, der 19jährigen Tochter des Herzogs Carl Douglas Hamilton und der Prinzessin Marie von Baden geschlossen hatte, wurde mit päpstlichem Dispens am 3. Januar 1880 getrennt. Nicht glücklicher war die Ehe, die er am 30. Oktober 1889 mit der Witwe des Herzogs Armand Richelieu, einer Tochter des Bankiers Heine in Hamburg und Nichte des berühmten Dichters Heinrich Heine, einging. Alice Heine war am 10. Februar 1857 in New-Orleans in Amerika geboren. An dieser Stelle sollen die peinlichen Begebenheiten, die sich im Laufe der beiden Ehen abspielten und viel Staub aufwirbelten, nicht erörtert werden. Es genügt zu erwähnen, daß Fürst Albert I. die Ehe mit der Herzogin von Richelieu sechs Wochen nach dem Tode seines Vaters schloß, der sich gegen diese Verbindung erklärt hatte. Auf Antrag des Fürsten wurde die Ehe am 30. Mai 1902 zivilrechtlich aufgelöst und die Trennung von Tisch und Bett ausgesprochen. Der Papst hatte sich in diesem zweiten Falle geweigert, seinen Dispens zu erteilen, und dadurch vielleicht bewirkt, daß der Fürst inzwischen nicht zu einer neuen Ehe geschritten ist.

Auch Fürstin Alice lebt unvermählt auf einem ihrer Schlösser in Frankreich. Fürstin Mary dagegen hat sich wenige Monate nach der Scheidung, am 2. Juni 1880, von dem damaligen Grafen, jetzigen Fürsten Tassilo Festétics, dem Sproß einer alten ungarischen Magnaten-Familie, an den Altar führen



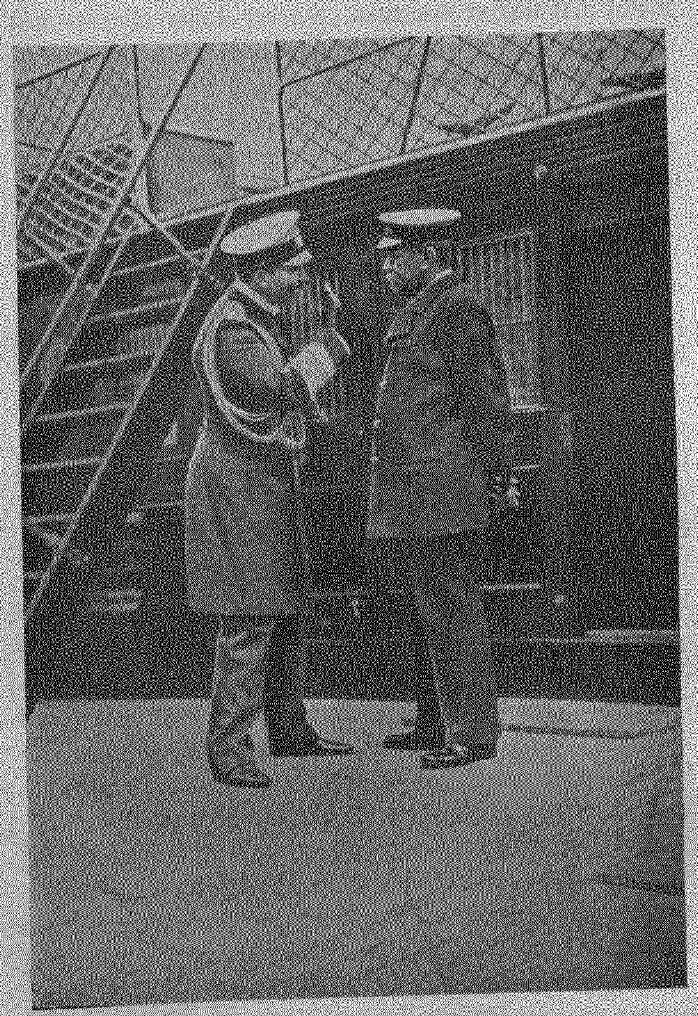
Fürst Albert und seine zweite Gemahlin, die Herzogin von Richelieu geb. Heine

lassen. Gleich dem Fürsten Albert liebt Festétics es, mit seiner Frau und Tochter auf seiner Jacht in fernen Meeren zu kreuzen.

* * *

Fürst Albert ist seiner ganzen Natur und Veranlagung nach ein Mann der Wissenschaft. Er ist im höchsten Grade anspruchslos, liebt ein zurückgezogenes Leben und tritt nur bei besonderen Anlässen in die Öffentlichkeit. Das wirtschaftliche Gedeihen seines Landes, das der Staatsmaschine bis auf die neuesten Ereignisse einen glatten und ruhigen Gang sicherte, bot dem Fürsten Zeit und Mittel, sich der Erforschung des Meeres mit der Liebe hinzugeben, die ihn von Kindesbeinen an für diesen Zweig der Wissenschaft erfüllt hat. Je älter der Fürst wurde, desto mehr schien er das Bedürfnis zu empfinden, sich in die stille Studierstube zurückzuziehen, gleichsam als wolle er in der Wissenschaft seine Eheleiden vergessen. So ist aus seinen Studien die Gründung des Ozeanographischen Museums in Monaco und des Ozeanographischen Instituts in Paris hervorgegangen, die seinem Namen dauernden Ruhm gewährleisten.

Der deutsche Kaiser hat von jeher diese Bestrebungen des Fürsten unterstützt und sich dadurch den Anspruch auf die Dankbarkeit aller Gelehrten des gleichen Fachs erworben. Kaiser Wilhelm II. hat für die Erforschung des Meeres stets ein lebhaftes Interesse bekundet, zum Studium der Gewässer Schiffe bis zum Indischen Ozean hinausgesandt, auf dem Pik von Teneriffa ein Observatorium für die Meteorologie der ozeanischen Atmosphäre errichtet und jedermann, der sich auf diesem Gebiet betätigte, gleichviel welcher wissenschaftlichen Richtung, durch seine Wertschätzung ausgezeichnet. Trotz des



Kaiser Wilhelm II. und Fürst Albert I. an Bord der „Jacht Prinzessin Alice“

großen militärischen Apparates, den der Kaiser zu leiten hat, erblickt er offenbar sein Ideal in der industriellen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklung Deutschlands. Er hat das Protektorat über das Ozeanographische Museum übernommen und dadurch der Schöpfung einen unvergleichlichen Glanz verliehen.

Der Grundstein des stattlichen Baues wurde am 29. April 1899 in Gegenwart des als Vertreter des Deutschen Kaisers entsandten Grafen Münster gelegt. Die Einweihung des Museums fand im April 1910 in Gegenwart des Fürsten Albert, der Vertreter Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens Portugals und vieler anderer auswärtigen Mächte sowie zahlreicher Delegierten ausländischer Akademien und gelehrten Gesellschaften wie hervorragender Persönlichkeiten statt. Kaiser Wilhelm hatte mit seiner Vertretung den Großadmiral v. Koester betraut. Das Museum für Meereskunde in Berlin war durch seinen Direktor Professor Penck und Konservator Walter Stahlberg vertreten, die der Fürst durch Ordensauszeichnungen ehrte.

Das Museum ist von dem französischen Architekten Delafotre im modernen Renaissancestil erbaut und erhebt sich 87 m über dem Meere, wie ein in dessen Grund an der Küste verankertes Schiff. Zwischen sechzehn korinthischen Säulen schmücken die Fassade zwei gewaltige Gruppen: „l'Humanité" und „la Vérité", die der Wissenschaft die Naturkräfte enthüllt.

Das Innere, ein Meisterwerk gediegenen Geschmacks, ein Muster von Einfachheit und Größe, beherbergt 12 Aquarien und eine Sammlung von Apparaten, die der Fürst auf seinen Seefahrten zur Erforschung der Seetiefen, der Dichtigkeit und der chemischen Beschaffenheit des Wassers, des Lichts, der Temperatur und des Lebens in den verschiedenen Tiefen der Gewässer sowie zum Einfangen ihrer Bewohner benutzt. Das

Museum zeigt die Ausbeute, die das Meer an Korallen, Schildpatt, Walfischöl, Schwämmen usw. liefert, und die darauf aufgebaute Industrie. Die Schaffung des Museums ist die Krönung eines Werkes, in dessen Dienst der Fürst den Eifer der Jugend und die Kraft des gereiften Alters, seine Tätigkeit, sein Vermögen, sein ganzes Leben gestellt hat. In dem Museum hat er die Früchte von 25 Kreuzzügen an Bord seiner Jachten „Prinzessin Alice I und II" und „l'Hirondelle", wahrer schwimmender Laboratorien, niederlegt, die Früchte, die er unter den brennenden Strahlen der Sonne in den Tropen, in der eisigen Kälte am Pol und unter den Gefahren des Cyclons auf dem Atlantischen Ozean geerntet hat.

Das Interesse für die Ozeanographie hat der Fürst dadurch zu fördern gesucht, daß er dafür in Paris einen völlig selbständigen Lehrstuhl an der Sorbonne und im Zusammenhang damit ein besonderes Komitee begründete, das sich aus den hervorragendsten Fachmännern aller Länder zusammensetzt und die Aufgabe hat (wie er anläßlich der Einweihungsfeier des Instituts betonte), das Werk in demselben Geiste fortzuführen, dem der Fürst sein Herz und sein Leben verschrieben hat, um den Schleier zu heben, der noch geheimnisvoll das Leben verdeckt, welches die weiten Gründe des Meeres belebt.

Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat den Fürsten schon im Jahre 1909 zu ihrem Mitglied als Nachfolger des großen englischen Gelehrten Lord Kelvin gewählt, dessen irdische Reste nicht nur in Westminster unter Königen und Helden beigesetzt wurden, sondern für dessen irdische Hülle man auch die Gewölbe öffnete, in denen Newton ruht, nur um sie in einer Nachbarschaft niederzulegen, die der Taten seines Lebens würdig ist.

Daß Fürst Albert nicht nur dank seiner Abstammung, sondern auch im Grunde seines Herzens Franzose ist, ist wiederholt er-

wiesen worden; zunächst im Jahre 1870, als er beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in den Dienst der französischen Marine trat, alle Deutschen, selbst den Direktor Stemler, ausweisen ließ und seine Landeskinder durch eine Proklamation erschreckte, in der er ankündigte, daß er seinen Degen und seine Armee dem französischen Kaiserreich gegen Preußen zur Verfügung gestellt habe. Des Fürsten französischer Chauvinismus ist ferner dadurch erwiesen, daß er das Musée océanographique an Frankreich schenkte. Es ist als Zweiganstalt an das Ozeanographische Institut angegliedert, das — ein gewaltiger Palast im Mittelpunkt des Quartier latin in Paris — mit dem Gelde des Fürsten erbaut und am 23. Januar 1911 mit großem Pomp im Beisein des Präsidenten der Republik, des gesamten Staatsministeriums, der Gesandten und bevollmächtigten Minister der auswärtigen Mächte und der hervorragendsten Vertreter von Kunst und Wissenschaft eröffnet wurde. Mit Vorliebe trägt der Fürst das Band des Ordens der französischen Ehrenlegion oder das blaue Band der Kolonial-Medaille im Knopfloch seines Überrocks. In den afrikanischen Kolonien und im französischen Dienst hat er sich diese Auszeichnung erworben. Von der friedensfreundlichen Gesinnung des Fürsten legt übrigens das von ihm ins Leben gerufene Friedensinstitut in Monaco Zeugnis ab.

Bei aller Liebe zu Frankreich will der Fürst offenbar der Freund aller sein, weil er begriffen hat, daß sein zwischen zwei großen Völkern eingekeiltes Land bei der Beobachtung der ausgedehntesten Entente cordiale am besten für den Fall kriegerischer Verwicklungen aufgehoben ist. Diese Politik setzt die Gefahr herab, daß das Land eines Tages aus der Liste der selbständigen Staatsgebilde gestrichen werden könnte.

Wie sehr sich der Fürst das Vertrauen und die Sympathie des deutschen Kaisers erworben hat, zeigte sich, als im April

1909 die Truppe der fürstlichen Oper von Monte Carlo nach Berlin zog, um in der Hauptstadt des Deutschen Reiches auf deren vornehmster Bühne, der Königlichen Oper, während einiger Abende ihre künstlerischen Leistungen zu zeigen. Fürst Albert, in dem unser Herrscher den ernsten Gelehrten verehrt, genoß damals die hohe Auszeichnung, mit seinem Gefolge als Gast des Kaisers in dessen ehrwürdigem Schloß wohnen zu dürfen. Bei diesem Anlaß wurde dem Fürsten zugleich die höchste Ehrung zuteil, die der deutsche Kaiser zu vergeben hat: er ernannte Fürst Albert zum Ritter des Schwarzen Adlerordens. Aber nicht nur der Fürst, sondern auch Saint-Saëns und Massenet, Frankreichs hervorragendste Komponisten, die den Künstlerzug nach Berlin begleitet hatten, wie auch Leroux, der begeisterte Verfechter deutscher Musik in Frankreich, wurden teils durch die Verleihung hoher Orden, teils durch die Überreichung des kaiserlichen Bildnisses ausgezeichnet. Fürst Albert hielt, in der Empfindung der Verpflichtung zur Gegenleistung, mit Gunstbezeugungen nicht zurück. Ein wahrer Ordensregen senkte sich auf die Brust aller in dem Bereich der Kunst an der Berliner Oper tätigen Männer nieder.

Daß der Kaiser jene hohen Auszeichnungen nicht nur aus Begeisterung für die Werke französischer Komponisten verliehen, sondern politische Nebengedanken dabei verfolgt habe, glaubte man in Frankreich allgemein annehmen zu können. Man meinte, er hege den Wunsch nach einer gegenseitigen Annäherung Deutschlands an Frankreich und wolle diesen Wunsch verwirklichen, sobald die Volksstimmung in Frankreich diese Absicht begünstige, da er annehme, daß diese Annäherung zu einer der sichersten Bürgschaften für den allgemeinen Weltfrieden führen müßte. Fürst Albert sollte zum Dolmetscher der kaiserlichen Wünsche ausersehen sein, weil sich in ihm dank

seinem hohen Ansehen und seinem freundschaftlichen Verkehr mit den französischen Würdenträgern alle Vorbedingungen für die Erfüllung dieser Aufgabe vereinigen. Zweifellos ist der Fürst eine sympathische Persönlichkeit. Jeder, der ihm im Leben einmal nähergetreten, weiß, daß seine stets gleiche Einfachheit im persönlichen Verkehr, sein gewinnendes Lächeln und seine Leutseligkeit, seine fast schüchterne Haltung und Miene alle entzückt und alle Gegner entwaffnen muß.

* * *

Mehr Glück als in seinem Eheleben hatte Fürst Albert I. als Landesvater.

Auch gewisse Ereignisse der neuesten Zeit haben das friedliche Verhältnis zwischen Volk und Herrscher wohl nur vorübergehend getrübt. Alberts Untertanen schienen zufrieden. Längst hatten sie sich daran gewöhnt, den Fürsten nur besuchsweise im Lande zu sehen, da er es vorzieht, den größten Teil des Jahres in Paris oder auf seinen Jachten „Prinzessin Alice“ und „l'Hirondelle“ zu verleben, mit denen er alle Meere durchquert, um sich seiner Lieblingsbeschäftigung hinzugeben. Sie schienen ihn als Wohltäter zu verehren, da, nach der Aussaugung des Volkes durch die früheren Herrscher, unter Alberts I. Regierung eine Zeit des Wohlstandes angebrochen ist. Nichts konnte ja die Zufriedenheit der Monegasken glänzender dartun, als der Empfang, der dem Fürsten stets bei seiner Wiederkehr nach längerer Abwesenheit von seinen Landeskindern bereitet wurde. Eine tiefe Bewegung schien dann durch das Ländchen zu gehen. Die Schulen wurden geschlossen, Ehrenpforten gebaut und Ehrenjungfrauen aufgeboten, die Arbeit in den Werkstätten wurde eingestellt, eine Abordnung aus dem Volke gewählt, die den Willkommensgruß dem Fürsten darzubringen

und ihn zu bitten hatte, einen bestimmten Weg von der Bahn bis zum Schlosse einzuhalten, damit er unter dem brausenden Jubel der Versammelten die Phalanx abfahre, die seine Landeskinder gebildet hatten.

Beim Einlaufen des fürstlichen Zuges wie beim Betreten seines Schlosses ertönte die Hymne monegasque, die bekanntlich von unserm Landsmann Albrecht komponiert worden ist. In den Abendstunden aber verkündeten leuchtende Freudenfeuer den Jubel der Monegasken über die Wiederkehr ihres Fürsten. Zeigte er sich auf seinen Ausgängen, so entblößten sich alle Häupter und begeisterte Kundgebungen folgten, bis seine Spur sich verloren hatte.

Fürst Albert I. wußte seine Volksbeliebtheit wachzuhalten. Galt doch der 13. November, der Namenstag des Fürsten, als der höchste Feiertag im Jahre mehr deshalb, weil an diesem Tage den Monegasken während einiger Stunden die Pforten der sonst ängstlich behüteten Spielsäle geöffnet waren. Lange vor der Eröffnung wurden diese dann stets belagert und im Sturm genommen, sobald die Türen in den Angeln knatterten. Die Beamten hatten an diesem Tage einen schweren Stand, da kaum ein Wurf vorüberging, ohne daß wenigstens zwei Dutzend Monegasken behaupteten, das gewinnende Fünffrankstück gesetzt zu haben. Diesem Rummel ist nun dadurch ein Ende bereitet worden, daß der Fürst seinen Landeskindern die Vergünstigung entzogen hat. Statt dessen wurden die Pforten den Fremden, denen sie am 13. November, als dem einzigen Tage im Jahre, verschlossen geblieben waren, wieder eröffnet. Ein Feiertag aber blieb der 13. November den Monegasken, — das ganze Fürstentum ist an diesem Tage in einen einzigen Vergnügungspark mit Volksfesten, Tanz, Spiel, Theater und Musik umgewandelt; den offiziellen Abschluß bildet jedes-

mal eine glänzende Illumination auf Kosten der Spielbank. Im übrigen können die Monegasken das ihnen daheim verbotene Spiel jetzt auf französischem Gebiet in vollen Zügen „genießen".

Dem Fürsten ist diese Nachbarschaft unangenehm. Wirkliche Sorge machten ihm seine Landeskinder aber erst dann, als sie zu entdecken glaubten, daß Fürst und Staatsleitung ihre Interessen nicht mit der Einsicht verfochten, wie sie es als Eingeborene beanspruchen könnten, und als die Unzufriedenheit und Mißstimmung allmählich zu einem offenen Revolutiönchen des einst so friedlichen Völkchens ausartete. Die Monegasken sind, wenn man ihren Deklamationen nachgeht, wohl damit einverstanden, daß ihnen auch in Zukunft neben der Befreiung vom Militärdienst volle Steuerfreiheit gewährt wird, und daß sie jedes beliebige Gewerbe widerspruchslos und steuerfrei betreiben dürfen, nicht aber damit, daß auch den Angehörigen fremder Staaten diese Vorrechte zustehen, die sich im Fürstentum angesiedelt haben oder es gar nur vorübergehend aufsuchen, um während der Saison den Fremdenstrom gewerblich auszunutzen. Diesen Eindringlingen soll kräftig zur Ader gelassen werden, besonders den Hoteliers, die jahraus, jahrein — es ist empörend! — mit riesenhaften Gewinnen in die heimischen Gefilde zurückkehren. Stadt- und Staatsverwaltung sollen der Reform zunächst in der Richtung bedürfen, daß möglichst alle verfügbaren Stellungen in ihrem Bereich, insbesondere aber im Spielbetriebe, mit waschechten Monegasken besetzt werden. Schuld an den Zuständen seien die Franzosen, gegen die sich denn auch in erster Linie die — sagen wir — nationale Bewegung richtet. Sie werden beschuldigt, alle fetten Posten an sich gerissen und geflissentlich dafür gesorgt zu haben, daß die Eingeborenen niemals die soziale Stellung eines Türstehers überschreiten können.

Gewiß sollte es ein weithin leuchtendes Zeichen der Einmütigkeit aller Monegasken bedeuten, als gegen Ende des Jahres 1909 die ganze Nation in der Stärke von 635 Köpfen vor die Pforten des alten Grinaldi-Palastes marschierte, um durch einen von dem Volke erwählten Vertrauensausschuß dem erschreckten Fürsten mitteilen zu lassen, daß etwas faul im Staate Monaco sei. Fürst Albert kam durch die Ansprüche seiner Monegasken in eine unliebsame Lage, da er es weder mit der Spielbank, noch mit seinen Landeskindern verderben will.

Immerhin konnten die Monegasken mit dem Ausgang der Audienz bei Serenissimus zufrieden sein! Fürst Albert hatte die erbetene Gemeindevertretung neben dem Rechte unbeschränkter Versammlungsfreiheit bewilligt und dafür gesorgt, daß etwa zwanzig Monegasken im Spielbetriebe angestellt wurden. Fürst Albert ist über das Maß der gestellten Forderungen später gar noch hinausgegangen — er hat bei dem Einweihungsakte des Ozeanographischen Museums in einer schöngesetzten Rede feierlichst den Entschluß verkündet, seinem Lande eine Verfassung zu geben.

Seit diesem denkwürdigen Augenblick aber hörten die Monegasken nichts mehr von ihrem Landesvater, und zwar, wie sie witterten, um deswillen, weil ihre zahllosen Gegner unter der Hand gegen die Durchführung der fürstlichen Absichten gearbeitet hatten. Auch munkelte man, daß der Landesvater sein Volk mit Redensarten abgespeist habe, um unter allen Umständen zu verhüten, daß in die Museumsfeierlichkeiten ein Mißton falle. Noch hofften die Monegasken, aber sie waren auf das Schlimmste gefaßt, denn sie wußten, daß sie so gut wie gar keine Freunde besaßen, und daß die Leitung der Spielbank genau wie ihre Beamten und die Räte des Fürsten gegen die Verfassung waren. Denn diese Gruppen konnten in ihren warmen Nestern das Ein-

dringen der Eingeborenen natürlich nur mit scheelen Augen betrachten. Die Monegasken fürchteten allerwegen Hemmungen ihrer Absichten, allerwegen Ränke gegen ihre Reformbestrebungen.

Um ihre Lage zu beraten, fehlten den Einheimischen geeignete Räume, da alle zur Abhaltung größerer Versammlungen geeigneten Säle im Besitz der Fremden waren, die, wenn auch nur passiven, Widerstand leisteten. Unter diesen Umständen schwebte das von dem Fürsten bewilligte Versamlmungsrecht völlig in der Luft.

In der Gemeindevertretung konnten sich die Landeskinder auch nicht durchsetzen, da diese auf einer Grundlage ins Leben getreten war, die der Regierung die unumschränkte Herrschaft sicherte. Ja diese ganze Einrichtung schien darauf angelegt zu sein, die aufgeregten Gemüter immer weiter zu erhitzen und den aufgespeicherten Zündstoff zur Entladung zu bringen.

Den Siedegrad erreichte die Erhitzung der aufgeregten Gemüter, als eine aus ihrer Mitte erwählte Abordnung von Gemeinderatsmitgliedern vergeblich den Versuch gemacht hatte, in Paris beim Fürsten eine Audienz zu erlangen, um Serenissimus über die Ursachen aller Unstimmigkeiten aufzuklären. Fürst Albert soll durch eine Reise nach Luzern dem Empfange der Abgesandten aus dem Wege gegangen sein.

Nach der Rückkehr der Abordnung kam es auf den öffentlichen Plätzen, vor der Kaserne und dem Palast des Stadtkommandanten zu Kundgebungen: — ein auf telegraphischem Wege übermitteltes Ultimatum gab dem Fürsten 48 Stunden Bedenkzeit zur Annahme bestimmter Forderungen. Dieses Vorgehen hatte eine überraschende Wirkung. Am nächsten Tage, am 13. Oktober 1910, traf Erbprinz Ludwig — ein seltener Gast in diesen Mauern — in Monaco ein, um als Beauftragter des Fürsten dessen Einverständnis mit allen Forderungen seiner Landeskinder zu überbringen, insbesondere mit der Entsetzung des Stadtkommandanten d'Hauteville und des Generalsekretärs, mit der Anerkennung der städtischen Selbstverwaltung und der Neubildung eines Staatsrats unter Heranziehung von Monegasken, mit der Einführung eines Budgets (Erschließung neuer Hilfsquellen des Landes, der freien Verfügung über die Landeseinkünfte — die Pachtsumme aus dem Spielbetrieb —, Trennung der Güter des Fürsten von denen des Landes, Bildung eines Nationalschatzes, Annahme des Grundsatzes der Zivilliste). Nicht zufrieden mit diesen Zugeständnissen dehnten die Monegasken ihre Forderungen bald auf die Entfernung aller Franzosen aus ihren Stellungen im Fürstentum aus. Hiergegen und gegen die sich daran knüpfenden Kundgebungen nahm man französischerseits im November 1910 durch eine geharnischte Erklärung im „Journal" Stellung, in der es hieß: „Der größere Teil der Bewohnerschaft von Monaco verlangt die Entfernung aller vom Fürsten zur Verwaltung des Fürstentums berufenen Franzosen. Die Menge hat sogar kürzlich Kundgebungen veranstaltet unter den Rufen: „Nieder mit den Franzosen! Tod den Franzosen!" Unter diesen Umständen ist die französische Regierung bei aller Achtung vor der Unabhängigkeit des Fürstentums fest entschlossen zu verhindern, daß an jenen den Begierden der Gegner Frankreichs ganz besonders ausgesetzten Rivierapunkten ein Herd franzosenfeindlicher Treibereien geschaffen werde. Es sind deshalb alle Maßnahmen getroffen, um erforderlichenfalls ein entschiedenes und rasches Vorgehen zu ermöglichen." Diese Erklärung war auf einen Ton abgestimmt, der nach der Meinung der Monegasken auf eine Verständigung der französischen Regierungskreise mit Fürst Albert zurückzuführen war.

Am 17. November 1910 empfing Fürst Albert eine Abordnung, um im Anschluß an die Unterredung mit seinem Sohne den Monegasken persönlich seine Entschließungen inbetreff der Verfassung mitzuteilen und ihnen zugleich seine Mißstimmung über ihre Unduldsamkeit zu erkennen zu geben. Fürst Albert legte dar, daß er seinem Lande die Verfassung zugesagt habe obwohl ein so weitgehendes Zugeständnis weder gefordert, noch erwartet werden konnte, daß sich die Verfassung aber der Eigenartigkeit der Verhältnisse gerade seines Landes anpassen müsse, und daß er es deshalb als erforderlich erachtet habe, einige angesehene Rechtsgelehrte und Politiker in Frankreich, dem liberalsten Lande der Welt, mit dem Studium aller einschlägigen Fragen zu betrauen, bevor eine so tiefgehende Änderung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zugelassen werden könne. Es werde einem aus der Wahl aller Monegasken hervorgehenden Vertrauensausschuß Gelegenheit geboten werden, diesen Rechtsgelehrten und Politikern ihre Wünsche bezüglich der Einzelheiten der Verfassung vorzutragen. Reif für eine Verfassung seien sie freilich erst dann, wenn sie die Ehrfurcht vor der Obrigkeit als die erste Bedingung der Blüte eines Staatswesens gelernt hätten. Höchst peinlich habe es ihn, den Fürsten, berührt, daß sie einen so bedauerlichen Mangel an Erziehung gegenüber den geschätzten und verdienten Beamten an den Tag gelegt hätten, die sein Vertrauen in die Verwaltung des Landes berufen habe und die doch durch Monegasken nicht so einfach ersetzt werden könnten. Solche Vorfälle dürften nicht wieder vorkommen. Auch müsse er Bürgschaften für die Pflege der finanziellen Hilfsquellen verlangen, da nicht erwartet werden könne, daß diese unter die Obhut unverantwortlicher Ratgeber gestellt werden.

Trotzdem traten die Monegasken mit allem Nachdruck für

die Ausgestaltung der Verfassung nach ihren Anschauungen ein, weil, wie sie sagten, der flimmernde Glanz, der mit Strömen fremden Goldes in das Land gezogen, zwar das Fürstentum zum Paradies verschönt habe, an ihnen selbst aber spurlos vorübergegangen sei. Sie setzten allen, die es hören wollten, auseinander, daß sich mit dem Steigen des Wohlstandes des Landes die Lage der Eingeborenen hätte gleichmäßig heben müssen. Die Vorzüge ihres vielgepriesenen Landes seien cum grano salis anzusehen. Niemals seien sie in den vollen Genuß des Klimas und der landschaftlichen Schönheiten ihres Landes getreten, da ihre bescheidenen Einnahmen den Sinn für diese Vorzüge stark herabsetzen mußten. Und was gelte die Steuerfreiheit für den Mann, dem das Land keine Einnahmen gewährt? Ihnen auch noch Steuern auferlegen, hieße dem Bettelmann die Flöte versteuern, mit der er am Wege sein Brot verdient. Die in Geschäften angestellten Monegasken könnten vielfach nur während der Hochsaison auf Einnahmen rechnen, wenn sie nicht das Land verlassen wollten. Auf die fürstlichen Räte pfiffen sie, noch mehr aber auf die Spielbank, der der Fürst alle Regierungssorgen überlasse und die als eigentliche Herrscherin des Landes kein Fünkchen Interesse für sie verraten habe. Wie sie seither unter diesen Machtverhältnissen vergeblich um die Verbesserung ihres Loses gekämpft hätten, so wären bei deren Fortwirken alle Hoffnungen auf Erringung besserer Lebensbedingungen aussichtslos. Ein billiger Witz wäre es, wenn von den Gegnern behauptet werde, daß der Mangel an höherer Bildung die Monegasken von der Betätigung in hervorragenderen Stellungen ausschlösse. Es müsse erst erwiesen werden, daß unter ihrer Verwaltung das Fürstentum auf die schiefe Ebene gerate. Kein Monegaske trete für die ihnen angedichtete Idee der Aufhebung der Spiel-

bank ein, weil sie sich dessen bewußt seien, daß dem Spielbetriebe die Blüte des Landes zu danken sei, aber auch nur diesem und nicht den Männern, die die Spielbank und das Land leiteten. Kein Monegaske werde Maßregeln zustimmen, die geeignet seien, die Anziehungskraft Monte Carlos zu hemmen. Welche stichhaltigen Gründe gegen die Besteuerung fliegender Gewerbetreibender geltend gemacht werden können, müßte ihnen erst angegeben werden. Wohl wären sie sich bewußt, daß mit der Änderung des Regierungssystems politischer Hader und Parteigezänk in das friedliche Land einziehen werde, doch werde dieser Nachteil reichlich aufgewogen durch die Vorteile, die diesem durch die Mitwirkung der Einheimischen in allen Verwaltungszweigen zufallen müßte. Wenn man von einer Verkennung der Lage spräche, so sei solche gewiß nicht auf ihrer Seite zu suchen. Auf dem Papier sei Fürst Albert zwar unumschränkter Herrscher, in der Wirklichkeit aber völlig abhängig von der Bank, der Leib und Seele des Fürstentums verschrieben sei. Er stehe völlig unter der Herrschaft und Kontrolle der Bank, insbesondere des Präsidenten des Aufsichtsrats, Herrn Blanc und dessen allgewaltigen Generaldirektors, Herrn Wicht. Wenn es eines Beweises hierfür noch bedürfe, so sei nur auf das Jahr 1895 hinzuweisen, in dem die ganze Machtfülle der Bank zutage trat. Zu dieser Zeit habe der Fürst einen Erlaß unterzeichnet, der verordnete, daß alle im Lande bestehenden Aktiengesellschaften der unmittelbaren Aufsicht und Überwachung seiner Regierung zu unterliegen haben. Die Bank habe gegen diesen Erlaß Front gemacht, die Generalversammlung der Spielgesellschaft ihn unbeachtet gelassen und die Protokolle mit den gefaßten Beschlüssen dem Fürsten wie bisher zur Unterschrift in den Palast gesandt, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Solche Zustände seien aber nur möglich

gewesen, weil die Stadt kein Budget habe und alle Ausgaben für die öffentlichen Beamten von der Bank bestritten werden. Dieser Zustand sei unerträglich. Die Spielgesellschaft spreche bei jeder Gelegenheit von den ebenso ungeheuren wie geheimnisvollen Opfern, die sie für die öffentlichen Dienste bringe. Sie verschweigt aber, wie unendlich wohlfeil sie ihre Geschäfte in Monaco betreibe; die Pächter weniger gewinnbringender Spiele in Frankreich hätten an die Gemeinde 10%, an den Staat 15% als Abgabe von der Brutto-Einnahme zu entrichten. Wie gewaltig auch immer die Macht der Bank, wie gewaltig alle Gegenströmungen sein mögen, der Sieg der gerechten Sache sei unausbleiblich. —

Die Beratungen der Rechtsgelehrten zogen sich unheimlich in die Länge, bis endlich bekannt wurde, daß sich am 6. Januar 1911 der hohe Ausschuß in Monaco versammeln werde, um eine Botschaft des Fürsten in der Angelegenheit der Verfassung entgegenzunehmen. Eine schwere Enttäuschung bereitete den Monegasken deren Inhalt in der Geldfrage, von deren Erledigung die Meinung der Bürger über den Wert der ganzen Neuregelung abhing. Während die Monegasken hofften, auf Grund der neuen Verfassung in Zukunft alle Einnahmen, gleichviel welchen Ursprungs, in die Kasse des Nationalrats fließen zu sehen, der sie nach seinem Ermessen unter die verschiedenen Verwaltungszweige, mit Einschluß des Herrscherhauses zu verteilen hätte, führte mit kurzen und dürren Worten Art. IV § 1 aus: „Der Fürst sorgt für die Bedürfnisse des Fürstenhauses mit den Mitteln aus den Einnahmen, Zinseingängen und Erzeugnissen der privaten und öffentlichen Domänen."

Zur Begründung führte der Fürst im Anhange zu der Verleihung der Verfassung durch das Sprachrohr seiner juristischen Berater aus, daß er wohl in seiner am 16. November 1910 an

die Abgesandten Monacos gerichteten Ansprache die Absicht ausgesprochen habe, die Bürger seines Landes zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten heranzuziehen, daß dabei aber doch auch für die Erhaltung der Hochachtung vor der obrigkeitlichen Autorität vorgesorgt werden müsse, welche die Bürgschaft der Unabhängigkeit, ja des Daseins des Landes ist. Das Fürstentum vertrage als eine Enklave im französischen Gebiet den verwickelten Verwaltungsapparat anderer Länder nicht. Beliefe sich doch nach der Volkszählung des Jahres 1908 die Bevölkerung auf nur 1482 Monegasken, von denen gar nur 635 als wirklich Eingeborene in Betracht kämen, da unter den, in den Registern als Monegasken geführten Bewohnern sich 847 Naturalisierte befänden. Bei den Wahlen zum Gemeinderat seien 448 Stimmzettel abgegeben worden, darunter nicht weniger als 353 von Naturalisierten. Viel stärker sei aber noch das Mißverhältnis in Ansehung des Besitzes. Von dem ungefähren Werte bebauten und unbebauten Privatbodens in Höhe von 227 Millionen entfielen auf die Monegasken nur 30 Millionen. Betrachte man unter den vielen Formen mobilen Vermögens die der Aktiengesellschaften, so finde man, daß an den allein in diesen Geschäften angelegten Werten im Gesamtbetrage von 397 Millionen die Monegasken mit nur etwa 10 Millionen beteiligt seien. Eine derartige Gestaltung der Bevölkerung, des Eigentums und der wirtschaftlichen Interessen schließe die gewöhnliche Form der Organisation der öffentlichen Gewalten aus. Was sollte man zu einem Abgeordnetenhause sagen, das bei solcher Sachlage auf einem Wahlkörper von 448 monegaskischen Stimmen beruht. Wäre es nicht seltsam und ungerecht, die übrigen 18 000 Einwohner mit ihrem Übergewicht an Zahl und Vermögen für nichts anzusehen? Weder könne man die Monegasken den ansässigen Ausländern

ausliefern, noch die Ausländer den Monegasken. Daraus ergebe sich von selbst die Unmöglichkeit der Einführung des klassischen Parlamentarismus (mit ausübender Gewalt), der ohnedies den Verträgen mit anderen Staaten widerspräche.

Von einer Übergabe der für die Abtretung Mentones und Roquebrunes einst von Frankreich erhaltenen Entschädigung von vier Millionen Franks an das Land könne doch genau so wenig die Rede sein, wie von der Übereignung fürstlichen Domänenbesitzes, den die Vorfahren des Fürsten einst nicht anders wie jeder Privatmann mit ihrem eigenen Gelde gekauft und bezahlt haben.

Am Schlusse dieser Ausführungen gibt aber Serenissimus seinen Landeskindern noch eine andere bittere Pille zu schlucken; er reibt ihnen unter die Nase, daß der Ausdruck „Zivilliste" in dem Spezialfalle des Fürstentums durchaus nicht an seinem Platze stände, weil von dessen Herrschern die unmittelbare Unterstützung der Einwohner ja gar nicht in Anspruch genommen werde, da sie weder Steuern zahlen noch dem Lande Dienste als Soldaten zu leisten haben.

So verleihe er seinem Lande die Verfassung im Rahmen gegebener Verhältnisse: er verleihe sie, um den Landeskindern einen Vertrauensbeweis zu geben und um sie auf die Verteidigung ihrer Interessen vorzubereiten, wenn jemals Gefahren über das Land hereinbrechen sollten.

Das Verfassungsgesetz legt folgende Bedingungen fest:

Das Fürstentum bildet einen unabhängigen Staat. Die Freiheit und Oberhoheit des Fürsten bleibt in der Weise bestehen, wie solche von jeher durch internationale Verträge und insbesondere durch die zwischen Frankreich und Monaco abgeschlossenen Verträge vorgesehen sind. Die Verfassung verbürgt jene freiheitlichen Rechte, die als Grundlagen aller mo-

dernen Staaten gelten: die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit des Eigentums und der Wohnung, das öffentliche Versammlungsrecht, die Freiheit der öffentlichen Meinungsäußerung und die Freiheit der Religion.

Die Regierung wird unter der Oberhoheit des Fürsten durch einen Minister und drei Regierungsräte ausgeübt. Einem Staatsrat, aus dem Minister als Vorsitzenden, den drei Regierungsräten, einem Staatssekretär, dem Präsidenten des Appellhofes und dem Generalstaatsanwalt gebildet, fällt die Durchberatung von Gesetzentwürfen und Erlassen zu, die der Fürst dieser Körperschaft vorlegt. Die gesetzgebende Macht wird von dem Fürsten und dem aus 21 Mitgliedern bestehenden Nationalrat ausgeübt. Diesem Nationalrat können nur Monegasken angehören, die in diese Körperschaft von ihren Mitbürgern — nach dem allgemeinen Stimmrecht und einer für das ganze Fürstentum geltenden Listenwahl auf die Dauer von vier Jahren — gewählt worden sind. Diesen Nationalrat kann der Fürst nach Anhörung des Staatsrates auflösen. Die Anregung zu Gesetzen und deren Genehmigung ist ausschließlich dem Fürsten vorbehalten.

Die Gemeinde-Angelegenheiten werden durch eine Gemeindevertretung von neun Mitgliedern erledigt, die in einer allgemeinen direkten Abstimmung und mittels Listenwahl auf drei Jahre aus dem Gebiete des Fürstentums zu wählen sind, das in drei Gemeindebezirke mit drei Gemeindekörperschaften geteilt wird. Den Frauen wird das Wahlrecht zur Gemeindevertretung in Aussicht gestellt. Auf Antrag des Staatsrats kann die Gemeindevertretung jederzeit aufgelöst werden. Das Gerichtsverfahren bleibt unverändert.

Wie die Verfassungsgrundsätze nach der Umwandlung des Fürstentums in eine konstitutionelle Monarchie von den Landeskindern des Fürsten aufgefaßt wurden, ging aus dem Beschluß hervor, den der Gemeinderat am 12. Januar 1911 faßte. In diesem Beschlusse erklärte der Gemeinderat, daß die verkündigte Verfassung weder mit den feierlichen Versprechungen des Landesherrn in Einklang zu bringen sei noch den Wünschen der Monegasken und den Bedürfnissen des Fürstentums Rechnung trage. Dieser Ausgang sei nur dadurch erklärlich, daß die Abgesandten des Volkes in einer dessen Würde verletzenden Weise von der Teilnahme an allen Vorberatungen ausgeschlossen wurden. Unter diesen Umständen sei es dringend geboten, einen besonderen Ausschuß mit dem Auftrage der Herbeiführung nachweisbar notwendig werdender Reformen der verkündigten Verfassung einzusetzen.

In diesem Beschluß erblickte der Generalgouverneur eine aufrührerische Kundgebung und veröffentlichte einen Erlaß, worin dargelegt war, daß verfassungsmäßig der Gemeinderat gar nicht das Recht habe, einen von dem Landesherrn vollzogenen Regierungsakt zu kritisieren, daß jene sonach seine Zuständigkeit überschritten habe und der Beschluß somit null und nichtig sei.

Aus diesem Anlaß beriefen die Monegasken eine Volksversammlung, die sich einmütig auf den Boden des Beschlusses stellte, der in der Sitzung des Gemeinderats gefaßt und dessen Rechtsgültigkeit von dem Generalgouverneur eben bestritten worden war. Das Urteil über die Behandlung der Abgesandten seitens des Fürsten müsse, so fügten sie hinzu, der öffentlichen Kritik überlassen werden. Einst sei prophezeit worden, daß mit der Änderung des Regierungssystems des Fürstentums Monaco das letzte Staatsgebilde mit unumschränkter Herrschergewalt in Europa verschwinden würde, da Fürst Albert, einst absoluter als der Zar aller Reußen, in seinem Willen durch kein Parlament aufgehalten, aus freier Entschließung in den verfassungs-

mäßigen Bahnen aller anderen gekrönten Häupter wandeln wolle. Was aber sei geschehen? Das System sei geändert, aber der Absolutismus sei geblieben. Die Monegasken würden ihre Rechte entschlossen bis zu Ende weiter verfolgen.

Seit der Veröffentlichung dieses Beschlusses ist es still geworden. Ja, als Fürst Albert nach langer Abwesenheit sein Land wieder betrat, konnte sein Wagen durch die Volksmasse wie ein Schiff über einen geglätteten Meeresspiegel gleiten.

Die Macht des Geldes hatte gesiegt: nicht der Fürst, nicht das Volk, sondern die Bank wird weiter das Schicksal des Landes lenken, welche Verfassung auch kommen möge.

* * *

Es ist gewiß nicht uninteressant, hiernach die Meinung des Präsidenten der Spielbank kennen zu lernen, den die Monegasken als ihren größten Widersacher betrachten. Ganz anders als in ihren Köpfen malt sich in Camille Blancs Kopf das Fürstentum.

Wie öde, sagte er, war das Land, als einst mein Vater zuerst den Fuß auf diesen unfruchtbaren Boden setzte, dessen hartes Gestein kein Pflug zu ritzen vermochte, wie klein die Zahl der Bewohner, die hier angesiedelt waren! Es hat sich zu einer Palaststadt entwickelt, in der heute 1482 Monegasken leben, die jetzt mit dem bloßen Rechtstitel als Eingeborene die Oberherrschaft im Rate der Krone, der Stadt und der Verwaltung der Bank beanspruchen. Wo ist die besondere Befähigung für die Posten? Wie klein sind die Verdienste der Eingeborenen um das Emporblühen des Landes gegenüber denen der Blancs, die zwar mit Gewinn, aber auch durch Berge von Widerwärtigkeiten hindurch den Wohlstand in das Land gebracht haben. Ist es uns da zu verargen, wenn wir unsere Geschäfte heute

in den bisherigen Gleisen nach unserer Einsicht weiterführen wollen? War es nicht unser Unternehmen, das als eine Anziehungskraft allerersten Ranges die Grundlage für die Eroberung der Côte d'Azur schuf, ohne die Monte Carlo vielleicht noch eben so unbekannt wäre, wie es so viele Küstenstriche Italiens und Frankreichs noch heute sind? Haben die Blancs nicht Werte in dem Fürstentum erzeugt, welche die kühnste Phantasie aller Herrscher dieses öden Felslandes übertreffen mußten? Verdankt das Land nicht diesem Unternehmen die außerordentliche Wertsteigerung des Grund und Bodens, den Wertzuwachs, den dieser durch die Bebauung mit prunkvollen Gebäuden und Anlagen erfahren hat, den Wertzuwachs, dessen Wirkung sich auf den ganzen Küstenstrich von San Remo bis nach Cannes erstreckt? Die Blancs waren es, die, mit einem Worte, das Fürstentum groß gemacht und rings um das Fürstentum, wie ein herrliches Perlenkollier, elegante Winterwohnstätten, wo einst nur Ackerbauer und Seeleute wohnten, von Cannes bis Mentone hervorgerufen haben.

Die Monegasken leugnen nicht, daß dieser Aufschwung zum großen Teile dem Blancschen Spielunternehmen zuzuschreiben ist, sie bestreiten aber, daß von besonderen Verdiensten hierbei für einen Verständigen die Rede sein könne, da es sich bei diesen Vorgängen doch am letzten Ende um nichts anderes als um die ganz gewöhnliche Ausbeutung einer Spielkonzession im Interesse der Blancschen Sippe handelte. Anspruch auf Anerkennung könnte mit dem gleichen Rechte dann auch die Spekulation erheben, die nachträglich einsetzte und im Vertrauen auf die Zukunft der Riviera dem schnellen Aufschwung die Wege ebnete, keine Parzelle, kein Felsstück vernachlässigte, um Bauflächen zu schaffen, das Gelände in ein Amphitheater verwandelte, Terrasse über Terrasse, Villa über Villa schob, Wege schuf und

einen Kreis von Käufern heranzog, die willig alles mit Gold aufwogen, jener Kreis von Baustellenverkäufern, von Spekulanten, in deren Hand sich das Land aller aufstrebenden Orte an den Ufern des ganzen Küstenstriches noch heute befindet.

* * *

In der neuen Staatsverfassung wird für die Rechtspflege auch künftig der Code monegasque, im wesentlichen eine Wiederholung des Code Napoléon, maßgebend sein. Alle bei der Rechtsprechung mitwirkenden Personen werden wie seither vom Fürsten ernannt werden. Vor dem Gerichtshof, der sich aus einem Vorsitzenden, einem stellvertretenden Vorsitzenden, einem Untersuchungsrichter, einem Generalstaatsanwalt und dessen Stellvertreter zusammensetzt, gelangen zivilrechtliche Streitigkeiten sowohl wie Strafsachen zur Aburteilung. Über Bagatellsachen bis zum Betrage von 300 Franks entscheidet das Friedensgericht.

Nur in seltenen Fällen tritt das Geschworenengericht in Tätigkeit, das neben dem Vorsitzenden und den drei ständigen Richtern aus drei, aus dem Gemeinderat gewählten Geschworenen besteht. In allen Fällen, in denen die Dauer der Verhandlung nicht absehbar ist, beruft der Vorsitzende Ersatzgeschworene aus dem Gemeinderat. Bei Stimmengleichheit erfolgt Freispruch. Die Verhandlungen sind öffentlich. Die Urteile des Gerichtshofs können nur nach Anhörung des Berufungsgerichtshofes vom Fürsten aufgehoben werden.

Nur einmal in den letzten fünf Jahren, im Jahre 1908, trat das Schwurgericht in Monaco zusammen. Damals handelte es sich um den aufsehenerregenden Mord, den das englische Ehepaar Gould an der Witwe des Bankiers Lewin aus Stockholm begangen hatte. Herr Gould stammte aus guter Familie. Er war aber zum Säufer herabgesunken und hatte als Lebensgefährtin trotz ihrer trichinösen Vergangenheit eine Frau gewählt, welche die Freuden der Ehe bereits mit drei Gatten durchgekostet hatte. In einem bewegten, kostspieligen und erwerbslosen Leben war allmählich das letzte Kapital geschwunden In dieser Lage reifte in dem Ehepaar der Plan, die Witwe Lewin, deren Freundschaft sich die beiden nach kurzer Bekanntschaft in Monte Carlo erschlichen hatten, in ihre Wohnung am Boulevard des Moulins in Monte Carlo zu locken und zu ermorden, um sie ihres kostbaren Schmuckes zu berauben. Als begüterte und lebensfrohe Witwe suchte Frau Lewin alljährlich das Fürstentum auf. Sie schien das Glück des Lebens im Besitz edler Steine zu sehen. An Haar und Hals, an Brust und Fingern ließ sie das Feuer funkelnder Brillanten erstrahlen, ohne zu ahnen, daß diese Neigung ihr Verhängnis werden sollte. Vor den Geschworenen bekannte Mr. Gould, Frau Lewin erschlagen, erstochen, zerstückelt und die Körperteile mit Unterstützung seiner Frau in einen besonders vorbereiteten Koffer und in eine lederne Reisetasche gesteckt zu haben. Auf dem Bahnhof, wo er sein Gepäck zur Beförderung nach einem Londoner Bahnhof aufgeben wollte, habe ihn das Schicksal ereilt. Blutstropfen, die aus dem Koffer sickerten, hätten die Aufmerksamkeit seines Gepäckträgers erregt und diesen trotz aller Beschwichtigungs- und Bestechungsversuche zur Herbeirufung der Polizei bestimmt. Gould und Frau wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Beide wurden nach Guayana deportiert. Gould ist dort inzwischen verstorben.

Alle Berufungs- und Revisionssachen gelangen jetzt nicht mehr wie früher in Paris, sondern in Monaco vor eine Berufungskammer, die, aus tüchtigen und gewissenhaften Rechtskundigen

zusammengesetzt, alljährlich einige Male ihres Amtes waltet. Die Verhandlungen finden im Sitzungssaal eines äußerst einfachen Gerichtsgebäudes statt.

Wer eine längere Freiheitsstrafe als einen Monat verwirkt hat, verbüßt sie in französischen Gefängnissen gemäß der mit Frankreich abgeschlossenen Vereinbarung, die den Staatssäckel Monacos mit einer Zahlung von 600 Franks jährlich für jeden Gefangenen belastet.

Von einer Überbürdung des Gerichtshofs kann, wie schon dessen Etat von 75 000 Franks ergibt, nicht die Rede sein, da seiner Entscheidung nicht mehr als 200 bis 300 Fälle jährlich unterliegen, die meistens Zivilstreitigkeiten und kleine Vergehen wegen Bettelei usw. betreffen.

Daß der Gerichtshof angesichts des gewaltigen Fremdenverkehrs so wenig in Anspruch genommen ist, erklärt sich aus den Gepflogenheiten des Landes. Majestätsbeleidigungen wie alle Angelegenheiten, deren Verhandlung das Ansehen des Landes schädigen könnte, sind ein für allemal von der gerichtlichen Nachprüfung ausgeschlossen. Wer bei Majestätsbeleidigungen erwischt wird, wird im abgekürzten Verfahren windelweich gehauen und mit einem kräftigen Stoß ins Genick über die Grenze befördert. Betrachtet man dagegen die Urteile, die bei Vergehen gegen das Eigentum, bei Nahrungsmittelverfälschung, Steuerhinterziehung, Trunkenheit und Bettelei gefällt werden, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie im Vergleiche zu den Strafurteilen anderer Staaten außerordentlich hart sind. Besonders gilt das von Fällen, in denen es sich um Italiener handelt; gegen sie wird neben harter Strafe meistens auf Landesverweisung erkannt. Streitigkeiten, die sich aus dem Spiel, aus dem Vermieten von Wohnungen oder ähnlichen öffentlichen Vorkommnissen ergeben, werden von den Polizeikommissaren auf außergerichtlichem Wege aus der Welt geschafft und Widerspenstige als lästige Ausländer über die Grenze befördert. Ausländer, die in dem wirtschaftlich engbegrenzten Fürstentum sich niederlassen oder ein Gewerbe ausüben wollen, bedürfen einer besonderen Genehmigung, das ohne Angabe von Gründen jederzeit widerrufen werden kann.

Die größte Rolle im Fürstentume spielt, wie bereits ersichtlich, die

Polizei.

Für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Sicherheit des Staates sorgen nicht weniger als ein Polizeimeister, ein Generalinspektor, ein Direktor, ein Inspektor für den grünen Wagen und sechzig mit Revolvern bewaffnete Polizisten, ferner der Generalgouverneur als Stadtkommandant mit einem Stab von zehn Offizieren und mit 114 Carabiniers, die als Gendarmen tätig sind, aus ihrer Reihe aber auch die Ehrengarde und Schloßwache des Fürsten stellen. Den Ordnungswächtern schließen sich die Mannschaften der Feuerwehr an, sowie ein wahres Heer von Parkwächtern und Aufsichtsbeamten im Bereiche der Bank. Mucksen gar die lieben Landeskinder selbst, so wissen wir, daß Soldaten der französischen Republik, wie deren Verhalten vom November 1910 sehr deutlich zeigte, auf einen Wink des Fürsten zur Unterdrückung solcher Gelüste bereitstehen.

Das Massenaufgebot läßt erkennen, welch hoher Wert auf die Sicherheit im Fürstentum und den Schutz der Fremden gelegt wird. Mit Polizei und Aufsichtsbeamten ist das ganze Fürstentum erfüllt. Im Innern schwärmen Scharen von geheimen Aufpassern, im Volksmunde „Mouchards" genannt. In der Umgebung des Kasinos kann man weder bei Tag noch bei Nacht kaum einige Schritte tun, ohne den Jüngern der heiligen Hermandad zu begegnen.

Aber dieses Aufgebot ist nötig, um zu verhindern, daß sich die durch das Spiel und den Glanz reicher Fremden so magnetisch wirkende Stätte etwa zum Sammelpunkt fragwürdiger Elemente entwickelt. Leute, die von ausländischen Behörden verfolgt werden, meiden ängstlich Monte Carlo, da sie wissen, daß sie hier auf offener Bühne wandeln, wo es kein Schlupfloch gibt, und daß sie sich somit gerade hier der Justiz überliefern würden, die sie an der Landesgrenze in die Arme der Häscher treibt.

Alle Fremden, die das Fürstentum aufsuchen, unterliegen ahnungslos, sobald sie die Stufen des Kasinos überschritten haben, der Überwachung durch Geheimagenten, die durch eine Glaswand unauffällig jeden Ankommenden mustern. Sie sind mit den Bildern und dem Signalement aller internationalen Hochstapler, Hoteldiebe, Ausreißer, überhaupt allen denen versehen, für die sich der Sicherheitsdienst der ausländischen Behörden interessiert.

Die Polizei waltet im Anmeldewesen wie in zahllosen anderen Angelegenheiten ihres Amtes mit ziemlicher Strenge. So werden den Baulustigen oft die willkürlichsten Beschränkungen in der Ausnutzung ihres Landes und Besitzes auferlegt.

* * *

Vorzüglich wie die Organisation des Sicherheitsdienstes ist die der

Feuerwehr.

An der Spitze der Wehr, die an 120 Köpfe zählt, stehen ein Hauptmann und als dessen Stellvertreter ein Leutnant. Die Mannschaft wird mit Vorliebe aus Soldaten des französischen Heeres gewählt, die gut gebaut sind, ein Handwerk erlernt und eine Gemeindeschule besucht haben. Den Fremden wird oft Gelegenheit geboten, den Feuerwehr-Übungen zuzusehen und dabei die Gewandtheit und die Sicherheit zu bewundern, mit denen sie nach französischem Vorbilde die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen. Sie haben in allen öffentlichen Gebäuden ihren Platz. Das Kasino ist durch besondere Einrichtungen ohnedies so geschützt, das jede ernstliche Brandgefahr ausgeschlossen erscheinen muß. Ein einziger Druck auf einen Knopf vermag vierzig Hydranten in Bewegung zu setzen, die alle wichtigen Punkte beherrschen. Fast der dritte Teil der Wehr ist im Innern und außerhalb des Gebäudes auf dem Posten. Finden Vorstellungen in der Oper statt, bei denen durch Abbrennen von Feuerwerkskörpern eine erhöhte Gefahr eintritt, so wird eine breite, eiserne Treppe an der nach dem Meere gelegenen Seite errichtet, die den Besuchern bequem den Weg ins Freie ebnet.

* * *

Das Fürstentum ist in der glücklichen Lage, einen kostspieligen

militärischen Apparat

zum Schutze seiner Grenzen entbehren zu können, da Frankreich und Italien deren natürliche Wächter sind. Es besitzt kein Heer und deshalb auch keine militärpflichtigen Untertanen. Die Carabiniers, die Polizei und die Mannschaften der Feuerwehr bilden den einzigen Schutz, unter dem das Fürstentum steht.

* * *

Der Hofstaat des Fürsten.

Bei feierlichen Anlässen entwickelt der Hofstaat des Fürsten einen Glanz, der den Herrscher eines Miniaturstaates mit dem Schimmer eines großen Machthabers umgibt. Als die hervorragendsten Mitglieder des Hofes erblicken wir den Generalgouverneur, Seine Exzellenz Herrn Flach, der als Staats-

minister den Fürsten bei allen festlichen Gelegenheiten vertritt, den Stadtkommandanten, seine vier Adjutanten, zwei Ordonnanzoffiziere, die hohe Geistlichkeit, die vier Geheimräte im Zivilkabinett, den Staatssekretär und die Räte der verschiedenen Abteilungen des Ministeriums, die Offiziere der fürstlichen Jachten, zwei Palastdamen, den Schloßkommandanten mit einem Gefolge von Offizieren an der Spitze der Ehrengarde.

Die Aufnahme in diese Truppe setzt große Empfehlungen voraus. Da die Gardisten ein angenehmes Leben führen und einen Sold beziehen, der im umgekehrten Verhältnis zu ihren Leistungen steht, gilt die Anstellung im Dienste der Ehrenwache des Fürsten als ein beneidenswertes Los.

Das diplomatische Korps.

In dem Fürstentum Monaco sind 24 Staaten durch Konsulate beglaubigt, darunter Deutschland durch Herrn Farnoux, eine bei den Deutschen sehr beliebte Persönlichkeit. Ebenso ist das Fürstentum bei 24 Mächten des Auslandes vertreten. Eine Vertretung beim Deutschen Reiche fehlt.

* * *

Als ein wichtiger Titel im Haushalt des Landes ist das

Post- und Telegraphenwesen

hervorzuheben, da aus diesen Betrieben das Fürstentum eine erhebliche Einnahme zieht.

Die Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens liegt gemäß der mit Frankreich am 9. November 1865 geschlossenen Vertrage, ebenso wie die des Fernsprechamtes nach einem am 8. Juli 1891 geschlossenen Vertrag zwar in den Händen der französischen Republik, doch ist das Fürstentum an allen Einnahmen aus deren Betrieb mit einem Prozentsatz beteiligt.

Die Eisenbahn ist im Besitz Frankreichs. Die Einnahmen auf Grund der Vereinbarungen sind schon deshalb hoch zu veranschlagen, weil sie neben den geringen Zollerträgnissen aus Genußmitteln die einzige ergiebige eigene Einnahme des Fürstentums bilden.

* * *

Das Fürstentum mit seinen 15 000 Katholiken ist ein ausgesprochen katholisches Land. An der Spitze der Kirche steht seit vielen Jahren der Bischof Charles du Curel, der bei dem Fürsten das höchste Ansehen genießt.

Der Oberaufsicht der Geistlichkeit unterliegen die Schulen. Sie werden von ungefähr 3000 Kindern besucht, deren größter Teil sich im 14. Lebensjahr einem praktischen Berufe zuwendet. Nur wenige bilden sich weiter, um eine Stellung bei der Post oder Telegraphie oder im Betriebe des Fernsprechamtes zu erlangen. Zweihundert Kinder entziehen sich alljährlich der Schulpflicht und treten dann ohne Schulbildung ins Leben.

Die Schule liegt völlig in den Händen der Jesuiten. Infolgedessen steht im Vordergrunde des Unterrichts die Religion statt der Vorbereitung auf einen Lebensberuf, der eine bessere Lebensstellung sichert. Die Folgen ergeben sich bei den Erwachsenen später von selbst. Hier wird uns klar, weshalb alle wichtigen und einträglichen Ämter im Fürstentum von Ausländern, besonders von Franzosen bekleidet werden, statt von den Landeskindern des Fürsten.

Die Kathedrale, zu deren Erbauung die Spielbank viele Millionen bereitstellen mußte, ist eine der großartigsten Bauten an einem der schönsten Punkte im Fürstentum.

* * *

35.

Erbprinz Ludwig.

Prinz Ludwig, der Sohn des Fürsten Albert und seiner geschiedenen Gattin Lady Mary Douglas-Hamilton, Tochter des Herzogs von Hamilton, Pair von Frankreich, hat an sich den ersten Anspruch auf den Thron des Fürstentums Monaco. Wird Prinz Ludwig den Thron erben oder der Herzog von Urach? Die Gerüchte wollen nicht verstummen, welche die Thronfolge des Prinzen Ludwig für zweifelhaft erklären. So wird darauf hingewiesen, daß bei den Einweihungsfeierlichkeiten des Ozeanographischen Museums, am höchsten Ehrentage des Fürsten und des Hauses Grimaldi, der Erbprinz fehlte, während sein Neffe, der Herzog von Urach, Graf von Württemberg, Oberst der 26. Kavallerie-Brigade in Ludwigsburg, während der Festwoche mit voller Absicht in den Vordergrund gerückt zu sein schien. Auch andere Vorgänge werden viel erörtert, die nicht minder auf eine Entfremdung zwischen Vater und Sohn schließen lassen. Niemand sollte, wurde gesagt, einen etwaigen Entschluß des Fürsten, wodurch Prinz Ludwig von der Erbfolge ausgeschlossen wird, verhindern können. — Der Fürst sei als absoluter Herrscher zweifellos in der Lage, durch einen Willensakt, beispielsweise durch eine testamentarische Verfügung, die Thronfolge auf die Nachkommenschaft der weiblichen Linie der Grimaldi, insbesondere auf seinen Neffen, den Herzog von Urach, zu übertragen. Alle Unterrichteten stimmten in der Anschauung überein, daß das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nicht ideal sei und sein könne, weil Prinz Ludwig als Erbprinz sich nicht in allen seinen Handlungen der Herrscherstellung bewußt geblieben ist, der er entgegengeht.



Erbprinz Ludwig von Monaco

Prinz Ludwig liebt die Jagd, den Angelsport, die Pferde, die Frauen — er hat auch ein Verhältnis! Dieses Verhältnis hat wiederholt viel Staub aufgewirbelt und böses Blut auch bei dem fürstlichen Vater gemacht. Der Prinz lebt seit dem Jahre 1889 in dem modernen Babel, in Paris. Er hat der französischen Presse leichtfertigerweise allzu oft Stoff geliefert, sich mit seinen Liebschaften zu beschäftigen, recht unliebsam sogar im Jahre 1908, als er die neunjährige Tochter seiner Geliebten Juliette Louvet, die in der Rue Benjamin-Godard in der vierten Etage eine bescheidene Wohnung innehatte, entführte, um sie dem nachteiligen Einfluß ihrer Erziehung zu entziehen, obwohl er mit Fräulein Louvet seit fünfzehn Jahren im zärtlichsten Verkehr gestanden, sie bis zuletzt besucht und bei ihr bis zuletzt scheinbar harmlos mit dem Kinde gespielt hatte. Besonders übel aber wurde es ihm gedeutet, daß er, der Erbprinz von Monaco, sich nicht gescheut hat, die Tochter unter dem Vorgeben, sie in die Tanzstunde abholen zu wollen, zu entführen.

Fürst Albert soll diese Enkelin besonders lieben. Jedenfalls ließ er seinerseits sie im November 1911 aus ihrer Pension entführen, weil er ihr eine höhere Erziehung geben lassen wollte. Darauf ließ zunächst wieder Prinz Ludwig seine Tochter aus ihrem neuen Heim mit Gewalt fortschleppen, da er mit der eigenmächtigen Verfügung seines Vaters nicht einverstanden war. Dann aber ließ er das Kind, nach einer „rührenden Aussprache", dem Fürsten wieder zuführen. So haben sich die Beziehungen zwischen Vater und Sohn recht eigenartig gestaltet.

Andererseits hat Prinz Ludwig erst gegen Ende des Jahres 1909 im Schloß seines Vaters Wohnung genommen; am 13. Oktober 1910 erschien er als Beauftragter des Fürsten in Monaco, um den beglückten Monegasken die Erfüllung aller

ihrer auf Freiheit und Hebung ihrer sozialen Lage gerichteten Wünsche zu überbringen; am 23. Januar 1911 markierte er in Paris bei der feierlichen Einweihung des Ozeanischen Instituts, der Schöpfung seines Vaters, am Arm der Prinzessin



Fräulein de Valentinois,
die Tochter des Erbprinzen von Monaco

von Griechenland, der Tochter Roland Bonapartes, sehr nachdrücklich den künftigen Thronfolger von Monaco, und im Jahre 1912 pries er bei der Schlußfeier zu Ehren der Teilnehmer an dem Motorbootwettrennen in Monaco als Vertreter des Herr-

schers in einer zündenden Rede Camille Blanc als tätigen und ausgezeichneten Präsidenten aller sportlichen Wettkämpfe. Es kommt hinzu, daß Prinz Ludwig inzwischen seine uneheliche Tochter legitimiert hat, daß ihr der Rang einer vollblütigen Tochter des Hauses Grimaldi und der Name einer Mlle. de Valentinois verliehen wurde, und daß sie ausdrücklich als Tochter des Prinzen Ludwig, als Mitglied des Herrscherhauses, in den Listen geführt wird. Einer der Titel des Fürsten ist bekanntlich der des Herzogs von Valentinois.

Für die Kenner der Verhältnisse besteht kein Zweifel, daß angesichts der politischen Richtung des Fürsten, der Abneigung aller Monegasken gegen ein Herrscherhaus deutschen Blutes und angesichts der geographischen Lage des Fürstentums der Herzog von Urach als Kandidat niemals in Betracht gekommen ist und niemals kommen wird.

Und wenn Ludwig ohne männliche Erben stirbt, was dann? Soll der Gatte einer nachträglich legitimierten Tochter den Thron besteigen oder soll das Fürstentum für den Fall des Erlöschens des Mannesstammes der Grimaldi an Frankreich fallen gemäß eines angeblich im Jahre 1860 abgeschlossenen Geheimvertrages? Wird sich das Volk wie einst die Bevölkerung von Mentone und Roquebrune für eine Einverleibung in die französische Republik erklären und die Tochter des Erbprinzen Ludwig eine Entschädigung für die Abtretung ihrer Erbrechte erhalten? Schon heute verlangen viele Monegasken Garantien dafür, daß die legitimierte Tochter des Prinzen Ludwig von allen Thronrechten ausgeschlossen werde.

* * *

Wodurch die Bank ihre Millionen gewinnt.

36.

Baccarat.

Bevor wir uns mit dem Trente-et-quarante-Spiel beschäftigen, wollen wir an dieser Stelle noch das **Baccarat** und **Boulespiel** kurz beschreiben, die deshalb erwähnenswert sind, weil diese Spiele seit der Einführung des französischen Spielgesetzes nach Erfüllung einer Reihe gesetzlich festgelegter Ausführungsbestimmungen in ganz Frankreich gespielt werden dürfen. Von diesem Rechte wird der weitestgehende Gebrauch gemacht. Die Hochburg des Baccarat an der Riviera ist Nizza. Aber auch in Monte Carlo ist im Sporting Club, dessen Mitgliedschaft auf Grund der Einführung durch zwei Mitglieder des Klubs erworben werden kann, das Baccarat der Pol, um den sich alles dreht.

Das Baccarat ist ein Hasardspiel genau wie das Trente-et-quarante. Doch gehört es zu den Glücksspielen, die wohl dem Unternehmer, nicht aber dem Bankhalter einen Vorteil vor den Spielern einräumen. Er geht aus den Teilnehmern am Spiel hervor, die die Bank meistbietend unter sich versteigern und dem zuschlagen, der den höchsten Einsatz zum Betriebsfonds des Spiels anbietet. Der aus diesem Wettbewerb hervorgehende Bankhalter nimmt in der Mitte des Tisches, ihm gegenüber der Croupier, Platz. Dadurch ergibt sich von selbst ein linkes und ein rechtes Tableau. In der Regel nehmen an jedem dieser

beiden Tableaus 7 Personen Platz vor Feldern, die die Nummern 1—7 bezw. 8—16 tragen. Der Tisch, der zu diesem Spiel benutzt wird, ähnelt in Größe und Form dem Tisch, an dem Roulette und Trente-et-quarante gespielt wird, und ist wie dieser mit grünem Tuch überzogen.

Baccarat wird mit zwei Spielen französischer Karten zu 52 Stück gespielt, die spielfertig sind, nachdem sie von einem der beteiligten Spieler gemischt und von dem Croupier coupiert sind. Jeder Spieler hat das gute Recht, darnach die Karten nochmals zu mischen, doch wird von diesem Rechte selten Gebrauch gemacht, da das Coupieren eine ausreichende Garantie gegen unredliche Kunstgriffe bietet. Von dem Spielfonds, der durch die Versteigerung aufgebracht ist, wird stets vor der Eröffnung des Spiels eine Abgabe seitens der Klubleitung erhoben, die vom Croupier durch eine im Spieltisch befindliche Öffnung in einen Kasten, die sogenannte Cagnotte, geworfen wird. Die Abgabe beläuft sich meist auf zehn Franks im Mindestfall, auf 20 Franks bei einer Spieleinlage von 1000 Franks, auf 40 Franks bei einer Spieleinlage von 1000 bis 2000 Franks usf. Banque ouverte bedeutet, daß sich der Bankhalter verpflichtet hat, alle Coups, wie hoch sie auch sein mögen, zu halten.

Auf die Cagnotte werden gesetzlich 25% Steuern erhoben. Die Vorteile, die in Frankreich der Staat und seine Gemeinden aus dieser Besteuerung ziehen, fließen in Monte Carlo aus der Cagnotte des Sporting Clubs ungeschmälert der Kasino-Gesellschaft zu. So oft die Bank gesprengt wird, muß der Bankhalter die Spieleinlage voll ersetzen, wenn sie nicht erneut zur Versteigerung gelangen soll. Dabei wacht der Croupier aber immer darüber, daß bei der Erneuerung der Spieleinlage der übliche Abzug in die unersättliche Cagnotte abgeführt wird. So liegt natürlich ein häufiger Wechsel im Interesse der Unternehmer.

Wenn die Karten coupiert sind, lehnt der Bankhalter sie an einen Marmorblock mit schräger Fläche. Sie in der Hand zu behalten ist gegen alle Regeln, da selbst der leiseste Verdacht weichen soll, daß die Spieler durch betrügerische Handlungen geschädigt werden könnten. Nachdem der Croupier durch den Ruf: „Faites votre jeu, Messieurs!“ zur Beteiligung aufgefordert hat, legen die Spieler ihre Einsätze bis zur Höhe der en banque befindlichen Spieleinsätze vor sich hin. Sobald sie ihre Einsätze gemacht haben, ruft der Bankhalter: „Rien ne va plus!“ und zieht nun von dem sich an den Marmorblock lehnenden Talon einzeln (d. h. tailler au marbre) die Karten ab, von denen er die erste auf das linke, die zweite auf das rechte Tableau verdeckt niederlegt, während er die dritte für sich behält. In gleicher Reihenfolge erhält wieder die vierte Karte das linke, die fünfte Karte das rechte Tableau und die sechste Karte der Bankhalter selbst. Mehr Karten werden zunächst nicht ausgegeben. Als Spieler des rechten Tableau gelten die Spieler, die zur rechten Seite des Bankhalters sitzen oder stehen, als Spieler des linken Tableau die Spieler, die zu seiner linken Seite sich befinden.

Aus diesen beiden Gruppen übernimmt je ein Spieler die Karten, in die seine Partner Einsicht nehmen, ohne den Bankhalter deren Pointzahl merken zu lassen. Auch der Bankhalter hält die Pointzahl seiner Karten streng verborgen. Nur dann deckt der Bankhalter seine Karten sofort auf, wenn deren Augen sich auf acht oder neun Points belaufen. Sollte weder er noch eine der beiden Gruppen dies können, so meldet zuerst der Kartenhalter des rechten Tableau entweder: „Non, Monsieur!“ oder „Cartes, s'il vous plait!“ Ihm folgt, mit einer gleichen Erklärung der Bankhalter des zweiten Tableau. Der Reihe nach hält jeder Spieler die Karten für sein Ta=

bleau so lange, bis er einen Coup verliert. Sein Nachbar löst ihn alsbald ab.

Jede Karte zählt so viele Points, als sie Augen aufweist mit alleiniger Ausnahme der Bilder und Zehner, die nichts gelten. Zwei Karten zusammen, die nichts gelten oder zehn Augen aufweisen, nennt man Baccarat. Überschreiten die in den erhaltenen Karten vorhandenen Augen die Zahl von zehn Points, so zählen nur die Einer, mit anderen Worten 2 bei 12, 4 bei 14, 6 bei 16 Points. Demgemäß ergeben ein Zehner und ein Zweier 2, ein Sechser und ein Neuner 5, ein Dreier und ein Vierer 7 Points.

Unter den drei Parteien wird stets die gewinnen, deren Karten acht oder neun Points zählen. Wer beim Beginn der Partie, Karten mit einer solchen Pointzahl erhält, hat, wie bereits angedeutet, die Karten sofort aufzudecken und huit oder neuf zu melden.

Jede Partei kann eine Karte nachfordern. Eine Ergänzung seiner Karten mit den Worten: „Cartes, s'il vous plait", fordert stets der, dessen Karten Baccarat oder 1, 2, 3, 4 Points aufweisen. Die Partei, deren Karten 5 Points ergeben, wird aus Zweckmäßigkeitsgründen eine Ergänzung ablehnen. Weisen die Karten sechs oder sieben Points auf, so wird auf die Nachforderung einer Karte angesichts der günstigen Gewinnaussichten stets bereitwilligst verzichtet werden. Den Coup gewonnen hat unter den drei Parteien immer die, deren Karten die höchste Pointzahl bis einschließlich neun Augen aufweisen. Weisen die Karten des rechten oder linken Tableau ebensoviele Points auf wie die des Bankhalters, so ist der Coup ungiltig. Weisen die Karten des rechten und linken Tableau eine gleich hohe Pointzahl auf, die Karten des Bankhalters dagegen eine niedrigere, so gewinnen beide Tableaux gegen den Bankhalter zu gleichen Teilen.

Die Teilnehmer des gewinnenden Tableau haben einen Gewinn in Höhe ihres Einsatzes zu beanspruchen. Die Zahl der Teilnehmer am Spiel ist unbeschränkt. Wer eben keinen Sitzplatz findet, muß hinter einem der beiden Tableaus einen Stehplatz einnehmen und so seine Einsätze machen. Die Namen der Spieler, die im Stehen an dem Spiele teilnehmen wie die Namen der Spieler, die nachträglich den Spielsaal betreten, werden auf einer Tafel vorgemerkt und der Reihe nach zum Platznehmen aufgefordert, sobald ein Sitzplatz freigeworden ist. Kein Spieler ist berechtigt, seinen Sitz länger als für drei Talons einzunehmen, weil auch den Stehenden Gelegenheit geboten werden soll, sich am Spiele sitzend zu beteiligen. Ein Vorrecht vor den Stehenden genießen die sitzenden Spieler dann, wenn der Spielfonds geringer als die Summe ist, die auf dem rechten und linken Tableau liegt. In diesem Falle werden die Spieler der Reihe nach nur so weit befriedigt, wie dies die en banque befindlichen, sagen wir mal 300 Franks, zulassen. Diese 300 Franks werden dann in zwei Hälften zu je 150 Franks, für jedes Tableau eine Hälfte, geteilt. Die übrigen Spieler gehen leer aus und erhalten ihre Einsätze zurück. Nur dann können alle Spieler auf Befriedigung rechnen, wenn der Bankhalter im voraus verkündet hatte: „Tous les coups sont tenus" und damit eine Erklärung abgegeben hatte, die mit „Banque ouverte" gleichbedeutend ist.

Unter „Banco" versteht man, wenn ein Spieler einen Einsatz in Höhe des Betrages macht, der sich en banque befindet. Dieser Coup gelangt nur zwischen dem Bankhalter und diesem einen Spieler, zu dessen Verfügung das rechte und linke Tableau steht, zum Austrag. Gewinnt dieser Spieler an den beiden Tableaux, so hat er mit einem solchen Coup die Bank gesprengt. Der Bankier muß in diesem Falle das Kapital von neuem ein-

setzen oder die Bank zur Versteigerung anbieten. Verliert der Spieler indessen auf einem Tableau und gewinnt auf dem anderen, so hat weder der Bankhalter noch der Spieler etwas gewonnen oder verloren. Der Bankhalter setzt die Bank im früheren Geleise fort, da eine Wiederholung des Banco meistens unzulässig ist.

Werden gegen den Schluß des Spiels weniger als zehn Karten im Talon vermutet, so ist der letzte Coup nur dann gültig, wenn der Bankhalter die Teilnehmer am Spiel auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht hat.

Will ein Bankhalter, wenn er Pech hat, keine weiteren Karten ausgeben, so verkündet er diesen Entschluß mit den Worten: „Il y a une suite!“ und erhebt sich von seinem Platze. Wer sich hiernach unter den Spielern zur Fortsetzung der Bank bereit erklärt, muß einen Betrag einlegen, der der Summe gleichkommt, die alle Spieler zusammen auf den beiden Tableaus gesetzt haben. Der neue Bankhalter kann nach einem Gewinncoup die Bank weiterhalten oder mit den Worten: „Il y a une suite!“ ebenfalls zurücktreten. Es gibt aber auch Bankhalter, die nach sehr einträglichen Coups die Bank nicht weiter zu halten wünschen. Ein solcher Bankhalter wirft die noch nicht ausgegebenen Karten einfach mit den Worten: „La banque est brulée“ in einen bereitstehenden Korb (panier) und zahlt pflichtschuldigst an die Cagnotte eine Summe, die dem Betrage entspricht, den er bei der Übernahme der Bank schon mal an die Cagnotte abführen mußte.

Die Bank kann auch statt auf dem Versteigerungswege unter den beteiligten Spielern der Reihe nach von einer Hand in die andere wandern. Dieses Verfahren nennt man „Baccarat tournant“ oder „Chemin de fer“. Aber schon nach einem Coup kann hierbei der Bankhalter die Bank mit den Worten: „La main passe“ an einen Spieler abgeben, der diesen Ausruf mit den Worten: „Passez-moi les cartes“ erwidert. Der neue Bankhalter muß die Bank mit dem Kapital weiter betreiben, das zur Zeit der Übernahme vor dem zuletzt la main habenden Spieler lag.

Baccarat wird meistens mit Spielmarken, sogenannten Jetons gespielt. Der kleinste Einsatz beträgt 5 Franks, die durch eine Marke aus weißem Bein markiert werden. Eine Marke aus rotem Bein stellt den Louis dar. Ein Betrag von 25 und 50 Louis wird durch Perlmutterplatten, sogenannte Plaques, markiert.

Beispiel I.

L. soll das linke Tableau, R. das rechte Tableau und B. den Bankhalter andeuten.

B. zählt 6 und 7 = 13 oder 3 Points
R. zählt 8 und 9 = 17 oder 7 Points
L. zählt 1 Bild und 2 oder 2 Points.

L. fordert noch eine Karte, während R. mit „non“ ablehnt. Angenommen wird, daß L. mit der zugenommenen Karte 5 Points erhalten hat, während die Karten von R. 7 Points aufweisen. Der Bankhalter, der ebenfalls eine Karte zugenommen, die 7 Augen zählte, erreicht 10 Points und dadurch das ominöse Baccarat. Er verliert demnach gegen die beiden Tableaus mit 7 und 5 Augen.

* * *

Beispiel II.

Würde der Bankhalter nur 6 Augen zubekommen, so hätte er mit 3 + 6 = 9 Points gegen beide Tableaus gewonnen.

* * *

Beispiel III.

Würde der Bankhalter $3 + 4 = 7$ Points erreicht haben, so würde er gegen das linke Tableau mit 5 Points gewonnen haben. Dagegen würde der Coup als ungültig gegen das rechte Tableau anzusehen sein, weil sich hier zwei gleich hohe Augenzahlen gegenüberstehen.

* * *

37.

Das Boulespiel — der reine Straßenraub.

Einst ließ sich als Milderungsgrund für das Hasardspiel in Monte Carlo noch geltend machen, daß den Bewohnern des Fürstentums, wie allen kleinen Leuten, woher sie auch kommen möchten, der Zutritt zu dem Kasino versagt war. Mit dem Erlaß des neuen französischen Spielgesetzes vom 15. Juni 1907 ist dieser Milderungsgrund weggefallen.

Zu den Hasardspielen, die das neue Spielgesetz unter dem Sammelnamen „Petits jeux“ zuließ, gehören die Pferdchen-, Stadt- und Ballspiele; unter diesen hat das Ballspiel, allgemein unter dem Namen Boulespiel bekannt, die weiteste Verbreitung gefunden.

Auch in die unmittelbare Nachbarschaft Monte Carlos, kaum fünf Minuten von dessen Spielkasino entfernt, hielt es seinen Einzug. Dort in Beausoleil, auf französischem Boden, eröffnete ein unter dem Namen „Palais du Soleil“ errichteter Prachtbau seine Pforten, um erstens in fürstlichen Räumen im Baccarat auf Kosten der Monte Carloer Spielbank deren wohlhabender Kundschaft die Brieftaschen zu erleichtern und zweitens, um im

Boulespiel den kleinen Leuten, denen der Zutritt zu der Spielbank verschlossen war, die Taschen zu leeren.

In welche unbehagliche Stimmung dieser Vorgang das in Geldsachen immer sehr empfindliche Präsidium der Spielbank damals versetzen mußte, ist leicht zu ermessen. Dieses Präsidium hat die Gründung des Unternehmens in so unmittelbarer Nachbarschaft glatt als Gemeinheit bezeichnet! Zunächst wurde die Spielzeit bis 2 Uhr nachts ausgedehnt, um mit dem Konkurrenzunternehmen gleichen Schritt zu halten. Schließlich blieb der Bank aber keine andere Wahl, als mit schweren Opfern den neuen Spielbetrieb nach einjährigem Bestehen anzukaufen; sie erwarb gleichzeitig auch das Casino municipal, das sich ihr in demselben Orte auf die Nase gesetzt hatte.

Die Monte Carloer Spielbank läßt nun im Palais du Soleil wie im Casino municipal de Beausoleil Boule neben Baccarat spielen, natürlich nur, um sich für die Opfer zu entschädigen, die sie bringen mußte.

Kein Kommissariat prüft in Beausoleil die Berechtigung zum Eintritt. So wütet heute vor den Toren des Fürstentums ein Spiel, ärger als Straßenraub, grausamer als irgend ein Räuber in Calabrien. Harmlos ist gegenüber diesem Spiel die Roulette, denn was bedeutet das winzige Zéro unter 37 Nummern beim Roulettespiel gegenüber der 5 unter 9 Nummern beim Boulespiel?

So büßen jetzt in diesem Spiel nicht nur die Monegasken, sondern auch die in den Hotels, Cafés, Restaurants, Magazinen Angestellten oft ihren sauren Verdienst ein, der ihnen am Schlusse der Saison ausgezahlt wird.

Wo Baccarat gespielt wird, ist meistens daneben für Boule gesorgt, um auch den breiteren Volkskreisen die Taschen zu leeren. Die Gebäude, die diesem vereinten Spielbetrieb dienen,

führen meistens den pompösen Namen „Palais“ oder „Casino“. Es sind Vergnügungsstätten, meistens mit einem Überblick über einen gewaltigen Raum, in dessen Hintergrund Variété gespielt, in dessen Mitte Musik gemacht und in dessen Vorhalle, direkt am Eingang, Boule gespielt wird. Ersonnen ist diese Art der Vereinigung natürlich nur, um die Besucher, die harmlos die Vergnügungsstätte aufsuchen, zum Spiele zu verführen. So wird mit diabolischen Mitteln die Spielsucht gefördert und die Existenz zahlloser kleiner Familien gefährdet.

In Frankreich weist an den Ufern des Mittelmeeres das Palais der Jetée Promenade in Nizza den größten Verkehr auf. Wie gewaltig aber auch an der Ecke Monte Carlos der Betrieb im Palais du Soleil ist, ergibt sich daraus, daß hier 20 Croupiers tätig sind und an den Seiten zwei Kassen zum Umwechseln großen Geldes während der offiziellen Spielzeit von 2 Uhr nachmittags bis 2 Uhr nachts, ununterbrochen arbeiten. Eng aneinandergereiht, erstrecken sich von einem Ende der Vorhalle bis zum anderen zahlreiche Tische, dicht umlagert von Leuten der Straße, die hier mit ihrem spärlichen Einkommen ihr Glück versuchen. Wie zu öffentlichen Vergnügungsstätten sieht man sie in Scharen aus- und eingehen.

Und wie lächerlich einfach sind die Mittel, die hier angewandt werden, um die Gimpel auf den Leim zu locken! Nebenstehende Skizze stellt das Tableau zur Entgegennahme der Einsätze der Spieler dar. Wer eine ganze Nummer besetzt, erhält beim Gewinnfall seinen Einsatz 7 fach ausgezahlt. Wer eines der beiden Fächer besetzt, in denen sich die vier geraden und die vier ungeraden Zahlen befinden, oder eine der beiden seitlichen Kolonnen mit den Zahlen 1, 3, 6, 8 bezw. 2, 4, 7, 9 unten im leeren Fach besetzt, gewinnt einen Betrag, entsprechend seinem Einsatz.

1	1 3 7 9	2
3	5	4
6	5	7
8	2 4 6 8	9

Wie aus der Skizze ersichtlich, weist das Tableau 9 Nummern auf, unter denen die Zahl 5 die Stelle des Zéro bei der Roulette vertritt. Schlägt die 5, so gewinnen nur die Spieler, die diese

Zahl besetzt haben, während alle Spieler leer ausgehen, welche die Kolonnen und die beiden, die vier geraden und vier ungeraden Zahlen enthaltenden Fächer gespielt haben. Sollte man hiernach nicht annehmen können, daß selbst die Kurzsichtigsten auf den ersten Blick erkennen müßten, daß das Geld des Spielers nur einige Male über das grüne Tuch zu laufen braucht, um dank den gewaltigen Chancen der Bank automatisch aufgezehrt zu werden?

Die Entscheidung über das Schicksal der Einsätze der Spieler ruht in den Händen eines Croupiers; dieser setzt mit sanftem Antrieb einen Gasball in Bewegung, der seinen Weg in eines der Löcher sucht, die in einer glatt polierten, nach der Mitte sich senkenden Scheibe eingegraben sind. In dem Augenblick, in dem der Gasball in eines der Löcher niederfällt, flammt automatisch über den Köpfen der Spieler, allen sichtbar, in einem Transparent, elektrisch erleuchtet, die Gewinn-Nummer auf.

Der Mindestsatz beträgt 1 Frank, der Höchstsatz 20 Franks auf eine ganze Nummer und 50 Franks auf die Kolonnen und die in einem Fache zusammen gezogenen geraden und ungeraden Zahlen.

Der Mindestsatz ist scheinbar sehr bescheiden bemessen. Da sich hier aber die Würfe dreimal so schnell folgen, wie an den Roulettetischen, so reicht dieser Mindestsatz vollkommen aus, den Spielern in verhältnismäßig kurzer Zeit den Geldbeutel bis auf den Grund zu leeren. Und das Geschäft besorgt die Bank gründlich!

* * *

38.

Madame la Roulette.

Wenn man die Schwärme von Menschen sieht, die die Stätte beleben, wo die Roulette haust, will es scheinen, als walteten in ihr geheimnisvolle Mächte, welche die Erdenkinder blenden und in ihren Zauberkreis ziehen. Geheimnisvoll ist auch ihre Vergangenheit. Ursprung und Entwicklung der Roulette sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Niemand weiß, woher sie gekommen, niemand kennt die Stätte ihrer Geburt. Nur das ist nachzuweisen, daß sie zuerst in Italien und später in den Räumen des Hôtel de Gèvres in Paris in ihrer jetzigen Gestalt bemerkt wurde, wo ihr Dasein bald durch ein Machtwort Ludwig XV. ein ruhmloses Ende fand. Die grimmigste Feindschaft hat sie seitdem verfolgt, alle Kabinette Europas haben mobil gemacht, sie aus Ländern und Staaten gejagt, — man hätte sie gar auf Zeit und Ewigkeit vom Erdboden vertilgt, wenn ihr nicht auf dem Felsen von Monaco in der Stunde höchster Gefahr der kleinste aller herrschenden Fürsten eine Zufluchtsstätte gewährt hätte. Zwar werden, wie sie, alle ihre geistesverwandten Schwestern als verderbliche Verführerinnen verfolgt, weit über diese ragt sie aber als der Gegenstand bittersten Hasses empor. Wußte man doch, daß alle anderen Hasardspiele nur da gedeihen, wo sie sich niedergelassen, daß für alle, die das Spiel liebten, die Stätte ihrer Niederlassung bald zum Wallfahrtsort wurde wie Benares für die Hindu, wie Jerusalem für die Christen, wie Mekka für die Mohammedaner. Sie fand in Monaco ein Heim, nicht etwa weil der kleinste unter den Mächtigen der Erde weniger moralisch dachte, sondern weil er weniger Geld hatte und ein chronischer Dalles ihn über

moralische Bedenken hinwegdrängte. Virtus post nummos! Erst hinter dem Gelde kommt die Tugend! Zu wundern brauchte sich ohnehin niemand über den Vorgang. Wenn es vorher schon als ein Mangel fürstlicher Feinfühligkeit empfunden wurde, daß Florestan als regierender Fürst eines Landes sich nicht scheute, am Ambigu in Paris als Schauspieler zu wirken und eine recht unstandesgemäße Ehe mit einer Tänzerin einzugehen, wie hätte es da noch befremden können, daß Karl III., sein Nachfolger, kein Bedenken trug, mit den Reizen einer der größten Zugkräfte seinem ertraglosen Land zum Aufblühen zu verhelfen? Und was eine Zugkraft bedeutet — konnte Florestan das nicht vor den flimmernden Lichtern seiner Bühne am besten beurteilen lernen?

Madame la Roulette war eine Zugkraft, ein Stern erster Größe. Unter ihren Kolleginnen war keine anzutreffen, die auch nur ein annähernd gleich reichhaltiges, anregendes und einträgliches Spielprogramm vorweisen konnte. Die endlosen Variationen, die mannigfachen Kombinationen ihres Spielplanes munterten zu immer neuen, stets unterhaltungsreichen Versuchen, zum unablässigen Kommen und Gehen, zum rastlosen Leben und Treiben, wie in einem Bienenstock an; ihre wechselnden Überraschungen erstickten alle Eintönigkeit, alle Einförmigkeit, die entsetzliche Langeweile des ewigen Einerlei und schufen Nervenanregungen, selig bis zur Fieberglut. Zwölf Stunden konnte man zu ihren Füßen sitzen, ohne zu essen und zu trinken. Niemanden schien die Stunde zum Aufbruch zu schlagen, Geist und Phantasie fanden immer neue Anregung, wurden in lebhaftester Spannung erhalten. In dieser glänzenden Unterhaltungsgabe steckte ein Teil ihres Erfolges; die Schwerkraft ihrer geheimnisvollen Macht aber lag und liegt noch heute in dem volkstümlich so niedrig bemessenen Mindestsatz von

fünf Franks, in dem einschmeichelnden Versprechen, für eine ausgesetzte Einheit in einem einzigen Coup als Benefiz 1, 2, 5, 8, 11, 17 oder gar 35 Einheiten auszuzahlen. Wie sie dieses einschmeichelnde Versprechen freilich einlöst, davon wissen ihre Anbeter ein Lied zu singen.

Nun, wer auch die Roulette erdacht haben mag — eine wunderbare Erfindung für alle Zeiten wird sie vor allem deshalb bleiben, weil an ihr ohne Hoffnung auf Sieg ewig alle Berechnungen scheitern müssen und ihr so niemand den traurigen Ruhm streitig machen kann, in der Zerstörung von Geldwerten alle Maschinen der Welt weitaus in den Schatten zu stellen.

Wie sie im Laufe der Zeiten mit ihren Talenten das Fürstentum groß gemacht, so konnte sie selbst aus einem bescheidenen Heim in einen der schönsten Paläste ihren Einzug halten. In diesem, im Kasino von Monte Carlo, tritt sie heute an siebenzehn Tischen, gegenüber sechs Trente-et-quarante-Tischen, auf. Die Tische, auf denen sie ihre Vorstellungen gibt, haben die stattliche Länge von 6¼ m und eine Breite von 2¼ m; sie werden aus Straßburg bezogen und kosten mit allem Zubehör Stück für Stück rund tausend Franks. Das grüne Tuch, womit sie bedeckt sind, verstärkt den eigenartigen Eindruck, sich in der Sphäre der Advokaten zu befinden, welchen jeder empfängt, der die in ihren schwarzen Röcken und Binden stark an Notare erinnernden Beamten ernst und gemessen ihres Amtes walten sieht. Von großer Einsicht der Spielverwaltung spricht auch hier wieder die Verteilung der Beamten an den einzelnen Tischen, die diese zu Beherrschern der Sachlage macht, soweit dies innerhalb menschlicher Einrichtungen mit den ihnen nun einmal anhaftenden Gebrechen möglich ist. In der Mitte, in einem halbkreisförmigen Ausschnitt zu beiden Seiten des Tisches sitzen je zwei Beamte, die sich in die Aufgabe teilen, in gewissen

Zeiträumen die Roulette zu bedienen, verlorene Einsätze einzuziehen und Gewinne auszuzahlen. Auf erhöhtem Sitze hinter je zwei von diesen vier Beamten thront ein Chef, der die Ordnung aufrecht erhält, alle Bewegungen des Spiels überwacht, die nie ruhenden Streitigkeiten schlichtet, mit Argusaugen den Spuren der Gelder folgt, die den Weg aus den reichen Bankschätzen in die Hände der Spieler antreten oder als Gewinne die Wanderung in diese antreten sollen. Es sind beträchtliche Kapitalien, die hier niedergelegt sind; vor Beginn des Spiels werden jedem Roulettetisch 57 000 Franks in Banknoten, 20 000 Franks in Gold und 3000 Franks in Fünffrankstücken, zusammen 80 000 Franks zugeteilt. Gegen die Unehrlichkeit ihrer Beamten schützt sich die Bank dadurch, daß sie nicht duldet, daß der Croupier seine Hände von der Oberfläche des Tisches entfernt. Die Kette der Beamten wird von zwei Croupiers (Bouts de table) geschlossen, die zu beiden Seiten des eine Ellipse bildenden Tisches postiert sind. Sie sind wie ihre Kollegen mit Geldharken (Rateaux) versehen und angewiesen, sich Spieler und Einsätze ins Gedächtnis zu prägen; sie nehmen auch von den Spielern Geld zum Setzen entgegen, ohne dazu verpflichtet zu sein, wie sie anspruchsvollen Spielern oft deutlich, klar und bestimmt zu erkennen geben.

Genau im Mittelpunkt des Spieltisches, in einen kreisförmigen Ausschnitt eingelassen, prangt allen Augen sichtbar die Roulette im Umfange eines kleinen Wagenrades, ein prächtiges Becken aus poliertem Holz mit reichen, blitzenden Metallverzierungen, worin um einen feststehenden Zapfen die Drehscheibe im Durchmesser von 60 cm treibt. Jeden Morgen vor dem Spielbeginn wird mittels Wasserwage erprobt, ob die Roulette in unveränderter horizontaler Lage sich befindet, um zu verhindern, daß der Bank aus einer Störung Nachteile erwachsen. An dem Rande der Drehscheibe befinden sich 37 vollkommen gleich große Fächer, die durch messingene Wände gegeneinander abgegrenzt sind. Fach für Fach ist von einer in springender Folge aneinander gereihter Nummern in der ihr spielplanmäßig angewiesenen Farbe überdacht. Dadurch, daß man die Nummern nicht arithmetisch geordnet aneinander reihte, sondern die den einfachen Chancen zugehörigen Nummern über die ganze Scheibe in einer höchst sinnreichen Weise verteilte, wurde im Interesse des Bankhalters offenbar angestrebt, die Chancen bunt durcheinander zu würfeln, um gewisse Eigenartigkeiten schwerer erkennen zu lassen, die sich bei der Maschine bemerkbar machen könnten, um ferner den Überblick des Spielers über das Spiel zu verdunkeln und den Spieler zum vermehrten Nachdenken anzureizen. So sehen wir, daß einem Fach mit einer schwarzen eine rote Nummer, auf eine gerade meistens eine ungerade Zahl folgt, daß die Zahlen von 1—18 (manque) und die Zahlen von 19—30 (passe) so verteilt sind, daß niemals zwei Nummern aus derselben Gattung nebeneinander anzutreffen sind.

Die Drehscheibe bewegt sich innerhalb eines Holzbeckens, dessen Rand über den der Drehscheibe hinausragt. Der Rand des Beckens geht in eine kreisrunde Fläche über. In dieser Fläche setzt der diensthabende Croupier eine kleine weiße Elfenbeinkugel in sausende Bewegung, nachdem er die Drehscheibe mittels Griffs an einem der vier Arme des Drehkreuzes in der entgegengesetzten Richtung in Rotation versetzt hat. Mit dieser Anordnung und den hemmenden Randverzierungen, die den Lauf der Kugel unterbrechen, sie zum Springen bringen und ihr natürliches Ziel verändern, sowie mit dem immerwährenden Wechsel der Hand des Drehers und dem Platzwechsel der Roulette wird offenbar die Absicht verfolgt, auch den Rest aller

Entwürfe, aller Pläne, jede Wahrscheinlichkeitsrechnung über Bord zu werfen und die Unabhängigkeit des Spiels zu sichern.

Die Einsätze haben auf den Feldern der beiden Tableaus zu erfolgen, die auf dem grünen Tuche des Spieltisches zur rechten und linken Seite der Roulette aufgezeichnet sind. Mit Zéro in einem besonderen Felde an der Spitze wiederholt das Tableau in arithmetischer Reihenfolge und in den korrespondierenden Farben alle Nummern der rotierenden Scheibe, während besondere Abteile für die einfachen Chancen dargeboten werden. Man merke sich, daß das Spiel auf Rouge und Noir, Pair und Impair, Manque und Passe als das Spiel auf die einfachen Chancen (chances simples) gilt. Wer auf Rouge oder Noir spielt, spielt eben auf die Nummern, die auf diesem Tableau in roten oder schwarzen Farben eingezeichnet sind. Wer auf Pair spielt, spielt auf die geraden Zahlen, wer auf Impair spielt, spielt auf die ungeraden Zahlen. Wer auf Manque setzt, spielt auf die Zahlen von 1—18, wer auf Passe setzt, spielt auf die Zahlen von 19—36.

Wer auf das erste, zweite, dritte Dutzend, oder mit anderen Worten gesagt, auf die Zahlen 1—12, 13—24, 25—36 spielen will, hat seinen Einsatz in den Fächern zu machen, die markiert sind mit P 12, als Abkürzung für première douzaine oder erstes Dutzend, mit M 12 als Abkürzung für milieu douzaine oder zweites Dutzend, mit D 12 als Abkürzung für derniére douzaine oder letztes Dutzend.

Die drei leeren Fächer unterhalb der Zahlen 34, 35, 36 sind zur Aufnahme der Einsätze für die Kolonnen bestimmt. Die erste Kolonne umfaßt, senkrecht abgelesen, die Zahlen von 1, 4, 7, 10 bis 34; die zweite Kolonne die Zahlen von 2, 5, 8, 11 bis 35; die dritte Kolonne die Zahlen von 3, 6, 9, 12 bis 36.

Allen diesen Spielarten wird, wie ein flüchtiger Blick auf die Besetzung der Tableaus lehrt, das Spiel auf einzelne Nummern vorgezogen, trotzdem die Chancen rechnerisch ungünstig sind. Dennoch wird es vorgezogen, weil das Spiel auf Nummern abwechslungsreicher ist, zum Denken anregt, die Zeit amüsanter vertreibt und ein einziger Treffer auf einen kleinen Einsatz oft genügt, um über einen reichen Gewinn zu quittieren.

Beim Nummernspiel kann man ein einziges Fünffrankstück auf eine einzelne, aber auch auf zwei, drei, vier und sechs Nummern setzen, doch müssen solche so gewählt werden, daß diese auf dem Tableau zusammenliegen.

Wie man setzt und wieviel jeder Einsatz bringt, stellen leicht faßlich die Zahlen des umstehenden Tableau dar, die auf schwarze Punkte leiten, welche die Einsätze markieren sollen.

Ein Einsatz hiernach plaziert in der punktierten Linie

1.	en plein	auf 1 Nr.	(3)	gewinnt	35fach d. Einſ.	C.
2.	à cheval	„ 2 Nrn.	(8 u. 9)	„	17 „ „ „	D.
3.	Transversale	von 3 Nrn.	(10—12)	„	11 „ „ „	E.
3a.	dto.	„ 3 „	(0, 1, 2)	„	11 „ „ „	A.
4.	Carré	„ 4 „	(14,15,17,18)	„	8 „ „ „	F.
4a.	Transversale*)	„ 4 „	(0, 1, 2, 3)	„	8 „ „ „	B.
5.	dto. (Sixaine)	„ 6 „	(25—30)	„	5 „ „ „	H.
6.	Dutzend	„ 12 „	(12 erst. Nn.)	„	2 „ „ „	K.
7.	Kolonne	„ 12 „		„	2 „ „ „	M.
8.	zwei Dutzend	„ 24 „		„	½ „ „ „	N.
9.	zwei Kolonnen	„ 24 „		„	½ „ „ „	L.
10.	einfache Chancen			„	1 „ „ „	I.
11.	zwei einfache Chancen rouge — impair			„	1 „ „ „	G.

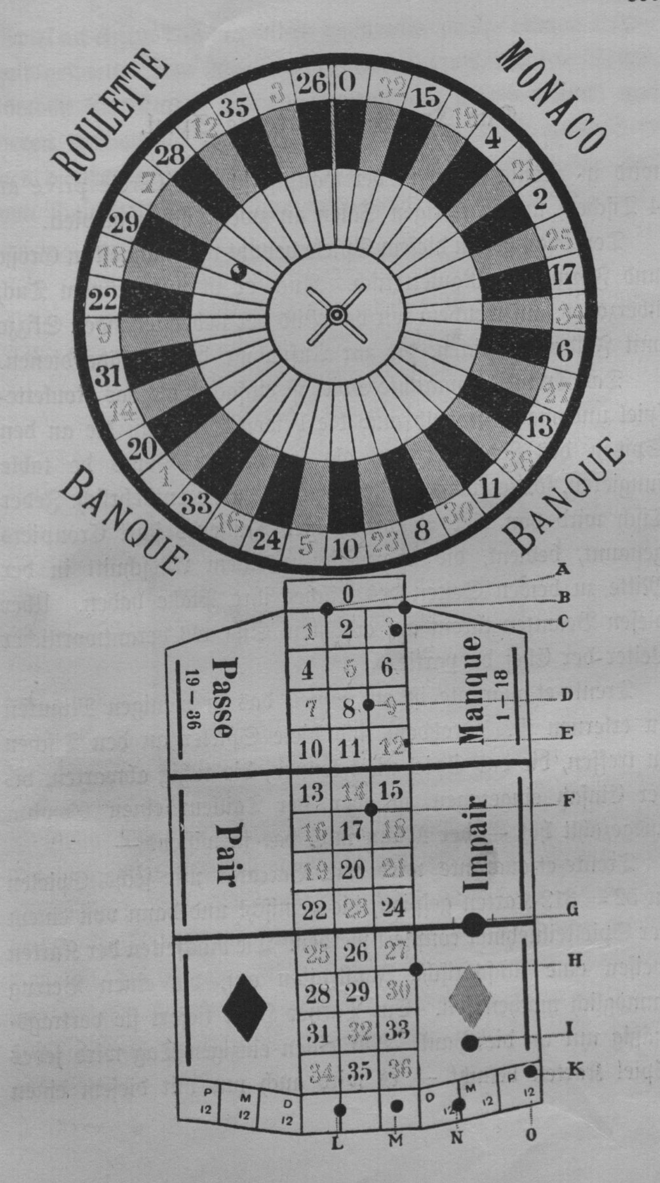
oder gleicht sich aus.

*) Diese Transversale ist unter der Bezeichnung: Les quatre premier — (numéros) allgemein bekannt.

Mit immer gleich eintöniger Stimme fordern die Croupiers durch den Ruf: „Faites votre jeu, messieurs!“ zum Setzen auf, während die Kugeln rollen. Je nach dem Aufwand der Stoßkraft durchläuft die Kugel fast ebenso oft wie die Drehscheibe 9—14 mal auf dem Wege zum Endziel, oft durch einen heftigen Anprall an die Randverzierungen erschüttert, die Bahn auf abfallender Ebene. Sobald der Lauf der Kugel sich so verlangsamt, daß sie in eine der weichen, grün gepolsterten Fächer zu fallen droht, die über Gewinn und Verlust entscheiden, lehnt der Croupier mit dem Ruf: „Rien ne va plus!“ die Annahme neuer Einsätze ab. Fliegt in diesem Augenblick noch ein Paket Banknoten auf ein Fach, so fügt der Croupier seinem Rufe hinzu, und alle Croupiers wiederholen es: „Tout va aux billets jusqu'à concurrence du maximum!“, was bedeutet, daß der Satz nur bis zur Höhe von 6000 Franks in Anspruch genommen wird und der Mehrbetrag beim Verlust dem Spieler zurückgegeben wird. Sobald die Kugel in ein Fach gefallen, erfolgt die Verkündung der gewinnenden Nummer und Chance — bei 36 beispielsweise mit den Worten: „Trente — six, rouge, passe, paire!“ Zugleich sausen die bei den Spielern als Faucheusen oder Mähmaschinen verschrieenen Harken über die Tableaus, um die verlorenen Einsätze einzuscharren und die Gewinnstücke auszuzahlen.

Der kleinste Einsatz beträgt 5 Franks, der höchste Einsatz 6000 Franks. Der Spieler hat, wohl gemerkt, seine Einsätze so einzurichten, daß die Bank nicht mehr als 6000 Franks auf eine einzelne Gewinnchance auszuzahlen braucht.

* * *



39.

Das Trente-et-quarante-Spiel.

wird in Monte Carlo in der Hauptsaison im Cercle privé an 4 Tischen, in den übrigen Sälen an zwei Tischen gespielt.

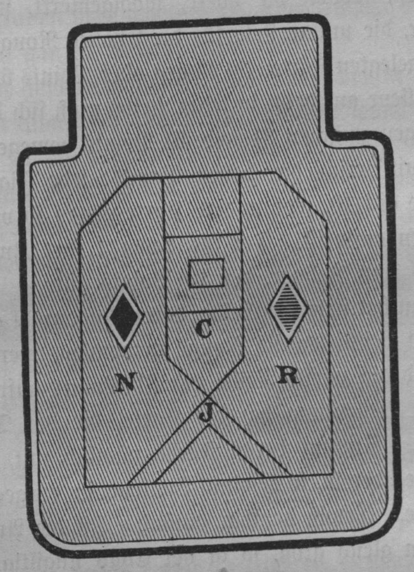
Der Tisch, der zu diesem Spiele benutzt wird, ähnelt in Größe und Form dem Roulettetisch. Auch er ist mit grünem Tuch überzogen, auf welchem wir das Bild der nebenstehenden Skizze mit Feldern erblicken, die zur Aufnahme der Einsätze dienen.

Das Trente-et-quarante-Spiel ist einfacher als das Roulettespiel und macht deshalb auch die beiden Beamten, die an den Spitzen des Roulettetisches als sogenannte Bouts de table fungieren, sowie einen zweiten Chef de partie entbehrlich. Jeder Tisch wird von vier Beamten, hier Tailleurs statt Croupiers genannt, bedient, die paarweise in einem Ausschnitt in der Mitte zu beiden Seiten des Tisches ihre Plätze haben. Über diesen Beamten thront auf erhöhtem Sitze als verantwortlicher Leiter der Chef de partie.

Trente-et-quarante ist ein Spiel, das in wenigen Minuten zu erlernen ist. Trotzdem sind viele Spieler an den Tischen zu treffen, die das Spiel nicht kennen, die ruhig abwarten, bis der Einsatz eingezogen ist oder der Tailleur einen Gewinn ausgezahlt hat — der Mann muß das ja wissen. —

Trente-et-quarante wird wie Baccarat mit sechs Spielen zu 52 = 312 Karten gespielt, die gemischt und dann von einem der Spielteilnehmer coupiert werden. Die Rückseiten der Karten weisen eine künstlerische Illustration auf, die einen Betrug unmöglich machen soll. Ein Pariser Haus liefert sie vertragsmäßig nur an die Bank. Nur einen einzigen Tag wird jedes Spiel Karten benutzt — es wird auch nur mit diesem einen

Spiel an einem und demselben Tisch während der ganzen Tageszeit gespielt. Um Mitternacht, nach Beendigung des Spiels, werden die Karten gezählt, geprüft, in Pakete gepackt und deren Umhüllung mit dem Tagesdatum und der Unterschrift des diensttuenden Chefs versehen. Sie werden für den Fall von Beschwerden jahrelang aufbewahrt und dann verbrannt.



Beim Trente-et-quarante gibt es nur die vier einfachen Chancen: **Rouge-Noir** und **Couleur-Inverse**, die sich paarweise gegenüber stehen. Der niedrigste Einsatz beträgt 20 Franks, der höchste Einsatz 12 000 Franks. Der Gewinn hat die gleiche Höhe wie der Einsatz. Jeder Tisch ist mit einem Betriebskapital von 120 000 Franks in Banknoten, 29 000 Franks in Gold und 1000 Franks in Fünffrankstücken, zusammen 150 000 Franks ausgestattet.

Lassen wir das Spiel beginnen!

Nachdem auf die Aufforderung: „Faites votre jeu, messieurs!“ die Spieler gesetzt und alle weiteren Einsätze durch den an Stelle des beim Roulettespiel üblichen Rufes: „Rien ne va plus!“ hier gebräuchlichen Ruf: „Le jeu est fait!“ abgeschnitten, läßt der Tailleur Karte für Karte auf das grüne Tuch in zwei Reihen fallen, wovon die obere, wohlgemerkt, stets für die Chance Noir, die untere stets für die Chance Rouge gilt. Sobald die aufgelegten Karten 30 Augen oder Points überschreiten, hält der Tailleur an, denn in jeder Reihe muß sich die Gesamtzahl der Augen zwischen 31 und 40 Points bewegen. Es gibt 13 Karten mit verschieden hohen Points: jede Figur: König, Dame, Bube gilt 10, jede andere Karte genau so viele Points, als sie Augen aufweist. Das As daher 1, der Zweier 2, der Dreier 3 bis zum Zehner, der 10 Points gilt.

Gewonnen hat stets die Reihe, deren Augenzahl am kleinsten ist — so hat beispielsweise Rouge gewonnen, wenn die erste Reihe 34 und die zweite Reihe nur 31 Points aufweist. Eine entscheidende Bedeutung hat die Karte, die der Tailleur als erste auflegt. Stimmt deren Farbe nämlich mit der gewinnenden Farbe überein, so gewinnt Couleur, im entgegengesetzten Falle Inverse. Gewiß denkbar einfach. Ist die Augenzahl in beiden Fällen gleich groß, so ist der Coup ungiltig, ein Coup null. In diesem Falle ruft der Tailleur, angenommen beispielsweise, daß beide Reihen gleichmäßig 36 Points aufweisen: „Six, six, après!“ Dieses après bedeutet, daß der Coup null ist und wiederholt werden muß.

Das gefürchtete Refait tritt ein, wenn die beiden Reihen übereinstimmend 31 Points aufweisen. „Un refait, messieurs!“ meldet der Tailleur in diesem Falle den wenig erbauten Spielern, denn sie haben sich nun mit der Tatsache abzufinden, daß sämtliche Einsätze ins Prison, ins Gefängnis wandern, und daß der nächste Coup darüber entscheidet, ob der Einsatz der Bank verfällt, oder ob der Spieler wieder frei über ihn verfügen kann. Dieser kann jedoch die Hälfte seines in die Gefangenschaft geratenen Einsatzes durch den Ruf: „Partagez le billet, les billets oder la masse!“ (Goldhaufen) zurückfordern, wenn er fürchtet, in dem folgenden über das Schicksal aller Einsätze entscheidenden Coup seinen ganzen Einsatz einzubüßen.

Der rein geschäftsmäßige Spielbetrieb, der in Monte Carlo herrscht, hat allmählich auch bei der Verkündigung des Gewinnergebnisses zu einer lakonischen Kürze geführt. Der Tailleur meldet einfach die Zahl der Points, die 30 Points in jeder der aufgelegten beiden Reihen überschreitet. Ruft er also nach dem Auflegen der Karten aus: „Six, quatre, rouge gagne et couleur perd!“, so soll das heißen, daß in der ersten Reihe 36, in der zweiten Reihe 34 Points enthalten sind, daß ferner Rouge und gemäß der als erste aufgelegte Karte Couleur gewonnen hat. Eine einzige Ausnahme macht er nur bei der Pointzahl 40, bei diesem point maximum, dessen Auftreten er mit quarante verkündet. Bei der Verkündigung des Gewinnergebnisses wird, wie bemerkt werden kann, der Tailleur sich stets in den Ausdrücken:

rouge gagne et couleur,
rouge perd et couleur,
rouge gagne et couleur perd,
rouge perd et couleur gagne

bewegen. Nach jedem Coup läßt der Tailleur die erledigten Karten in eine handtiefe Versenkung in der Mitte des Tisches verschwinden.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei diesem Spiele ist, daß die Spieler mit Vorliebe auf der Chance Rouge-Noir

herumreiten, trotzdem die Chancen für beide Spielarten vollkommen gleich sind. Wer Serienspieler ist, zieht das Spiel an den Trente-et-quarante Tischen dem an der Roulette meist vor, da bei dieser der Wechsel der Hand, das Wegspringen der Kugel, das Fallen eines Geldstückes in den Zylinder und andere Zufälligkeiten den Fortgang der Serien gelegentlich unterbrechen kann, während beim Trente-et-quarante-Spiel die Karten, einmal gemischt, coupiert, zusammengelegt, unentwegt die Reihenfolge innehalten, die der Zufall bestimmt hat. Enthielt das Spiel eine Serie von 15 Rouges oder 17 Noirs — nichts kann die Reihenfolge mehr stören.

Die Trente-et-quarante-Tische bieten ein fesselndes Bild, da sich um sie die elegantesten Spieler und Spielerinnen sammeln: man flüstert sich hier gern die Namen der Anwesenden, die hohen Rang und Klang in der ganzen Welt haben, leise zu. Aber wir stoßen hier auch auf die gewiegten Spieler, die mit der tröstenden Tatsache rechnen, daß die Chancen für die Bank beim Trente-et-quarante geringer als beim Roulettespiel sind. Der alte Blanc soll ja auch diese Wahrheit längst erkannt haben. „Meine Tochter", soll er gesagt haben, „würde ich freiwillig niemals einem Spieler geben; müßte es sein, so würde es mich einigermaßen trösten, wenn es ein Trente-et-quarante-Spieler und kein Roulettespieler wäre!"

Beim Trente-et-quarante sind rund 70 Millionen verschiedene Taillen möglich, eine Zahl, die so groß ist, daß man vom Anfange der neuen Zeitrechnung unausgesetzt gespielt haben müßte, um heute alle möglichen Abweichungen erschöpft zu haben.

Ein Vorzug des Spiels an den Trente-et-quarante-Tischen ist es jedenfalls, daß es sich an diesen angenehmer als an der Roulette spielt, weil hier fast alle Streitigkeiten wegfallen.

Das Spiel wickelt sich ruhig und vornehm ab, da die Spieler genau wissen, wo sie ihre Einsätze zu suchen haben.

* * *

40.

Das Verhängnis des Spielers.

Viele Spieler finden, daß sie nicht auf die Beine kommen, trotzdem ihnen vom Spiele begünstigt ansehnliche Gewinne ausgezahlt werden. Es ergeht ihnen in dieser Lage ähnlich wie dem Geschäftsinhaber, in dessen Kopf bei der Wahrnehmung, daß die erzielten Gewinne in keinem Verhältnis zu dem anscheinend guten Geschäftsgang seines Betriebes stehen, allmählich der Gedanke aufdämmert, daß hinter den Kulissen wohl ein im Trüben fischender Partner stecken müsse. Spüren stutzig gewordene Spieler der Ursache nach, dann entdecken sie zu ihrer Überraschung, daß sich das Spiel an den grünen Tischen auf einer ganz anderen Grundlage entwickelt, als sie in tiefster Unschuld ahnten. Es ist ihnen etwas neues, daß der Bank ein gewaltiger Gewinn zufällt, den sie „durch Einrechnung der Einsätze der Spieler" bei der Gewinnauszahlung im Nummernspiel erzielt. Daß bei dieser Wahrnehmung jeder Trugschluß ausgeschlossen ist, wird ihnen sonnenklar, wenn sie die sämtlichen 37 Zahlen des Tableau mit Einschluß des Zéro mit je 1 Louis bedecken und ihnen dann vom Croupier bei der Gewinnauszahlung 35 Louis und dazu ihr Einsatz von 1 Louis überwiesen werden. Das allen verständliche Experiment zeigt, daß die Bank 1 Louis — den 37. Teil bei jedem Coup — gewinnen muß, bei dem Zéro herauskommt oder Zéro nicht heraus-

kommt. Dieſes Experiment enthüllt aber zugleich auch als gefährlichen verborgenen Koſtgänger die Henne, die der Bank die goldenen Eier legt.

Was für dieſen Spieler neu, iſt für den alten Praktikus natürlich ein längſt erkannter Vorgang.

Sichert doch beim Nummerſpiel dieſe Verrechnungsart der Bank einen ununterbrochenen Nutzen von 2,70%, mit anderen Worten von je Franks 100 $+ \frac{1}{37} = \frac{100}{37} =$ Fr. 2,70 lediglich durch die Wirkung des Zéro als 37. Nummer.

Genau derſelben Wirkung unterliegen die Einſätze auf alle Nummerngruppen: Transverſale, Carrés, Chevaux, Dutzende und Kolonnen.

Die mathematiſche Gewinnwahrſcheinlichkeit beträgt bei

en plein	1 : 37,
à cheval	2 : 37,
transversale en plein	3 : 37,
carré	4 : 37,
sixaine	6 : 37,
1 douzaine	12 : 37,
2 douzaines	24 : 37,
1 Chance simple	18 : 37.

Setzt ein Spieler beiſpielsweiſe 10 Franks auf ein Carré, ſo hat er eine Chance von $\frac{4}{37}$, da die Bank im Gewinnfalle den Einſatz achtfach herauszahlt — in Geld ausgedrückt:

$$10 \times 8 = 80 \times \frac{4}{37} = \frac{320}{37} = \text{Franks } 86{,}48,$$

während für die Bank der Wert dieſer Chance beträgt:

$$10 \times \frac{33}{37} = \frac{330}{37} = \text{Franks } 89{,}18$$

Franks 2,70.

Um zu beweiſen, daß das Ergebnis beim Spiele auf alle Nummerngruppen gleich iſt, möge als Beiſpiel noch ein Einſatz von 10 Franks auf eine Transverſale en plein: 3 Nummern herausgegriffen werden. Da die Bank im Gewinnfalle den Einſatz 11fach auszahlt, ſo fallen dem Gewinner 11 × 10 = 110 Franks zu. Der Wert ſeiner Chance iſt

$$10 \times 11 = 110 \times \frac{3}{37} = \frac{330}{37} = \text{Franks } 89{,}20,$$

während für die Bank der Wert dieſer Chance beträgt:

$$10 \times \frac{34}{37} = \frac{340}{37} = \quad " \quad 91{,}80$$

wieder Franks 2,70.

Zu demſelben Ergebnis führt die Prüfung des Spiels auf die Dutzende und Kolonnen. Hier beträgt bei einem Einſatze von 100 Franks der Wert der Chance für den Spieler:

$$100 \times 2 = 200 \times \frac{12}{37} = \frac{2400}{37} = \text{Franks } 64{,}26,$$

der Wert der Chance dagegen für die Bank:

$$100 \times \frac{25}{37} = \frac{2500}{37} = \quad " \quad 67{,}56$$

wieder Franks 2,70

Wie ſteht es nun mit dem Spieler, wenn Zéro herauskommt?

In dieſem Falle zahlt die Bank nur auf die Einſätze auf Zéro aus, ſowie auf die Einſätze, die auf Zéro in Verbindung

mit anderen Nummern, also auf 01, 02, 03, 0123 gemacht sind, nach den Normen, die für die Auszahlung auf Nummergruppen maßgebend sind.

Was denken nun aber die Spieler, die auf die einfachen Chancen: Rouge-Noir, Pair-Impair, Passe-Manque gesetzt haben, wenn Zéro auftritt?

— Natürlich der Coup ist null!

— „Keinesfalls", sagt der Croupier.

„Ihr Geld wandert ins Gefängnis, wird eingesperrt und als Zeichen dafür über den Strich Ihres Setzfaches geschoben, der für solche Fälle ganz besonders vorgesehen ist."

„Eingesperrt, was ist denn das?"

„Nun, Sie können Ihren Einsatz nicht mehr zurücknehmen, es sei denn, daß Sie auf die Hälfte Ihres Geldes verzichten. Wenn Sie jetzt ein Fünffrankstück mit Ihrem Einsatze von fünf Frank erobern wollen, dann müssen Sie jetzt sogar zwei Coups hintereinander gewinnen."

„Nicht möglich!"

„Ja, freilich! Nehmen Sie an, daß ein Spieler auf Impair, eine ungerade Zahl, tausend Franks gesetzt hätte und es käme Zéro. Dann ist er Gefangener. Sein lila Billettchen wird eingesperrt, über den Strich geschoben. Der nächste Coup bringt Impair: die ungerade Zahl 17. Sie glauben, gewonnen zu haben, denn dieser nächste Coup ist doch Impair: eine ungerade Zahl. Sie irren, wenn Sie glauben, gewonnen zu haben. Doch können Sie jetzt Ihr Billett zurücknehmen, wenn Sie dessen Schicksal nicht dem nächsten Coup anvertrauen wollen. Wenn bei diesem dritten Coup die Kugel weiter in das Fach einer ungeraden Zahl rollt, dann haben Sie — endlich mit Ihrem lila Papierchen eine Banknote von tausend Frank gewonnen. Essig aber ist es mit dem lila Papierchen, wenn die

Kugel in ein Fach mit einer geraden Zahl gerät, denn dann tritt die allen so beliebte Harke in Funktion und zieht unbarmherzig Ihr armes Versuchskarnickel ein."

Immerhin ist der Nutzen der Bank bei dem Spiele auf einfache Chancen nur halb so groß wie bei dem Spiel auf Nummern, Dutzende und Kolonnen, da die gute Bank beim Auftreten von Zéro ja nur die Hälfte des Einsatzes: 1/74 statt 1/37 für sich beansprucht.

Lassen wir die Wahrscheinlichkeitsrechnung sprechen, so wird dies ohne weiteres klar.

Da es bei der Roulette 37 Nummern gibt, mit Einschluß von Zéro, so beträgt, da mit mathematischer Wahrscheinlichkeit im laufenden Spiele unter 37 Coups einmal die Null zu erwarten ist, die Wahrscheinlichkeit 1/37. Der 37. Teil aller Einsätze beim Spielen auf Nummern, Kolonnen, Dutzende, beziehungsweise der 74. Teil aller Einsätze auf einfache Chancen müssen demnach der Bank verfallen, mit anderen Worten von

je 100 Franks auf die Nummern, Dutzende, Kolonnen $\frac{100}{37} = 2{,}70\%$,

je 100 Franks auf die einfachen Chancen $\frac{100}{74} = 1{,}35\%$.

Setzen wir hiernach 10 Franks auf die einfachen Chancen, so haben wir 18 Nummern besetzt. Der Wert der Chance für den Spieler beträgt:

$$10 \times 18 = \frac{180}{37} = \qquad \text{Franks } 48{,}65,$$

der Wert der Chance für die Bank:

$$10 \times \frac{18}{37} + \frac{1/2}{37} = \frac{185}{37} = \qquad \text{"} \quad 50{,}\text{—}$$

und deren Nutzen $\qquad$ Franks 1,35.

Gegenüber den Spielern bedeutet mit kurzen Worten diese Belastung einen Vorsprung für die Bank von

Franks 13,50 auf Franks 1000 Eins. auf d. einfachen Chancen,
" 27,— " " 1000 Eins. auf d. mehrf. Chancen.

Das Endergebnis dieser Berechnung führt aber zugleich auch zu einem anderen geradezu verblüffenden Schluß. Wir wissen, daß sich an der Roulette während einer Stunde 40 bis 50 Coups abspielen. Dadurch können wir nun berechnen, daß das Geld des Spielers beim Spielen auf einfache Chancen nur 80 mal, also zwei Stunden, und beim Spielen auf Nummern nur 40 mal, also gar nur eine Stunde über das grüne Tuch zu laufen braucht, um von der Bank restlos verspeist zu werden.

Für die Richtigkeit dieser theoretischen Berechnung, wie für die Praxis ist ein klassischer Zeuge die Dividende, welche die Bank ununterbrochen und gleichmäßig an die Aktionäre zahlt.

* * *

41.

Das Refait beim Trente-et-quarante.

Unter 1000 Coups beim Trente-et-quarante-Spiel müßten normalerweise

88 ungiltige Coups (coup nuls)
22 Refaits (31—31)
890 giltige Coups

auftreten.

Wenn wir auf dieser Grundlage die Belastung des Spielers durch das Auftreten des Refait zu erforschen suchen, so kommen

wir zu dem Ergebnis, daß diese Belastung unter 1000 gültigen Coups mit 12,38 — genau der Hälfte von 24,76 in Rechnung zu ziehen ist, da die Bank beim Auftreten des Refait nur auf die Hälfte aller Einsätze Anspruch zu erheben hat.

Poisson hat in einer im Jahre 1820 veröffentlichten, beachtenswerten wissenschaftlichen Schrift den Vorteil, den die Bank durch das Refait hat, etwas geringer und zwar auf 11/1000 veranschlagt. Im Roulettespiel ist, wie bereits nachgewiesen wurde, beim Spiel auf einfache Chancen der Wert vom Zéro genau die Hälfte von 2,70 und zwar, 1,35 also etwas mehr als beim Trente-et-quarante-Spiel. Jedenfalls hat sich der Spieler darauf gefaßt zu machen, daß ihm beim Roulettespiel 13—14 mal Zéro und beim Trente-et-quarante-Spiel 11—20 Refaits unter 1000 Coups begegnen. Poisson sagt: man möge begreifen lernen, daß es, um den Vorteil der Bank vor dem Spielbeginn kennen zu lernen, (d. h. ihren Anteil an jedem Einsatz, den der Spieler ihr zu überlassen hat, damit sie auf ihren Sondervorteil während der ganzen Spieldauer verzichtet), genügt, die Wahrscheinlichkeit des Refait von dessen ersten Auftreten ab zu berechnen, oder, wenn die sechs Spiele noch vollständig sind, mit denen gespielt werden soll. Beim Beginn des Spiels wird man stets p = 021 967 als Wahrscheinlichkeit für das Refait beim Beginn des Spiels betrachten können. Man ermittelt den Vorteil der Bank, wenn man den Wert p mit der Hälfte der Einsätze multipliziert. Jeder Spieler würde, um vor Spielbeginn diesen Vorteil auszugleichen, darnach verpflichtet sein, der Bank mit Einschluß der ungiltigen Coups annähernd 11/1000 von dem Gelde zu zahlen, das er aufs Spiel setzen will. Beträgt der Vorteil der Bank annähernd 11/1000 auf die Summe aller Einsätze, so muß in einer sehr langen Reihe von Coups der Coup, der als Refait bezeichnet wird und der Bank die Hälfte

aller Einsätze zuspricht, ungefähr 22 mal unter 1000 Coups auftreten.

Da nun beim Auflegen einer Reihe Karten stets angehalten wird, sobald die Zahl von 30 Points überschritten, die folgende Ergänzungskarte aber nicht mehr als 10 Augen zutragen kann, so ergibt sich, daß jede Reihe nur 10 verschiedene Points aufweisen kann, unter denen die kleinste Reihe mit 31 und die größte mit 40 Points abschließen muß.

Wenn man die Augen, die in sechs vollständigen Spielen von 312 Karten enthalten sind, zusammenzählt, so ergeben sich 2040 Points: dabei werden auf jeden Coup höchstens 80 und mindestens 62 Points entfallen. Die Zahl der Coups, die eine ganze Taille in sich birgt, wird aber stets zwischen $\frac{2040}{80}$ und $\frac{2040}{62}$ oder 25 und 32 Coups betragen

Lange und komplizierte Berechnungen bedeutender Mathematiker haben überdies die Ausgangswahrscheinlichkeit eines jeden Points von 31—40 allemal festgelegt.

Auf die Zahlen stützt sich die Berechnung der Refaits wie auch der bezüglichen Chancen. Wir wissen darnach, daß die Wahrscheinlichkeit ist bei 31 = 0,14 806
32 = 0,13 791
33 = 0,12 751
34 = 0,11 689
35 = 0,10 605
36 = 0,09 500
37 = 0,08 375
38 = 0,07 232
39 = 0,06 072
40 = 0,05 178

Die Addition aller Points bestätigt die Richtigkeit der Berechnung der einzelnen Points.

Weshalb die Bank den Point 31 gewählt, wird klar, denn wir entnehmen aus obiger Berechnung, daß die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten von 31 Points ungefähr dreimal größer ist, als die von 40 Points. Dank dieser Vorstellung können wir uns auch ausrechnen, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß in den beiden Reihen gleich hohe Points (coup nuls) auftreten.

Doch überlassen wir hiernach das Wort wieder Poisson, der in seinen Schlußbetrachtungen über die Chancen des Spiels beim Trente-et-quarante treffend sagt: „Der gewohnheitsmäßige Spieler, der am Jahresschluß nur ein Drittel des zum Spiel bestimmten Geldes verloren, hat weder Glück noch Pech gehabt. Sein Verlust diente zur Deckung der Spesen, die sich die Bank durch Einführung des Refait ein für allemal gesichert hat. Dies erklärt, wie man Leuten begegnen kann, die, nachdem sie nur wenig gespielt, sich mit einem Gewinn zurückziehen können, daß man aber niemals gewohnheitsmäßige Spieler trifft, die ein Vermögen gewonnen haben, einfach deshalb, weil das beständige Vorwegnehmen zugunsten der Bank den sicheren Ruin der Spieler herbeiführen muß und, wie beobachtet werden kann, sogar häufig mit Blitzesschnelle herbeiführt. Der Spieler, der stets gewonnen, kehrt stets zurück. Sein Vertrauen wächst mit dem Steigen seines Gewinnes. Aber mit diesem fortgesetzten Kommen und Gehen tritt er in die Klasse der gewohnheitsmäßigen Spieler und verfällt von da ab notwendig den Wirkungen des allgemein geltenden Gesetzes. Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob 30 000 Coups in zwei Jahren oder in zwei Monaten gespielt werden. In beiden Fällen bleibt eben die Summe, die über das grüne Tuch läuft, gleich, und die Besteuerung der Bank erhebt sich auf dieselbe Höhe. Aus alledem ergibt sich, daß

man im gegebenen Augenblick viel gewonnen haben kann, im fortgesetzten Spiel aber unvermeidlich verlieren muß.

* * *

42.

Versicherung gegen Refait und Zéro.

Eine achtbare Einnahme zieht die Bank aus den kleinen runden Elfenbeinscheibchen, die die Neugierde aller erregen, die beim ersten Besuch des Kasinos das Spiel an den Trente-et-quarante-Tischen beobachten. Solche Scheibchen erwirbt der Spieler als Zeichen seiner Versicherung gegen die gefürchteten Folgen des Refait. Viele lassen, wenn es eintritt, die Hälfte ihres Einsatzes fahren, denn die Zahl der ängstlichen Spieler ist nicht klein, die die Entscheidung über das Schicksal des ganzen Einsatzes nicht dem Zufall des nächsten Coups anvertrauen möchten. Bedeutender ist aber die Zahl der großen Spieler, die beim Auftreten des Refait grundsätzlich unbeschränkt über ihren vollen Einsatz verfügen wollen. Dieses Recht können sie dadurch erwerben, daß sie sich durch Zahlung einer Prämie gegen das Refait versichern. Die Prämie beträgt 1%, d. h. 10 Franks auf 1000 Franks, 120 Franks auf den Höchstsatz von 12 000 Franks, mindestens aber 5 Franks. Als abgeschlossen gilt die Versicherung, sobald der Tailleur dem Einsatz eins der Scheibchen beigelegt und, wie es trifft, erklärt hat: „Le billet est assuré“! oder „les billets sont assurés!“, oder „la masse (Goldhaufen) est assurée!“

Für die Spieler ist diese Versicherung natürlich eine schwere Belastung, ja schwerer, als diese meistens ahnen. Diese Prämienzahlung erhöht ihre laufende Abgabe an die Bank um volle 2%, da sie ihren vollen Einsatz versichern müssen, trotzdem sie über die Hälfte frei verfügen könnten. Noch erheblich höher stellt sich der Prozentsatz, wenn mit dem üblichen Minimalsatz von 5 Franks Einsätze unter 500 Franks versichert werden. Es ist keine Seltenheit, daß aus Furcht vor dem Refait selbst 10 Louis versichert werden und so die Abgabe an die Bank um volle 5% gesteigert wird. Dem Refait beim Trente-et-quarante entspricht bekanntlich die Zéro bei der Roulette. Bei der Roulette gibt es indessen keine formelle Versicherung gegen die Folgen des Auftretens von Zéro. Diesen vermeintlichen Mangel suchen viele Spieler dadurch zu entkräften, daß sie, wenn sie beispielsweise 2000 Franks auf Rouge setzen, zugleich 30 Franks auf Zéro pointieren, die ihnen im Gewinnfalle 1050 Franks einbringen, etwas mehr als nötig ist, um die auf Rouge gesetzten 2000 Franks vor dem Prison, der Einsperrung, zu bewahren. Mit einer solchen Spielmethode erreichen die Spieler nichts weiter, als daß sie mit einer Mehrzahlung von 30 Franks allemal mit 19 gegen 18 Nummern statt mit 18 gegen 18 Nummern spielen. Ein vernünftiger Grund zu dieser Spielart liegt nicht vor und kann schon deshalb nicht vorliegen, weil der Spieler nun auch das immerhin etwas aussichtsvollere Spiel auf einfache Chancen unnütz verteuert. Wird doch im Verlustfalle der auf Zéro gemachte Einsatz ganz verloren gehen, während beim Spiel auf die einfachen Chancen nur die Hälfte des Einsatzes riskiert wird. Weshalb gerade Zéro so große Furcht einjagt, läßt sich durch keinen vernünftigen Grund erklären. Wird doch, wenn wir als Beweis dafür das vorher angeführte Beispiel heranziehen, mit der Besetzung irgend einer schwarzen Nummer haarscharf dieselbe Wirkung, wie mit der Besetzung von Zéro erreicht.

Und für einen großen Spieler, meint man,, sollte es doch auch wirklich gleichgültig sein, ob er mit 18 oder 19 Nummern gegen die Bank operiert.

* * *

43.

An der Grenze des Einsatzes.

Das Maximum.

In den Abschnitten über „Refait" und „Zéro" wurde ausgeführt, wie rührend besorgt die Bank von Monte Carlo ist, durch Inanspruchnahme von Sondervorteilen ihr Unternehmen auf eine sichere Grundlage zu stellen. Dem gleichen Streben ist der Gedanke entsprossen, durch eine Begrenzung der Höhe des Einsatzes den Spielern entgegenzutreten, die mit dem Aufgebot gewaltiger Mittel die Grundlage des Unternehmens erschüttern könnten. Die Möglichkeit besteht, daß kühne, verwegene, waghalsige Spieler oder zum äußersten entschlossene Konsortien auftauchen, die gewaltige Summen ins Treffen führen, wenn die Bank sie nicht aufhielte. Würde die Bank die bestehenden Einsatzgrenzen aufheben, so würde sie sich in erster Linie gegen die Spieler zu verteidigen haben, die Martingale oder Martingale-Paroli spielen.

Der Spieler à la Martingale sucht durch stete Verdopplung seines Einsatzes einen Betrag zu gewinnen, der dem Einsatze gleichkommt, mit dem er das Spiel begonnen hat, während der Martingale-Paroli-Spieler seinen Einsatz mit den Gewinnen ununterbrochen vereinigt und zu einer Masse anschwellen

läßt, um einen gewaltigen Coup auszuführen. Gegenüber dem Paroli-Spieler ist der Spieler à la Martingale als ungefährlich und zahm zu betrachten.

Würde doch der Spieler à la Martingale selbst der Bank das Betriebskapital liefern, denn er wird schon beim Beginn mit dem bescheidenen Mindestsatz von 5 Franks im 21. Coup über 10 Millionen aus seinem Portefeuille auf das grüne Tuch legen müssen, bloß um den gesamten Verlust mit einem Mehr von 5 Franks zurückzugewinnen, ohne daß sich die Bankkasse an diesen Vorgängen mit mehr als mit einem einzigen Fünffrankstück zu beteiligen brauchte.

Der Martingale-Paroli-Spieler würde dagegen im Glücksfalle schon beim Beginn mit dem gleichen bescheidenen Mindestsatz von 5 Franks nach seiner Methode nach dem 14. Coup 81 915 und im 21. Coup gar 10 425 755 Franks gewonnen haben. Er würde, wenn er beispielsweise mit dem jetzt geltenden Höchstsatze den Feldzug eröffnete, bereits im 4. Coup 90 000 Franks gewinnen und sein Risiko auf Null beschränken können, wenn er nach dem 3. Coup seinen Einsatz zurückzöge. Ein Spieler, der Paroli günstig getroffen, könnte die Bank zugrunde richten. Ich habe in Monte Carlo eine Serie von 28 Rouge erlebt, wohl eine der längsten, die dort beobachtet wurden. Ein Paroli-Spieler, an solcher Serie beteiligt, würde der Bank rund 268 Millionen abgewonnen haben. Kurze Serien, namentlich beim Trente-et-quarante, wird man in endloser Zahl beobachten können.

Würde derselbe Spieler à la Martingale statt Paroli spielen, so würde er beim gleichen Einsatz von 6000 Franks im 3. Coup nur 18 000 Franks, im 4. Coup nur 24 000 Franks, im 15. Coup nur 90 000 Franks, im 21. Coup nur 126 000 Franks gewonnen haben.

Freilich würde der Paroli-Spieler beim ungünstigen Verlauf im 10. Coup mit über 6 Millionen, im 21. Coup gar mit 12 Milliarden seinem Einsatz von 6000 Franks nachlaufen müssen. Er würde bei dieser zügellosen Spielart viel gewinnen, aber auch viel verlieren können.

Ein Kampf mit gewaltigen Mitteln würde aus der Öffnung der Einsatzgrenzen sich jedenfalls ergeben müssen. In diesem Kampfe würde es sich nicht mehr wie ehedem um die Sprengung eines einzelnen Tisches, mit einigen Nachschüben von Kapital, sondern um die Existenz zweier gewaltiger Riesen, um das Betriebskapital der Bank oder ihres Gegners handeln. Dazu würde die Bank bei unbegrenzten Spieleinsätzen im Interesse ihrer Selbsterhaltung Summen heranziehen müssen, denen gegenüber das jetzige Betriebskapital lächerlich klein erscheinen müßte. Und dieses Riesenkapital würde sie zinslos und daher unfruchtbar dauernd mobilhalten müssen; sie würde auch nicht verhindern können, daß einmal große, einmal kleine Dividenden verteilt werden, ja daß das Unternehmen eines Tages zusammenbricht. Denn wer bürgt dafür, daß sie nicht eines Tages auf einen kühnen, verwegenen, zügellosen Spieler mit ganz außergewöhnlichem Glück stößt, der allen Sondervorteilen zum Trotz ihr Riesenkapital bis auf das letzte Fünffrankstück aufsaugt. Oft genug schon stieß sie auf glückliche Spieler, welche die Kasse eines Spieltisches wiederholt sprengten, so sehr auch die Sondervorteile der Bank wie scharf geschliffene Waffen selbst gegen übernatürliches Glück wirken. Der zum äußersten entschlossene Spieler braucht nur das Glück zu haben, daß er das Spiel beim Auftauchen einer langen Serie beginnt.

Würde ein „unbegrenztes Kapital" der Bank nun einen sicheren Schutz bieten? Ja, aber auch nur dann, wenn sich der Spieler immer von neuem ihr zur Verfügung stellt. Die Höhe

eines unbegrenzten Kapitals ist nicht zu präzisieren. Selbst ein Kapital von 30 Milliarden kann nicht als unbegrenzt angesehen werden. Es gibt keine Mitte, keine mittlere Linie.

Angenommen, es wäre auf beiden Seiten unbegrenzt, so würde sich das unbegrenzte Kapital des Gegners der Bank dank ihren Sondervorteilen wie ein Balken auflösen müssen, auf den in jeder Minute die Axt des Holzfällers niedersaust — vorausgesetzt, daß sich der Spieler zu einer solchen Amputation der Bank unausgesetzt zur Verfügung hielte, denn kritisch würde die Lage doch zweifellos, wenn der zu nichts verpflichtete Spieler in den Augenblicken der für die Bank verhängnisvollen Schwankungen sich drückte, ohne Revanche zu geben, ohne sich jemals wieder blicken zu lassen. Dieser Gefahr will die Bank sich nicht aussetzen.

Sie kann auch, selbst wenn auf die Rückkehr großer Verluste zu rechnen wäre, nicht ein Kapital im Tresor halten, das groß genug wäre, allen Angriffen gewachsen zu sein; sie wird es aus Vernunftsgründen auch schon deshalb nicht wollen, weil der durch diese Mobilisierung bedungene Zinsaufwand, der größer als ihr jetziges Betriebskapital wäre, das Unternehmen unfehlbar zugrunde richten müßte. Sie kann und will sich vor allem auch nicht in das Ungewisse des Glücksspiels hineinziehen lassen. Sind doch gerade die Wechselfälle und Zufälle schuld, daß die Spieler nicht gewinnen. Sie aber kann alle Wechselfälle und Zufälle überwinden, und auch ihren Gewinn sichern, wenn sie an der altbewährten Taktik festhält; sie will mit sicheren Zahlen rechnen, jeden Hasard aus ihrem Geschäftsbetrieb ausschließen und Beamte haben, die ruhig und interesselos am Spieltisch sitzen.

Wie die Bank dem Spieler nach oben eine Grenze bei der Roulette mit 6000 Franks, beim Trente-et-quarante mit 12 000

Franks gezogen, so hat sie auch nach unten eine Schranke gesetzt, wohl deshalb, um die Abwicklung des Spielgeschäfts zu erleichtern und dem Unternehmen in den Augen des Publikums einen großzügigen Charakter zu geben. So ist alles fein säuberlich durchdacht und geregelt! Meisterhaft ist das Gleichgewicht zwischen den Spielern und der Bank zugunsten des Unternehmens in einer Weise verschoben worden, daß es wie ein Hohn klänge, wollte man von einem Kampf mit gleichen Waffen an den Spieltischen von Monte Carlo sprechen.

* * *

Während die Bank die Spieler dem Zufall preisgibt, will sie selbst ein von allen Zufällen unabhängiges, solides Erwerbsunternehmen bleiben. Darum wird sie ihre altbewährte Taktik nicht ändern. Hat sie doch dank ihrem Maximum und ihren Sondervorteilen jetzt alle Trümpfe in Händen, die sie selbst gegen übernatürliches Glück schützen und ihrem Unternehmen eine gesunde und überaus vorteilhafte Grundlage sichern. Und sie weiß, daß der „Maximumspieler", der „Spieler der Jetztzeit", der „Methodenspieler" allwöchentlich mehrmals durch ungünstige Serien ausgeplündert wird. Was will sie mehr?

Überdies kann der Spieler auch unter den heutigen Grundsätzen schon ganz gewaltige Beträge in einem Coup setzen. Die Bank verlangt ja nur, daß der Spieler den Einsatz auf jede einzelne der in einem Coup möglichen Chancen so begrenzt, daß sie nicht in die Lage gebracht werden, mehr als 6000 Franks pro Chance auszuzahlen.

Um festzustellen, wieviel ein Spieler „in einem Coup" im Höchstfalle setzen kann, greifen wir aus den vielen Nummern des Tableau die Nummer 26 mit allen denkbaren Einsatzmöglichkeiten heraus. Er würde setzen auf diese Nummer 26

en plein 9 Louis	180,—	Franks
auf jedes Cheval 4×355 Franks . .	1 420,—	"
" " Carré 4×750 "	3 000,—	"
auf jede Sixain 2×1200 Franks . .	2 400,—	"
auf die Transversale pleine von 3 Nummern	550,—	"
auf die dritte Kolonne	3 000,—	"
auf das dritte Dutzend	3 000,—	"
auf Noir	6 000,—	"
auf Pair	6 000,—	"
auf Passe	6 000,—	"
auf Noir-Pair à cheval	6 000,—	"
auf Pair-Passe à cheval	6 000,—	"
auf das 2. und 3. Dutzend à cheval	12 000,—	"
auf die Kolonne II und III	12 000,—	"
auf die Kolonne I und II	12 000,—	"
	79 550,—	Franks

Würde die Nummer 26 schlagen, so hätte der Glückspilz mit einem einzigen Coup 132 000 Franks gewonnen und die Bank oder, genauer gesagt, „den Spieltisch" gesprengt, denn ein Roulettetisch verfügt nur über 80 000 Franks.

Aber denselben Erfolg hätte dieser Spieler freilich auch erzielt, wenn er Nummer 26 en plein einfach mit 3775 Franks hätte besetzen dürfen. Sind doch solche und viel höhere Einsätze einzelner Spieler in einem Coup eine alltägliche Erscheinung!

Für die Bank würde der Gewinn dieses setzlustigen Spielers keine fühlbare Wunde bedeuten, da sie oft an einem Tage mehr verdient. Außerdem kann sie fast mit tödlicher Sicherheit darauf rechnen, daß ein solcher Glückspilz nicht ruht, bevor er nicht das letzte Fünffrankstück seines Gewinnes an die Bank wieder ehrlich ausgeliefert hat.

* * *

44.

Die Technik des Spiels.

Bei der Besprechung des Spiels und seiner Technik halte ich es für nützlich, mich an die Fachausdrücke zu halten, die in Monte Carlo gebräuchlich sind, weil solche gestatten, oft mit einem kurzen Worte, wenn dessen Sinn einmal richtig erfaßt ist, die Situation voll zu beleuchten. Auch empfiehlt sich diese Behandlung des Stoffes deshalb, weil an fast allen Orten, wo die Roulette surrt, französisch gesprochen, die Unterhaltung mit diesem Fachausdrücken geführt wird und unser Land wie alle Länder deutscher Zunge nach menschlicher Voraussicht in absehbarer Zeit vor dem Eindringen der Roulette und des Trente-et-quarante-Spiels bewahrt bleiben wird. Nebenbei verspricht die Anwendung dieser Fachausdrücke auch einen praktischen Nutzen allen denen, die Land und Leute einmal aus eigener Anschauung kennen lernen sollten, weil sie sogleich begreifen, was anderen oft lange unverständlich bleiben muß.

Wenden wir uns hiernach zunächst der Bedeutung eines oft gehörten Wortes zu, dem

E q u i l i b r e, worunter das Gleichgewicht zu verstehen ist, das sich nach Schwankungen einander entgegengesetzter Chancen zwischen Rouge und Noir, Pair und Impair, Passe und Manque, Couleur und Inverse usw. im fortgesetzten Spiele wieder einstellt. Wie das Wasser des beweglichen Meeres ohne Unterlaß das Gleichmaß, die Ebene, erstrebt, so überträgt im unendlichen Lauf des Spieles die stärker auftretende Chance bald in größeren, bald in kleineren Mengen ihren Überschuß an die zurückgebliebene Chance. Möge hierbei der Unterschied in der Erzeugung zweier entgegengesetzter Chancen zeitweilig noch so groß sein, immer

wird er nach längerem oder kürzerem Auf- und Niederwogen wieder verschwinden, immer wird schließlich mal wieder Rouge ebenso oft wie Noir, Pair ebenso oft wie Impair, Passe ebenso oft wie Manque, das eine Dutzend ebenso oft wie das andere, eine Nummer ebenso oft wie die andere auftreten, immer das Equilibre wieder nachweisbar sein. In wieviel Minuten, Tagen, Wochen, Monaten, Jahren das Gleichgewicht indessen eintreten wird, vermögen wir niemals vorauszusagen.

Das E c a r t, der gefährlichste Feind aller Spieler, ist die Abweichung von der Normalzahl, die wir beim Spiel erwarten. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung sollen unter 100 Nummern 50 Rouge und 50 Noir auftreten. Wohl folgt die Kugel im unendlichen Spiele diesem Gesetze, nicht aber in einem enger bemessenen Zeitraum. Niemals wird Noir nach Rouge wechselweise unausgesetzt auftreten, um das Gleichgewicht zu halten, sondern es werden bald zweimal Noir, bald einmal Rouge, bald einmal Noir, bald sechsmal Rouge usf. im wirren, unberechenbaren Durcheinander sich zeigen. Dieses regellose Auftreten ergibt stets kleinere, stets größere Abweichungen vom Equilibre. Und diese Abweichungen vom Gleichgewicht nennen wir das Ecart! —

Die Schwankungen rufen zwei verschiedene Bewegungen hervor, erstens die

V i b r a t i o n, worunter die Bewegung aus dem Übergange von einer verwandten Chance zur anderen zu verstehen ist. Wenn sechs Rouges, vier Noirs, ein Rouge, siebzehn Noirs, zwei Rouges usf. auftreten, so bezeichnen wir dieses ruhe- und regellose Hin- und Herspringen von einer Chance zur anderen mit Vibration.

Die O s c i l l a t i o n ist dagegen der Konflikt, der sich zwischen dem Equilibre und dem Ecart vollzieht. Will das eine

Naturgesetz, daß zwischen Rouges und Noirs nach einer gewissen Zahl von Coups ein Ausgleich eintritt, so will das andere Naturgesetz das Gegenteil: das Ecart, d. h. Geschwindigkeitsunterschied beim Anwachsen jeder Gruppe. So wird jede gleichmäßige Geschwindigkeit beim Vorrücken der einzelnen Gruppen aufgehoben, wird eine Gruppe wachsen, während die andere zurückbleibt. So werden im Rückstand gebliebene Gruppen an Boden gewinnen und das Übergewicht erlangen, um alsbald wieder zurückzubleiben. Ist das Gleichgewicht wieder mal hergestellt, so tritt sofort naturgemäß und unabwendbar irgend ein neuer Konflikt ein. Die Rolle, welche die Oscillation spielt, ist hiernach leicht zu begreifen; — sie leitet in steter Mannigfaltigkeit vom Equilibre zum Ecart, vom Ecart zum Equilibre, genau wie die Vibration von Rouge auf Noir, von Noir auf Rouge. —

Unité nennt man die Einheit, womit der Spieler eine Progression eröffnet und die er systematisch steigert, um einen Gewinn zu erzielen. Wenn zuerst 5 Franks, dann 10, 20, 40, 80 Franks gesetzt werden, so gilt der erste Satz als die Einheit, die Unité. —

Découvert wird für Verlust oder Einbuße gebraucht.

Die Spielmethoden, mit denen der Spieler alle Hindernisse zu überbrücken und alle Sondervorteile der Bank zu überwinden sucht, gehen ins Ungemessene, besonders beim Spiel an der Roulette, dessen Mannigfaltigkeit eine wahre Flut von Kampfmitteln erzeugt hat. Doch laufen alle diese Mittel auf zwei Elemente hinaus: die Attaque, auch Marche genannt, und die Progression, auch Massage genannt.

Die

Attaque

faßt die Chance, den Zeitpunkt des Angriffs und der Angriffsweise auf die Chance nach den Ergebnissen der

Beobachtung aus den vorhergegangenen Coups (Würfen) ins Auge. Der Spieler tritt laufend oder wechselnd für eine unter den vielen Spielweisen in der Hoffnung ein, daß solche ihm eine größere Zahl von Gewinncoups eintragen werde.

In das Gebiet der Attacke fällt, wenn wir aus der bunten Menge von Angriffsweisen einige heraussuchen, die

Gagnante, jene Spielweise, bei der der Einsatz auf die Chance riskiert wird, die eben gewonnen hatte. Es wird geglaubt, daß mehr Serien als Intermittenzen auftreten werden und aus dieser Erwartung Nutzen zu ziehen gesucht.

Perdante oder Intermittenz, das Gegenteil der Gagnante, ist die Spielweise, bei der der Einsatz auf die Farbe oder Chance riskiert wird, die eben verloren hatte. Es wird angenommen, daß mehr Intermittenzen als Serien auftreten werden, und hieraus die praktische Folgerung gezogen.

Auf Serien, worunter die Aufeinanderfolge ein und derselben Farbe oder Chance zu verstehen ist, wird von den Spielern gespielt, die erwarten, daß eine Reihe gleicher Farben, gleicher Arten aus einer Familie auftreten. Folgt Rouge oder Pair oder Manque usf. 2, 3, 4, 5, 6 usw. mal nacheinander, so sehen diese sogenannten Serienspieler ihre Erwartung erfüllt. Im praktischen Spiel bildet den Gegensatz der Intermittenze der Coup de deux (beispielsweise Noir-Noir), der Coup de trois (N. N. N.), der Coup de quatre (N. N. N. N.) — das abwechselnd gleichmäßige Auftreten von zwei, drei, vier und mehr gleichen Farben oder Chancen.

Die Retardaire wird von den Spielern gespielt, die erwarten, daß eine lange ausgebliebene Chance oder Nummer sich bald wieder zeigen müsse.

Die Avant-dernière wird von den Spielern gespielt, die einen Teil von den Intermittenzen und den Serien ge-

winnen wollen. Sie setzen beständig die Farbe, die beim vorletzten Coup gewonnen hatte und spielen demnach nach Rouge-Noir auf Rouge, nach Noir-Noir auf Noir, nach Rouge-Rouge auf Rouge, nach Noir-Rouge auf Noir usw.

Auf die Voisins, jene Nummern, die sich der geworfenen Nummer zur rechten und linken Seite im Zylinder der Roulette anreihen, werden von den Spielern gespielt, die erwarten, daß die Kugel von einem und demselben Croupier mit einem und demselben Kraftaufwande geworfen, eine fast immer gleiche Streckenlänge durchläuft. Viele spielen auf die den Voisins entgegengesetzten Nummern, wenn sie beobachten, daß die Hand des Croupiers alles andere eher als die Voisins gibt. Wie wenig die Bank das Spiel auf die Voisins fürchtet, kann kaum besser illustriert werden, als mit dem Hinweise darauf, daß den Besuchern des Cercle privé mit der Eintrittskarte ein Tableau der Voisins eingehändigt wird.

Auf der Dominante wird von den Spielern gesetzt, die beobachten, daß eine Chance häufiger auftritt als die Chance, die ihr entgegengesetzt ist. Sie spielen mit anderen Worten auf die im Spiele vorherrschend auftretende Chance in dem Glauben, daß diese Chance „en veine“ ist und daß ein Ecart zu deren Gunsten sich ergeben werde.

Die Coups précusseurs werden von den Spielern gespielt, die zu bemerken glauben, daß das Spiel die Tendenz hat, gleiche symmetrische Figuren hervorzubringen.

Die Numéros en plein werden von den Spielern gespielt, die durch Setzen auf eine einzige Nummer gleich einen lohnenden Coup machen wollen. Natürlich ist dies das reine Lotteriespiel.

Die Finale wird von den Spielern gespielt, die bemerken, daß die Kugel die Neigung hat, Nummern mit gleichen Ausgangszahlen hervorzubringen. Sie setzen nach den Ergebnissen ihrer Beobachtung demnach auf 1, 11, 21, 31 oder 5, 15, 25, 35 oder 6, 16, 26, 36 usw. Lotterie

Die Sauteuse wird von den Spielern gespielt, die im steten Farbenwechsel ihr Heil suchen. Sie setzen einmal auf Noir und dann auf Rouge, oder einmal auf Rouge und dann auf Noir. Der Spieler verzichtet bei dieser Setzweise auf alle Vorteile aus Serien; er verliert alle konträren und gewinnt alle günstigen Intermittenzen.

Tiers-et-tous wird auf die Coups de un und die Coups de deux von Spielern gespielt, die beobachtet zu haben glauben, daß diese beiden Coups-Arten häufiger als längere Serien auftreten. Sie setzen oft erst, nachdem sie zwei aufeinanderfolgende ungünstige Coups beobachtet haben. Der Bank sollen nur die Coups de troix und darüber zufallen. Der Spieler greift regelrecht die verlierende Farbe mit einem Drittel irgend einer Summe an, um im Verlustfalle die übrigen zwei Drittel ins Treffen zu schicken. Es wird dieses Spiel auch als Boule de neige gespielt; es wird mit anderen Worten dem Drittel, mit dem das Spiel begonnen wurde, fortlaufend der erzielte Nutzen hinzugefügt. Aus dieser Setzweise ist die natürliche Bezeichnung „tiers-et-tout“ hervorgegangen.

Die Sixaine, Transversalen von 6 Nummern, ist ein Spiel, wobei die sämtlichen sechs Transversalen von je sechs Nummern besetzt werden, in der Hoffnung, daß alle sechs Transversalen nicht abwechselnd in sechs Coups auftreten werden. Sollen doch dann die Einsätze so wirken, daß die Wiederholung schon einer Transversale oder Sixaine einen Nutzen abwirft. (!!)

Unter Rapporteurs sind Spielpläne zu verstehen, welche die Spieler im voraus entwerfen, um sie dann an den Spieltischen durchzuführen. Es wird hierbei gehofft, daß die

Richtung, die das Spiel nimmt, den Ideen des Spielplans nicht entgegen ist. Rapporteurs sind für diese Spieler Figuren, deren Erscheinen im Hause besser als am Spieltisch vorausgesehen werden kann.

Zu den Fluidum-Spielern werden die Leute gerechnet, die beobachtet haben wollen, daß seltsam oft die Zahl, die eben als Gewinn-Nummer an einem Tische aufgerufen, unmittelbar darauf am Nachbartisch als Gewinn-Nummer verkündet wird. Daß das Fluidum noch seltsam häufiger versagt, fällt solchen Spielern nicht auf.

Tirage-au-sort ist das Spiel der Abergläubischen, nach deren Auffassung der Lebensweg des Menschen vom Schicksal im voraus unabänderlich bestimmt ist. In diesem Wahn hypnotisieren sich viele so weit, daß sie aus dem Nebel dumpfer Empfindungen in immer klareren Umrissen die Tagesstunde und Minute, die Chance und Figur, den Spieltisch und selbst den Croupier auftauchen sehen, der am Ende die glückverheißenden Nummern ihrer Visionen wirft. Sie können durch keine Mißerfolge stutzig gemacht werden — die Paralyse ist zu weit vorgeschritten!

Im Esprit du jeu entladet sich in allen Fällen der Mißmut, der den Spieler erfaßt, der nach allen Mißerfolgen das Vertrauen verloren hat, nach eigenen Plänen und Entwürfen zu gewinnen. Warum soll ich, philosophiert er, wenn sich im länger währenden Spiel mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Neigung zur Hervorbringung bestimmter Figuren, zur Produktion von Serien, Intermittenzen offenbart, mir diese Manifestationen, den Esprit du jeu nicht als Richtschnur bei meinen Einsätzen dienen lassen, nicht aus der Beobachtung des Barometers einen Rückschluß auf die künftige Gestaltung des Wetters ziehen.

* * *

Zu diesen Spielarten gesellen sich nun viele, die weniger ihre Kraft in der Wahl der Chance und des Zeitpunktes zum Angriff suchen, als in der Anordnung der Steigerung und Verminderung der Einsätze.

Damit setzt das zweite Element, das weite Gebiet der

Progressionen,

auch Massage genannt, beim systematischen Spiel ein. Der Progressionsspieler verwirft alle Spiele mit laufend gleich hohen Einsätzen beim Verfolg einer Chance, weil er diese Spielart allein für zu schwach hält, um die Anhäufung verderblicher Coups zu überwinden und Nutzen stiften zu können. Um aber auch in das Progressionsspiel eine größere Machtfülle zu bringen, lieben es viele, im Laufe des Spiels bald zu einer stärkeren, bald geringeren Herabsetzung der Einsatzsumme überzugehen, mit einem Worte, zu einem System, das die Anzahl der Stücke bezw. die Höhe des Betrages regelt, die in jeder einzelnen Phase des Spiels gesetzt werden soll, methodisch ordnet.

Unendlich mannigfach sind zwar die Arten, in denen die Spieler die Progressionen bezw. Massagen wirken zu lassen trachten; doch sind alle als Abzweigungen weniger Stämme der Martingale (einfache Verdopplung der Einsätze), der Progressions montantes et descendantes und Parolis zu erkennen.

Unter den Massagen ist die Martingale die weitestverbreitetste aller Steigerungsmethoden. Ihre Anhänger nennt man Martingale-Spieler. Einfache Verdopplung der Einsätze meist nach der gewöhnlichen mathematischen Progression 5, 10, 20 usw. oder aber auch mit verstärkter Progression, beispielsweise 1, 3, 7 usw. oder 1, 2, 3 usw., ist der Grundzug des Spieles dieser Leute. Ihre Anhänger verdoppeln jeden Coup so, daß der erste Gewinncoup als Benefiz den Betrag einbringen muß, mit dem das Spiel begonnen wurde, oder einige Stücke mehr. Da

bei der Roulette der Mindestsatz 5 Franks und der Höchstsatz 6000 Franks beträgt, so erlaubt die „einfache Martingale" nacheinander nur die folgenden elf Sätze zu machen:

Coup	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Frks.	5	10	20	40	80	160	320	640	1280	2560	5120

wovon allemal ein Gewinncoup genügt, um 5 Franks — nicht mehr und nicht weniger — zu gewinnen.

Beim Trente-et-quarante-Spiel sind innerhalb des Maximums nur zehn Sätze möglich, da zwar ein Höchstsatz von 12 000 Franks zulässig, der Mindestsatz aber 1 Louis ist. Nicht weniger als 20 450 Franks muß der Spieler zur Verfügung haben, um diesen zehnten Satz leisten zu können, nämlich 10 220 Franks, die er bis dahin verloren hat und 10 220 Franks, die er noch setzen soll, um sein Geld zu retten und noch einen Louis zu gewinnen. Trotzdem beschleunigen viele Martingale-Spieler den Aufstieg durch Verstärkungen der Einsätze. Sie verfolgen damit das Ziel, nicht bloß eine Unité, sondern einen höheren Betrag zu gewinnen.

So setzen sie beim Roulettespiel

Coup	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Frks.	5	15	35	75	155	315	635	1275	2555	5115

erreichen bei dieser Setzweise natürlich nach dem zehnten Coup bereits das Maximum.

Hiernach kommen wir zu den

Progressions mentantes et descendantes, so genannt, weil sie mittels Steigerungen und Verminderungen der Einsätze die verderblichen Coups zu überwinden suchen. Unter den Progressionen dieser Art, die als unbegrenzt gelten, weil die allmählichen Einsätze niemals das Maximum erreichen lassen, ist wohl die

Progression montante et descendante d'Alembert an die Spitze zu stellen, die ihren Namen nach dem großen französischen Mathematiker d'Alembert führt, der schwer angegriffen wurde, weil er mit der Autorität seines Namens ein System deckte, dessen Lückenhaftigkeit den Ruin zahlloser Spieler herbeiführte. D'Alemberts Progressionsmethode will, daß der Spieler mit einer Unité das Spiel eröffnet und Coup für Coup um eine Unité erhöht, solange er verliert; daß der Spieler dagegen Coup für Coup um eine Unité vermindert, solange er gewinnt. Die Absichten d'Alemberts sind klar. Angenommen, daß man nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit ebenso viele Coups verliert wie gewinnt, so wird man nach seiner Setzweise stets um eine Unité mehr gewinnen, als man verloren hat — wird genau für je 2 Coups ein Stück einbringen.

In dem Abschnitt: „Die Wertlosigkeit aller Progressionen" soll nachgewiesen werden, daß die d'Alembertsche Methode durchaus nicht die Fehler beseitigt, die allen anderen Systemen anhaften.

Die Montante américaine spielen die Spieler, die auf den Gewinn einer bestimmten Stückzahl ausgehen. Bevor der Spieler das Spiel beginnt, schreibt er die vier Einheitssätze: 1, 2, 3, 4 zahlenmäßig nebeneinander. Während des ganzen Spiels spielt er Coup für Coup die beiden äußersten Enden seiner Zahlenreihe: beim ersten Coup demnach 1+4 = 5 Stück. Gewinnt er, so streicht er die beiden Zahlen 1+4 durch und sieht so eine Aufzeichnung vor sich, die wie folgt aussieht: ~~1~~ 2 3 ~~4~~. Im nächsten Coup setzt er wieder 1+4 = 5. Verliert er diesen Coup, so fügt er seiner Aufzeichnung die Zahl der eingebüßten Stücke hinzu und erhält nun das folgende Bild: ~~1~~ 2 3 ~~4~~ 5. Bei regelrechter Fortsetzung des Spiels setzt er die beiden Endzahlen der nun geltenden Aufstellung, nämlich

2+5 = 7 usf. Jeder gewonnene Coup gleicht zwei Verlustcoups aus. Der Spieler hat 5 Unités gewonnen, wenn es ihm gelungen ist, sämtliche 5 Zahlen zu durchstreichen. Das Spiel fordert zu seiner Durchführung häufig ein beträchtliches Kapital, da das Découvert oft gewaltig anschwillt.

Die Montante indéfinie, die Coup für Coup mit einem Stück bis zum Gewinn gespielt wird, ist nicht so gefährlich, aber es gibt auch viele Spieler, die dieses System mit erhöhten Einsätzen auszunutzen suchen und sich so auch durch diese Methode großen Verlusten aussetzen. Sie steigern ihre Einsätze nach einer gewissen Zahl von Coups um 2, dann um 3, 4 usf. bis zum Gewinn.

Die Montante en paliers zielt durch Abstufung der Einsätze allemal darauf ab, mit zwei Coups einen bestimmten Nutzen zu erreichen. Der Spieler setzt, sagen wir ein Fünffrankstück auf irgend eine Chance. In allen Gewinnfällen zieht er das Gewinnstück zurück, während er seinen Einsatz ruhig weiter arbeiten läßt. Verliert er, so merkt er ein Stück als verloren vor und setzt nun zwei Stücke, um das verlorene Stück mit einem Gewinnstücke zurückzuerobern. Schlägt auch diese Spekulation fehl, so merkt er dreimal zwei Stücke als verloren vor und wiederholt nun den Einsatz mit zwei Stücken so oft, bis er auf einen Gewinn stößt. Als Gewinner hat er nun nichts weiter zu tun, als die 1 zu durchstreichen: es bleibt darnach nur die 2 offen. Jetzt aber spielt er mit 3 Stücken: gewinnt er, so streicht er die 2 durch. Wenn nur noch die 2 zu löschen bleibt, d. h. wenn nur noch eine 3 vorhanden ist, so spielt der Spieler mit 4 Stück usf. Viele ändern diese Setzweise, um einen höheren Gewinn zu erzielen. Sie steigern ihre Einsätze nicht mit einem Stück, sondern mit 2, 3, 4 und oft mit einer noch größeren Anzahl von Stücken.

Bei der Montante ralentie wird so operiert, daß beim ersten Coup 1 Stück, dann zweimal nacheinander 2 Stücke, dreimal 3 Stücke, viermal 4 Stücke, fünfmal 5 Stücke usf. gesetzt und der Aufzeichnung 1, 2, 3, 4 fortlaufend hinzugefügt werden, bis der Spieler auf einen Gewinncoup stößt und der Rückweg nach der wiederholt skizzierten Methode angetreten werden kann.

Das letzte Glied in der Kette der methodischen Spieler bildet der

Paroli-Spieler, der in einer dem Martingale-Spieler diametral entgegengesetzten Rolle auftritt, indem er die Aufgabe der Steigerung der Einsätze der Bank zuschiebt, denn er läßt seinen Einsatz mit den Erträgnissen aus den Gewinncoups fortlaufend stehen, um zu einem großen Schlage auszuholen. Er steigert mit einem Worte, nicht mit seinem Gelde, sondern mit dem Gelde der Bank. Schwillt das Découvert empfindlich an, so strebt er auf demselben Wege mittels Erhöhung des Einsatzes seinem Ziele zu.

Es wimmelt übrigens von literarischen Erzeugnissen über die verschiedenen Arten der Massagen und man muß den rührigen Geist der Menschen und dessen Spekulationstrieb bewundern, der eine solche Fülle von Vorschlägen zu Abstufungen der Einsätze schuf, daß es heute schon eines stark entwickelten Spürsinns zur Auffindung einer unbekannten Setzweise bedarf. Das vorhandene Material genügt, kann man wohl sagen, jedem Geschmack und jedem Geldbeutel.

* * *

45.

Wie berechnet man die Wahrscheinlichkeit einer Serie?

Ob im nächsten Coup Rouge oder Noir, Pair oder Impair, Passe oder Manque auftreten werde, kann niemand voraussagen, da ein Coup von dem andern vollständig unabhängig ist. Doch wissen wir, daß sich aus den Coups Gruppierungen ergeben, die einem Formationsgesetze entsprechend der Zahl der Einheiten gehorchen, aus denen sich die Gruppierung zusammensetzt. Wir können zwar die Zeit, zu der eine Gruppierung sich einstellen werde, nicht im voraus bestimmen, desto sicherer aber die Zahl, in wievielen Malen sie in einer abgeschlossenen Coupzahl erscheinen soll.

Wollen wir nur einen Coup machen, so wissen wir, daß dieser eine Coup nur Rouge oder Noir ergeben kann, daß wir also nur mit zwei Möglichkeiten zu rechnen haben.

Wollen wir zwei Coups — den sogenannten Coup de deux — spielen, so ist nichts leichter als festzustellen, daß dieser nur 4 Figuren oder Möglichkeiten zuläßt, nämlich: N. R., N. N., R. N., R. R. und daß sich jede dieser Formationen unter den 4 Coups regelrecht zeigen müßte.

Wir wissen, daß der Coup de trois 8 Figuren oder Möglichkeiten in sich birgt, nämlich N. R. N., N. R. R., N. N. N., N. N. R., R. R. R., R. R. N., R. N. N., wovon jede Figur einmal unter 8 Coups regelrecht auftreten müßte.

Wir wissen ferner, daß der Coup de quatre sich aus $4 \times 4 = 16$ Figuren zusammensetzt und jede dieser Figur einmal unter 16 Coups regelrecht auftreten müßte usf. mit der Wirkung, daß jede der Coupzahl hinzugefügte Einheit die Zahl der Arrangements verdoppelt.

Die Wahrscheinlichkeit, daß wir nach dem Ergebnis dieser Formationsmöglichkeiten auf Rouge einmal gewinnen, ist $2:1 = \frac{1}{2}$: daß wir auf Rouge zweimal nacheinander gewinnen ,ist $4:1 = \frac{1}{4}$: daß wir auf Rouge dreimal nacheinander gewinnen, ist $8:1 = \frac{1}{8}$: daß wir viermal nacheinander gewinnen, ist $16:1 = \frac{1}{16}$: daß wir sechsmal nacheinander gewinnen, ist $64:1 = \frac{1}{64}$: daß wir zehnmal nacheinander gewinnen, $1024:1 = \frac{1}{1024}$: daß wir zwanzigmal nacheinander gewinnen, ist $1\,048\,576:1 = \frac{1}{1\,048\,576}$.

Genau dasselbe ist es, wenn wir sagen, daß im unendlichen Spiele auftritt

der Coup de un (Intermittenze) unter	2	Coups
die Serie von 2	4	„
3	8	„
4	16	„
5	32	„
6	64	„
7	128	„
8	256	„
9	512	„
10	1 024	„
11	2 048	„
12	4 096	„
13	8 192	„
14	16 384	„
15	32 768	„
16	65 536	„
17	133 077	„
18	262 144	„
19	524 288	„
20	1 048 576	„

Nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung, die davon ausgeht, daß in den großen Zahlen der Fälle jede gleichberechtigte Möglichkeit auch gleichberechtigte Berücksichtigung finden, müßte bei einer zehnstündigen Spielzeit eine Serie von

11 Rouges	alle	4 Tage
12 „	„	8 „
13 „	„	2 Wochen
14 „	„	1 Monat
15 „	„	2 Monate
16 „	„	4 „
17 „	„	8 „
18 „	„	16 „
19 „	„	32 „
20 „	„	64 „

regelrecht erscheinen.

Aus dieser Aufstellung geht klipp und klar hervor, wie oft bei den einfachen Chancen im Durchschnitt eine Serie zu erwarten ist und daß eine um eine Farbe längere Serie stets nur ein halbmal so oft vorkommen wird, wie die voraufgegangene kleinere Serie. Es ergibt dies zugleich, daß im unendlichen Spiele das Verhältnis der Zahl des Auftretens von Serien verschiedener Größen unverrückbar feststeht, daß im unbegrenzten Zeitraum eine Serie von bestimmter Größe stets noch einmal so oft bemerkt werden wird, wie eine um eine Farbe längere Serie.

* * *

46.

Ecart und Equilibre.

Nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit sollen unter 100 Coups 50 Rouges und 50 Noirs auftreten. Wohl folgen Karte und Kugel im endlosen Spiele diesem Gesetze, nicht aber im enger bemessenen Zeitraum, in dem wir auf Abweichungen vom Gleichgewicht mit überraschender Regelmäßigkeit in allen Stadien des Spiels stoßen. Fast niemals stellen wir ein Gleichgewicht fest, wenn wir von Zeit zu Zeit die Position irgend einer Chance oder Figur in ihrem Verhältnisse zu der entgegenstehenden Entwickelung prüfen: — immer wird sich erweisen, daß die eine oder andere Chance oder Figur im Vorsprung oder Rückstand ist. Wir können sagen, daß der Konflikt zwischen Ecart und Equilibre ständig besteht, weil, wenn sich auch das Gleichgewicht stets wieder einstellt, die Abweichungen immer sofort wieder von neuem beginnen. In den großen Zahlen ist das Ecart bedeutungslos, weil stets mit einem Ausgleich zu rechnen ist; auf das Spiel des Spielers aber, der aus dem endlosen Spiel immer nur einen kurzen Zeitabschnitt zum Spielen herausgreift, wirkt es geradezu vernichtend. Ungezählte Millionen fallen der Bank von Monte Carlo jahraus, jahrein zum Opfer, weil der Spieler, geblendet von einem Irrwahn, auf das Equilibre rechnet.

Wir können nun durch Berechnung die Differenz von dem Mittel feststellen und das Mittel aller Ecarts mit 30 unter 10 000 Coups voraussagen. Viele Spieler treffen, von diesem allen Spielweisen scheinbar so günstigen Ergebnis geblendet, ihre Dispositionen von einem Coup zum anderen, oder über eine beschränkte Zahl von Coups. Sie tun, als ob Rouge an Noir eine sofort fällige Schuld abzutragen habe, weil es häufiger

aufgetreten ist. Mit dieser Meinung befinden sie sich natürlich im Irrtum, denn solche Meinungen werden von Karte und Kugel durchaus nicht respektiert. Karte und Kugel tragen zwar gewissenhaft ihre Schulden ab, doch pumpen sie meistens bis in die Pechhütte hinein, ehe sie an den Ausgleich denken. So sicher wie im endlosen Spiel darauf zu rechnen ist, daß bei 100 000 Coups sich das Ecart auf nicht mehr als 300 erhebt und auch dieses Ecart später ganz verschwinden wird, so sicher kann leider der Spieler darauf rechnen, daß ihn in der Zwischenzeit häufiger, als ihm lieb ist, das Auftreten von 20 und 30 Ecarts bei 100 Coups überraschen wird. Nehmen wir an, daß 20 Rouges und 30 Noirs unter 50 Coups eben aufgetreten und der Spieler in der Erwartung der Wiederkehr des Gleichgewichts es unternähme, auf Rouge zu setzen, so kann es ihm geschehen, daß in den folgenden 50 Coups noch 35 Noirs erscheinen und so sein Untergang besiegelt wird. —

Das Ecart ist das tötende Gift aller Spielpläne. Schutz-, wehr- und waffenlos steht der Spieler diesem unsichtbaren, heimlichen Feinde aber nur deshalb gegenüber, teils, weil er zu sehr auf sein Glück baut, teils, weil er meistens nicht begreifen will, daß, wenn sich auch die Chancen ausgleichen müssen, doch der Zeitpunkt, zu dem der Ausgleich eintreten wird, bedenklich unbestimmt ist, daß dieser Ausgleich allerdings sofort, vielleicht aber auch erst in zwei oder drei Tagen, vielleicht sogar erst in zwei oder drei Wochen eintreten und das Ecart inzwischen Dimensionen angenommen haben kann, so gewaltig, daß jede Hoffnung auf einen Gewinn im Spiele mit gleich hohen Einsätzen sich schnell verflüchtigt und der Spieler mit der bescheidensten Progression, schrankenfreies Spiel vorausgesetzt, vor dem Ruin mit allen Schätzen des Orients nicht mehr gerettet werden könnte.

Dieses Schauspiel kann die Welt allerdings nicht erleben, denn die Bank schuf das Maximum; sie begnügt sich, den Spieler im Moment eines hohen Verlustes aufzuhalten, und ihm so meistens die Möglichkeit zu nehmen, sich je wieder aufzurichten.

* * *

47.

Die Unhaltbarkeit aller Angriffsarten.

Wie zahllose Spieler unter dem Banne krassesten Aberglaubens ihre Verfügungen über ihre Spielgelder an den grünen Tischen treffen, so leben und weben Scharen von Spielern in der Selbsttäuschung, durch die Wahl einer aus sorgfältiger Beobachtung des Spielverlaufs geschöpften Angriffsart einen entscheidenden Einfluß auf das Ergebnis ihrer Spieltätigkeit ausüben zu können. Es muß aber wohl nicht immer leicht sein, die richtige Angriffsart zu erkennen, denn dunkle Wolken ziehen meistens angesichts des Tohuwabohu von Zahlen und Chancen über die Denkerstirnen der Spieler hin, wenn siebenmal Rouge, dreimal Noir, einmal Rouge, einmal Noir, zweimal Rouge, zweimal Zéro, einmal Noir, einmal Rouge auftreten, und stutzig fragen sie sich: was wird jetzt wohl kommen? Ja, niemand, nicht mal die arme Kugel weiß es, die Chance steht 1 : 1, die Wahrscheinlichkeit 2 : 1, denn nur im unendlichen Spiele wird die Hälfte Male Rouge und die andere Hälfte Male Noir kommen. Von dem zweiten, dritten, vierten Male usf. gilt genau dasselbe. Wenn sich nun Noir nach Rouge zeigt, gewinnt das Equilibre; wenn Rouge nach Rouge auftritt, verliert das Equilibre und die Gagnante gewinnt, und wir stehen einer Serie von zwei Rouges gegenüber. Welche Chance eröffnet sich nun

für die Fortsetzung dieser Serie? Immer genau 1 : 1, denn nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit braucht sich das Equilibre erst in Tausenden und Abertausenden von Coups einzustellen. Würde Rouge noch einmal auftreten, so würde sich eine Serie von drei Rouges ergeben haben. Und welche Chance ergäbe sich nun für die Fortsetzung dieser Serie? Immer wieder genau 1 : 1, und zwar um so sicherer, da erwiesen ist, daß es ganz genau ebenso viele Intermittenzen wie Serien, ebenso viele Serien von zwei wie von drei und darüber; ebenso viele Serien von drei wie von vier und darüber; ebenso viele Serien von vier wie von fünf und darüber usf. gibt. So ist es doch nur natürlich, daß von zweimal einmal eine Serie auf fünf angelangt, abbrechen und das andere Mal anwachsen wird, da die Chance pro und contra gleich groß ist. Genau auf das gleiche Verhältnis würde der Spieler stoßen, wenn er etwa nach einer Serie von 15 Rouges auf Noir spielen wollte in der Annahme, durch eine solche Verschlagenheit einen Vorsprung zu gewinnen. Er übersieht, daß, wenn eine Serie von 6, 16, 26 Rouge aufgetreten, trotzdem unveränderlich 18 Fächer bleiben, in die die Kugel rollen kann. Aber die meisten Spieler halten den Umschwung nach einer langen Serie für wahrscheinlich, weil die subjektive Erwartung das objektive Urteil trübt.

Was für diese Angriffsarten zutrifft, ist auch bei allen anderen Attacken entscheidend.

Greifen wir beispielsweise das Spiel auf die Intermittenzen heraus, das verlangt, daß wir abwechselnd auf Rouge und Noir setzen. Von dem Spiel auf Serien ist, wie dargelegt wurde, kein Gewinn zu erhoffen, weil eine Hälfte gewinnen, die andere Hälfte verlieren läßt. Die Intermittenzen werden uns aber auch nur dann gewinnen lassen, wenn sie mit Rouge und Noir, uns aber verlieren lassen, wenn sie mit Rouge und Rouge verlaufen. Da es aber genau ebenso viele Noirs wie Rouges gibt, so steht die Chance auch hier wieder genau 1 : 1, also im Zeichen des Verlustes, wenn Zéro berücksichtigt wird.

Allerwegen, wohin wir unsere Angriffe richten, stoßen wir unabänderlich auf die gleiche Mauer. Wie viele Vermögen sind durch die Täuschung verloren worden, als ob in einem gegebenen Falle diese oder jene Chance eine größere Wahrscheinlichkeit als eine andere habe!

„Sind wir denn", fragte eines Tages ein verzweifelter Spieler einen alten, erfahrenen Croupier, „völlig wehrlos? Gibt es denn nichts, das uns nach Ihrer Erfahrung einen Gewinn sichert?" „O gewiß", erwiderte der Befragte, „gibt es ein Mittel, aber nur ein einziges! Sie müssen die Chance wissen, die kommen wird, wenn wir die Kugel in Bewegung gesetzt haben. Solange Sie dazu nicht imstande sind, werden Sie sich zeitlebens mit dem Studium der attaque abmühen können, ohne weiter zu kommen, als ein Kind, das gedankenlos mal auf Rouge, mal auf Noir spielt. Wenn Sie den Lauf einer Roulettekugel betrachten, so brauchen Sie nicht etwa zu glauben, daß es völlig vom Zufall abhänge, wann und wo die Kugel auf eine unserer 36 Nummern fällt. Sie brauchen nur den Kraftaufwand beim Andrehen der Scheibe und Abstoßen der Kugel, den Widerstand durch Luft und Reibung zu berechnen, um das Endziel im voraus bestimmen zu können. Solange Sie freilich diese Fähigkeit nicht besitzen, wird es gleichgültig sein, ob sie methodisch oder planlos die Bank angreifen, da ein Coup von dem anderen immer noch völlig unabhängig ist, das Vergangene keinen Einfluß auf das Zukünftige im Gange Ihres Spiels hat, *jeder Angriff sofort ein gleichwertiges Gegengewicht auslöst* und die Wirkung unserer Sondervorteile Ihren sicheren Ruin herbeiführen muß."

* * *

48.

Die Wertlosigkeit aller Progressionen.

Mit allen Progressionen wird der Zweck verfolgt, die nachteiligen Wirkungen der Anhäufung ungünstiger Coups aufzuheben. Wie sich der Spieler erst nach der Prüfung seiner Aufzeichnungen über den sorgsam beobachteten Gang des Spiels über den Zeitpunkt zum Angriff einer bestimmten Chance schlüssig macht, so sucht er in einer weit ausgedehnten stufenweisen Steigerung seiner Einsätze eine weitere wertvolle Stütze zur Überwindung verhängnisvoller Ecarts zu gewinnen.

Im Abschnitte „Technik des Spiels" wurden aus der endlosen Zahl von Progressionsarten die verbreitetsten Methoden erwähnt. Dabei wurde erwähnt, daß die Progression montante: die einfache Verdoppelung der Einsätze, die zahlreichsten Anhänger aufzuweisen hat. Auf diesem Wege will der Spieler einen Betrag gewinnen, der dem Einsatze gleichkommt, mit dem er das Spiel eröffnet. Der Einfachheit der Methode und der Erwägung, daß die Zahl der ungünstigen Coups schwerlich einen verhängnisvollen Umfang annehmen kann, verdankt dieser Progressionsweise ihre große Gefolgschaft. Was den Spieler hierbei besonders besticht, ist, daß mit einem Zuge der ganze Verlust samt einem Gewinne ihm wieder zufließt.

Da bei der Roulette der kleinste Einsatz 5 Franks und der Höchstsatz 6000 Franks ist, so erlaubt diese Progression die folgenden 11 Einsätze:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	
5	10	20	40	80	160	320	640	1280	2560	5120	Frks.

zu machen und bei jedem einzelnen Gewinncoup 5 Franks zu gewinnen.

Beim Trente-et-quarante sind innerhalb des Maximums nur zehn Einsätze möglich, da, wie ebenfalls bereits erwähnt wurde, zwar ein Höchstsatz von 12 000 Franks zulässig, der kleinste Einsatz indessen auf einen Louis bemessen ist; dafür bringt aber auch jeder Gewinncoup dem Spieler einen Profit von 20 Franks.

Den Spielern dieser Progression wird nicht selten vorgeworfen, daß sie sich ihre Verluste selbst zuzuschreiben haben, weil sie den Mut verlieren, die Steigerung bis an die Grenze des Maximums durchzuführen, wenn sie in eine ungünstige Strömung geraten. Nach der Meinung der eingeweihten Kreise sind solche Memmen indessen besser beraten als die Stürmer, die erst am eigenen Leibe erfahren müssen, daß ihre Methode mit tödlicher Sicherheit über kurz oder lang den Ruin aller Spieler herbeiführen muß. Das ist der verhängnisvolle Irrtum aller Anhänger dieser Spielart, daß sie das Auftreten vernichtend langer Serien für eine Seltenheit halten, während mit deren Erscheinen immer unmittelbar gerechnet werden kann; solche Leute wollen und können nicht begreifen, daß der jeweilige Stand des Spiels keinen Einfluß auf dessen künftige Gestaltung ausübt, und daß in Ansehung dieser Tatsache in allen Stadien der Progression die Chance unabänderlich 1 : 1 steht, die bekanntlich für den Spieler stets verlustbringend ist.

Nun nehme man an, daß der Spieler in weiser Begrenzung seiner Progressionsgelüste auf die Figur N.N.N.N. — Serie von vier schwarzen Farben — die 4 Sätze 5, 10, 20, 40 = 75 Frks. (15 Stück à 5 Franks) riskieren wolle. Wenn in diesen vier Sätzen nicht ein einziges Mal Noir erscheint, so würde er 15 Stück verloren haben, während er bei jedem Coup, der ihm günstig ist, nur 1 Stück gewinnt. Der Coup de quatre setzte sich bekanntlich aus 16 Figuren zusammen, nämlich aus den 16 Möglichkeiten:

R.R.R.R. R.R.R.N. R.R.N.N. R.N.N.N.
N.N.N.N. N.N.N.R. N.N.R.R. N.R.R.R.
N.R.N.N. N.R.R.N. N.N.R.N. R.N.N.R.
R.N.N.R. R.R.N.R. R.N.R.N. N.R.N.R.

Alle Figuren sind dem Spieler günstig, mit Ausnahme der ersten. Welche Chance hat diese Figur herauszukommen? Genau 16 : 1. Und da doch billigerweise alle Figuren in 16 Coups auftreten sollen, so wird der Spieler 15 Coups à 1 = 15 Stück gewinnen, dagegen 1 Partie zu 15 Stück verlieren müssen. So wird er weder gewonnen, noch verloren haben. Zu demselben Ergebnisse würde der Spieler aber auch gelangt sein, wenn er ohne Progression gespielt hätte.

Wenden wir die Progression auf acht Figuren an, so würde unter 8 Fällen 4 mal ($4/8 \times 1/2 = 40$ Franks) der erste Coup gewinnen. Im zweiten Coup wird der Spieler zweimal ($2/4 \times 1/2 = 20$ Franks) gewinnen müssen und dadurch seinen Gewinn auf 60 Franks steigen sehen. Im dritten Coup wird er billigerweise in zwei Fällen noch einmal 10 Franks gewinnen und so einen Nutzen von 70 Franks erzielt haben. Dagegen aber wird er eine Partie von 3 Coups: 10, 20, 40 = 70 Franks verlieren. So wird er weder gewonnen, noch verloren haben. Bei diesen Beispielen ist das Auftreten von Zéro nicht in Betracht gezogen worden, die regelrecht den Einsatz der Bankkasse zugeführt hätte. Möge der Spieler nun statt dessen den Coup de quatre, den Coup de cinq oder irgend einen anderen Coup spielen, niemals wird er sich eine günstigere Lage verschaffen können.

Die Abstufungen in den Steigerungen kennzeichnen die Lage des Spielers, der mit dem Mindestsatz von 5 Franks begonnen hat, beim 8. Coup 640 Franks auf das grüne Tuch legt, und gar mit dem 11. Coup, an die Grenze des unübersteig-

baren Maximums getrieben, mit 5120 Franks auf die Jagd nach der Wiedereroberung eines Verlustes von 5115 Franks mit der Gewinnaussicht von sage 5 Franks gehetzt wird. Es liegt auf der Hand, wie ungesund, verderblich und töricht dieses Spielmanöver ist. Solche Spieler sind schon deshalb nicht um ihre Spielmethode zu beneiden, weil sie sich trotz größeren Risikos in einer ungünstigeren Lage als ihre weniger bemittelten Spielgefährten befinden, die sozusagen nur durch Nadelstiche gepeinigt werden, während ihnen gleich Glied für Glied vom Körper abgehauen wird.

Noch schlechter als die einfache Martingale sind alle Progressionen mit schnelleren Steigerungsformen, sagen wir mit 1, 15, 35, 75, 155, 315 etc. Franks, die der Spieler unternimmt, um mit einem Zuge bei jedem Gewinncoup seinen Gesamtverlust mit mehr als einem Gewinn von 5 Franks einzutreiben, weil er damit noch schneller an die Grenze des Maximums gelangt.

Doch prüfen wir hiernach den Wert der *Progression montante et descendante d'Alembert*, die, *wie bereits* erwähnt, ihren Namen nach dem großen französischen Mathematiker d'Alembert führt. Diesem Gelehrten sollte es, nachdem alle Versuche vergeblich ausgefallen waren, die Unbeständigkeit des Glückes an den grünen Tischen zu überwinden, gelungen sein, der Welt den Weg zur Überwindung des Hasards gewiesen zu haben. Es entstand ihm ein Heer von Gegnern, die sein System aufs schärfste bekämpften, ohne dabei zu ahnen, daß sie durch den Zeitungskrieg die größte Propaganda für sein System machten und diesem, zum Nachteil der Spieler und zum Vorteil der Bank, unter den Laien einen Anhang sonder Beispiel schufen.

Ja, noch heute wird in Monte Carlo d'Alemberts Progression mit dem alten Mißerfolg eifrig weiter gespielt. Von

der Wirksamkeit dieser Setzweise ist der Spieler begeistert, solange das Equilibre zwischen Gewinn und Verlust sich aufrecht erhält, aber er wird verstimmt, wenn er bemerkt, welche großen Verluste eintreten, wenn die Verlustdominante steigt und längere Zeit auf einer Höhe bleibt.

d'Alemberts Methode fordert, daß der Spieler mit einer Unité beginne und bei jedem folgenden Coup um eine Unité, also 1, 2, 3, 4, 5, 6 usf. mehr setze, solange er verliert; daß er dagegen seine Einsätze um eine Unité vermindere, so oft er gewinnt.

Die Absicht, die der Gelehrte damit verfolgt, ist klar: der Spieler wird eine Unité mit jedem Coup erobern, wenn im Laufe des Spiels ebenso viele Gewinn- wie Verlustcoups auftreten, — aber auch nur unter dieser Bedingung. Denn er würde 150 Franks verlieren, wenn beispielsweise unter 37 Nummern 8 ungünstige, 18 günstige und 11 ungünstige erscheinen.

Prüfen wir die vier Fälle, die eintreten können:

1. Günstiges Ecart, doch unzulänglich, weil Zéro nicht gedeckt wird.
2. Günstiges Ecart, gleich oder überlegen dem Ecart, konträr Zéro.
3. Equilibre.
4. Ungünstiges Ecart.

Mit Ausnahme des zweiten Falles wird stets verloren werden, aber auch in diesem zweiten Falle wird nur gewonnen werden, wenn die günstigen Ecarts nach den Verlustcoups auftreten und der Spieler den Verlust begrenzt — genau wie der Spieler, der par masses égales (mit fortlaufend gleichen Einsätzen) spielt.

Im ersten Falle wird sich der Verlust weniger schnell vollziehen. Im dritten Fall wird ein Verlustcoup unter 37 Coups sich ergeben. Im vierten Falle werden dem Spieler große

Summen rapide entzogen werden, er wird bei einer Unité von 5 Franks im vierzigsten Coup schon 4100 Franks und im hundertsten Coup 25 250 Franks eingebüßt haben.

Nur ein einziger Coup d'écart ist nötig, um 19 Stücke im 38. Coup (wenn die 19 Gewinncoups nach den Verlustcoups auftreten) zu gewinnen — zweifellos ein Vorteil gegenüber dem Spiel à masses égales; doch wird dieser Vorteil dadurch kompensiert, daß in drei ungünstigen Fällen der Verlust unendlich schneller wächst; daß statt 25 250 Franks im hundertsten Coup der Spieler ohne Progression nur 500 Franks verlieren würde.

Doch prüfen wir hiernach die andere, weit verbreitete Progressionsmethode à la Paroli, die verlangt, daß man den Einsatz mit den Gewinnen vereinigt, längere oder kürzere Zeit gegen die Bank wirken läßt.

Nehmen wir an, daß der Paroli-Spieler mit 10 Franks beginnt und diesen Einsatz mit den Gewinnen aus drei günstigen Coups zurückzöge. Er würde in diesem Falle $10 + 20 + 40 = 70$ Franks gewonnen haben. Das wäre ein glücklicher Ausgang. Sachlich stellen sich seine Aussichten aber anders! Da bei einem Coup de trois bekanntlich mit 8 möglichen Kombinationen zu rechnen ist, wird er nur einen günstigen Fall haben und deshalb $7 \times 10 = 70$ Franks verlieren können. Auch bei diesem Beispiel ist die allen verderbliche Wirkung von Zéro nicht mal in Betracht gezogen worden. Möge der Spieler den Coup de quatre oder irgend einen beliebigen anderen Coup wählen — stets wird er das gleiche ungünstige Verhältnis auftauchen sehen.

Gerät der Spieler bei dem Paroli-Spiel in eine günstige Strömung, so ergibt sich für ihn eine angenehme Situation. Es tritt aber gerade dann bei dieser Spielweise eine höchst un-

angenehme Situation ein: der Spieler weiß nicht, wann der geeignete Zeitpunkt eingetreten, wo er den angesammelten Gewinn einstreichen soll; so kann er seinen Vorteil nicht ausnutzen, da er bei jedem neuen Coup darauf gefaßt sein muß, daß Einsatz und Verlust verloren geht. So ergibt sich, daß alle Progressionen, gleichviel auf welcher Grundlage aufgebaut, völlig wertlos sind. Dasselbe Schicksal wird auch allen künftigen Bestrebungen zur Verbesserung der vorhandenen Progressionsarten beschieden sein, denn die Schwäche, die an einer Stelle ausgemerzt wird, wird stets im gleichen Augenblick an einer anderen auftreten.

* * *

49.

Null und nichtig sind alle Systeme.

Wie oft im Laufe einer Stunde jede Chance von der Kugel getroffen wird, läßt sich auf Grund der mathematischen Kombinationslehre und Wahrscheinlichkeitsrechnung voraussagen. Da sich diese mathematischen Berechnungen indessen in absoluten Größen, d. h. in den großen Zahlen der Fälle bewegen, in deren Bereich jede gleichberechtigte Möglichkeit auch gleiche Berücksichtigung erfährt, so haben solche Berechnungen für die im endlosen Spiele immer nur in vorübergehenden Phasen tätigen Spieler gar keinen Wert. Deshalb herrscht auch im Lager der Spieler, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, stets blinder Zufall, und im Gesamtergebnis diese wunderbare, an die ewig gleichmäßigen Millionengewinne der Bank erinnernde Harmonie. Auf der Grundlage des *endlosen* Spiels sind nun aber auch alle Systeme aufgebaut und konnten sie nur

aufgebaut werden. Darum sind sie alle für den praktischen Gebrauch wertlos, denn kein Spieler spielt *ununterbrochen*, macht Coup für Coup mit, den Karte und Kugel bringen, alle greifen aus dem endlosen Spiele kurze Teilstücke heraus, die als Einzelglieder der unendlichen Kette oft die von der Wahrscheinlichkeit abweichendsten Erscheinungen hervorbringen und so mit dem Gifte der hemmenden Zufälligkeiten bald langsamer, bald schneller, stets aber sicher alle Hoffnungen zerstören, die auf die oft scheinbar am feinsten durchdachten Systeme gesetzt werden. So steht und fällt jeder Systemspieler mit der Frage, ob die für die flüchtigen Momente seines Spiels jeweils erwählte Angriffsart und Anordnung der Einsätze in eine günstige oder ungünstige Strömung gerät, ob er, volkstümlich gesprochen, Glück oder Pech hat — genau wie der Spieler (wie diesem zum Troste gesagt sein mag), der, ohne alle Kenntnis von Spielregeln und Kunstgriffen, im Vertrauen auf Gott und sein Schicksal, gedankenlos und planlos bald hierhin, bald dorthin sein Stück setzt. Denn die ernsteste wissenschaftliche Prüfung hat, unterstützt von den Ergebnissen an den Spieltischen, den schlagenden, unumstößlichen und vernichtenden Beweis von der Wertlosigkeit aller Systeme für jetzt und alle Zeiten unwiderleglich erbracht und unzweideutig dargetan, daß es für den schließlichen Ausgang völlig gleichgültig ist, ob der Spieler planlos oder systematisch auf Nummern oder einfache Chancen spielt, ob er das begonnene Spiel heute, morgen oder in zehn Jahren an der Roulette oder beim Trente-et-quarante-Spiel beendet. Zu diesem Ergebnis wird auch schließlich mit einiger Überlegung jeder kommen müssen, der einmal begriffen hat, daß ein Coup von dem andern völlig unabhängig ist, und daß deshalb jeder einzelne Coup ein völlig selbständiges Spiel — wie beim Würfelspiel — ergibt und immer wieder ergeben muß;

daß in den flüchtigen Passagen des Spiels Karte und Kugel kein Gewissen, kein Gedächtnis, keine Rücksicht kennen und deshalb weder Treue noch Glauben verdienen.

Die meisten Spieler fallen ohne diese Erkenntnis der sogenannten „Wahrscheinlichkeit" zum Opfer; sie glauben, auf den Eintritt eines Ereignisses bauen zu können, weil sie sich über die aktuelle Bedeutung ihres Verhältnisses zu den großen Zahlen im endlosen Spiele in einem verhängnisvollen Irrtum befinden. Sie wagen auf eine Chance oft große Summen, weil sie sie für bombensicher halten, trotzdem sie bei objektiver Prüfung erkennen müßten, daß es sich um eine ganz einfache Chance 1 : 1 im Moment ihres Eingreifens und in allen weiteren Stadien des Spiels handelt. Durch einige Beispiele sollen die verhängnisvollen Irrtümer dieser Spieler aufgedeckt werden.

Der Franzose Berteau, der in den Geheimnissen der Natur lesen wollte, hat sich der mühevollen Arbeit unterzogen, 62 000 Coups an den Tischen von Monte Carlo zu notieren und zu studieren. Diese 62 000 Coups ergaben 31 400 Coups für Noir und 31 200 Coups für Rouge. Der Spieler, der beständig einen Louis auf Noir gesetzt hätte, würde 200 Louis gewonnen haben, der Spieler auf Rouge 200 Louis verloren haben. Doch ist hierbei das Auftreten von Zéro nicht berücksichtigt, das nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit einmal unter 37 Coups erscheinen soll. Wird angenommen, daß der Gewinner bei dem jedesmaligen Auftreten von Zéro die Hälfte seines Einsatzes: 845 Louis der Bank hätte überlassen müssen, so würde er, statt zu gewinnen, noch 645 Louis eingebüßt haben. Berteaus Aufzeichnungen bestätigen also die Lehre der Wahrscheinlichkeitsrechnung, nach der das Spielen mit der Chance 1 : 1 mit gleich hohen Einsätzen auf eine einfache Chance, mit Zéro im Hintergrunde, bei normalem Verlauf sicher verlieren

heißt. *Darauf ist das ganze Unternehmen Monte Carlos aufgebaut.*

Mr. Berteau hat jene 62 600 Coups in ihrem Werte für den Spieler, unter völliger Ignorierung von Zéro, weiter geprüft und ermittelt, daß sich darunter

15 700	Coups de un	(Intermittenzen)
7 600	Serien von	2
4 000	″ ″	3
2 100	″ ″	4
1 000	″ ″	5
500	″ ″	6
250	″ ″	7
150	″ ″	8
50	″ ″	9
40	″ ″	10
15	″ ″	11
6	″ ″	12
zus. 31 411	in runden Zahlen befinden.	

Nun ist nichts natürlicher, als daß sich der Spieler bei oberflächlicher Betrachtung dieser Zahlen sagt, daß das Spielen auf die Intermittenz die größte Aussicht bietet, weil sie unendlich häufiger als alle Arten von Serien auftritt. Die nächstfolgende Serie, die Serie von 2 erscheint nur halb so oft wie die Intermittenz, und die folgenden Serien kommen noch unendlich viel seltener vor. Jede Täuschung in seiner Annahme, daß das Spiel auf die Intermittenz ungleich vorteilhafter als auf Serien sei, hält er für ausgeschlossen, nachdem er gar noch ermittelt hat, daß 15 700 Intermittenzen 15 711 Coups für alle Serien von 2—12 lächerlich ähnlich gegenüberstehen. Trotzdem täuscht sich der Spieler über seine Aussichten, denn die sich lächerlich ähnlich gegenüberstehenden Zahlengrößen verraten und beweisen gerade

schlagend, daß er eine ganz einfache Chance 1 : 1, mit Zéro im Hintergrunde, spielt, die im laufenden Spiele stets Verlust bringen muß.

Der Spieler sucht alsbald nach einer Chance, die mehr Erfolg verspricht. Er wird auf die Serie von 2 spielen, da diese doch alle anderen Serien bei ihrem Auftreten, wohlverstanden, in sich birgt. Um seine Chance besser auszunutzen, will er Einsatz und Gewinn für einen zweiten Coup stehen lassen und dann auf die andere Farbe übergehen. So überschlägt er sich, daß er auf die Intermittenzen 15 700 Stück verlieren, dafür aber 15 711×3 = 47 133 Stück gewinnen und so mit einem Nutzen von 31 133 Stücken abschließen wird. In der Praxis sieht das Spiel indes ganz anders aus. Wie der Spieler erwartet, sind die 15 700 Stück auf die Intermittenzen glatt und prompt verloren gegangen. Es braucht deshalb nur das Schicksal verfolgt zu werden, das die 15 711 Male genommen, die der Spieler bald auf Rouge, bald auf Noir gesetzt hatte. Da muß doch zunächst wohl gefragt werden, ob sich denn der Spieler auch stets mit seinem Einsatz und Gewinn in der Erwartung des zweiten Coup auf der Gagnante befunden hat. O nein! Einmal war er auf der Gagnante, einmal auf der Perdante, einmal darauf, einmal daneben! So hat er die 15 711 mal auf Serien, genau so wie die 15 711 mal auf Intermittenzen gespielt — nämlich eine ganz einfache Chance 1 : 1 mit Zéro im Hintergrunde. Aber muß er trotz alledem nicht doch in allen Gewinnfällen mit einem Stück regelmäßig 3 Stück gewonnen haben? Hier scheint die Chance 1 : 1 wirklich einen Gewinn zu bedeuten Auch diese Annahme ist falsch, da 1 : 1 einer einfachen Chance 1 : 2 entspricht, d. h. daß er einmal von zwei Malen, nämlich 7855 mal verloren und einmal von zwei Malen sich auf der Gagnante befunden hat. Der Spieler hat, kurz gesagt, unter

15 711 Coups 7856 mal Einsatz und Gewinn für den zweiten Coup stehen lassen können. Damit hat er von neuem in Erwartung des zweiten Coup 1 : 1, d. h. mit einer von zwei Chancen gespielt und in der Hoffnung, diesen Coup zu gewinnen. Konsequent haben sich diese 7856 Coups in 3928 Verlustcoups und 3928 Gewinncoups, letztere zu 3 Stücken, geteilt. Er hat, um zu resumieren, 7855+3928 = 11 783 Stück verloren und 3922×3 = 11 784 Stück gewonnen und daher mit einem Gewinn von 1 Stück abgeschlossen. So hat er nur noch 15 700 — 1 = 15 699 Stück verloren. Dabei ist noch nicht mal Zéro erwogen worden, die diesen Verlust erheblich erhöht hätte. Klar wird jedenfalls auch hierbei, daß, ob der Spieler auf Intermittenzen oder Serien spielt, er stets eine einfache Chance 1 : 1, mit Zéro im Hintergrunde, spielt und deshalb verlieren muß.

Mutig verfolgt der Spieler trotz aller Enttäuschungen sein Ziel weiter, um seinen Nutzen aus der mühsamen Arbeit der Tabelle zu ziehen. Aber nur die Serien bleiben noch übrig, die selten auftreten. Er ermittelt, daß es 7600 Serien von 2, aber nur 500 Serien von 6 gibt. Er wird, sobald eine Farbe fünfmal nacheinander aufgetreten ist, den nächsten Coup auf die entgegengesetzte Chance spielen. Aber auch dieses mit so großer Weisheit und Überlegung gesetzte Stück fällt der Harke des Croupiers zum Opfer. Er forscht nach der Ursache dieses rätselhaften Verlaufs und stellt mit wachsendem Erstaunen fest, daß die Serien über 5 addiert genau ebenso zahlreich wie die Serien von 5 sind.

Denn es stehen

500	Serien von	6
250	" "	7
150	" "	8
900	Übertrag	

900 Übertrag
50 Serien von 9
40 " " 10
15 " " 11
6 " " 12

zus. 1011 Serien über 5 fast genau gleich groß 1000 Serien von 5 gegenüber. So spielte er wieder eine ganz einfache Chance 1 : 1, die für den Spieler, mit Zéro im Hintergrund, stets auf Verlust zeigt. Wieder war er in die Stromschnellen des Systems geraten, auf dem das ganze Unternehmen von Monte Carlo aufgebaut ist.

Aber der Spieler spannt unentmutigt seine Netze weiter aus. Er beschließt eine möglichst lange Serie abzupassen und dann die so lange ausgebliebene Chance anzugreifen. So bemerkt er, daß 17 Rouges nacheinander aufgetreten sind und ist nun felsenfest überzeugt, daß Noir, wenn auch nicht in dem nächsten oder folgenden Coup, doch todsicher sehr bald erscheinen müsse. Wird doch in Monte Carlo die Fortsetzung einer so langen Serie fast für unwahrscheinlicher gehalten, als das Auftreten eines Nilpferdes in den Gewässern der Spree! Serien von 17 sind in der Tat so selten, daß sie nur einmal alle acht Monate unter 65 536 Coups, die folgende Serie von 18 nur einmal erst in 16 Monaten unter 131 072 Coups und die Zwanzigerserie gar erst einmal alle fünf Jahre unter weit über einer Million Coups anzutreffen ist. So trägt er kein Bedenken, auf Noir größere Summen zu setzen. Trotzdem täuscht der Spieler sich gewaltig über seine Chance. Er sieht nicht, daß sich mit dem Auftreten die Serie von 17 Rouges schon die Wahrscheinlichkeit für die Fortsetzung der Serie von 65 536 : 1 auf die glatte einfache Chance 1 : 1 reduziert hatte. War doch schon mit dem Auf-

treten des ersten Rouge in dieser langen Serie die Wahrscheinlichkeit der Serie von 17 Rouges von 15 536 : 1 auf 32 769 : 1, mit dem Auftreten des zweiten Rouge wieder um die Hälfte auf 16 348 : 1 und so fort

auf 8192 : 1
4096 : 1
2048 : 1
1024 : 1
512 : 1
256 : 1
128 : 1
64 : 1
32 : 1
16 : 1
8 : 1
4 : 1
2 : 1

und so mit dem Auftreten des 16. Rouge, immer die Wage haltend, demnach auf die glatte, einfache Chance 1 : 1 gesunken, der er jetzt wieder gegenübersteht.

Der verhängnisvollen Täuschung über diese Sachlage fallen in Monte Carlo die meisten Spieler zum Opfer. Der große Irrtum aller Wahrscheinlichkeitsspieler ist, daß sie sich in die Idee verrennen, mit dem Anwachsen der Serie müsse progressiv die Wahrscheinlichkeit für deren Aufhören zunehmen, während sich in der Fortsetzung des Spiels unentwegt die ganz einfache Chance 1 : 1 gleichmäßig aufrechterhält. Chance 1 : 1, mit Zéro im Hintergrund, steht für den Spieler aber stets im Zeichen des Verlusts. Nichts ändert sich durch das Fortschreiten der Serie zugunsten der Spieler. Wäre das nicht der Fall, so könnte die Bank nicht bestehen.

Damit ist aber einer der verhängnisvollsten Irrtümer bloßgelegt und dargetan, daß alle Wahrscheinlichkeitsberechnungen für den Spieler null und nichtig sind.

Die Bank wird weiter bestehen und weiter ihre Millionen gewinnen, solange das Problem nicht gelöst ist, 37 ganz gleiche Löcher mit 35 ganz gleichen Deckeln zu verschließen und so den Vorsprung wettzumachen, den die Bank über den Spieler hat.

Es gibt Systeme mit Progressionen und Angriffsarten, die auf den ersten Blick den Schein erwecken, als habe ihr Schöpfer auf geistvoll verschlungenen Wegen geschickt alle Hemmnisse zu überbrücken verstanden. Bei der Prüfung aber verflüchtigen sich alle Illusionen wie der Nebel, der das Tageslicht verhüllt. Und immer deutlicher wird dann, daß an den grünen Tischen Monte Carlos wie an allen anderen nur eins sicher ist, daß „nischt" sicher ist, — das ist aber ganz sicher!

* * *

50.

Goldene Regeln.

Wie hilf- und wehrlos alle Geistesarbeit den Launen des Zufalls gegenübersteht, müssen zu ihrem Schaden die zahlreichen Spieler erfahren, die sich vorstellen, mit Methoden, wie scharfsinnig sie auch ausgeklügelt sein mögen, sieghafte Trümpfe gegen die Bank in Händen zu haben. Wie leicht könnten sich diese „Gogos" bittere Enttäuschungen sparen, wenn sie den Wert ihrer Gewinnmethoden durch fleißige Beobachtungen erforschten, bevor sie die zur Durchführung ihrer Spielweisen oft sehr erheblichen Kapitalien aufs Spiel setzen. Die Steuer, die so von unerfahrenen und harmlosen Spielern alljährlich an die Bankkasse entrichtet wird, geht hoch in die Millionen. Diese Millionenverluste zeigen zugleich, wie viele sich infolge einer unzulänglichen Kenntnis der wirklichen Zahlengesetze über die Wahrscheinlichkeit und somit über ihre Gewinnaussichten im größten Irrtum befinden; wie viele nicht begreifen wollen, daß es niemals eine verläßliche Gewinnmethode gegeben hat, noch jemals wird geben können, wie es der von gelehrter Seite geführte streng mathematische Beweis der Wertlosigkeit aller Systeme längst unzweideutig dargetan hat. Läge die Sache nicht so klar, wie einfach wäre es da, statt die Staaten zum Kampf gegen die Ausbeutung der Spielbanken aufzurufen, diese auf den Weg zur Erforschung eines Systems zu verweisen, das die Gewinne der Banken in Verlustziffern verwandelt.

Ehe der Spieler vor Betreten der schwankenden Brücke sich nicht klar gemacht hat, daß in allen Stadien seines Spiels sein Louis auf dem Tableau nicht die Spur mehr Aussicht auf Gewinn als alle anderen Geldstücke hat, die von den Mitspielern zu gleicher Zeit auf andere Chancen gesetzt werden, wird er im Spielsale von Monte Carlo niemals auf der Höhe sein. Das Monte Carloer Spielunternehmen steht auf felsenfestem Grunde, unbesiegbar, uneinnehmbar. Selbst der Teufel hätte, wenn er die Roulette samt ihrem Kalkül erdacht hätte, ein besseres Meisterwerk der Unüberwindbarkeit nicht ersinnen können.

So muß sich jeder einsichtige Spieler mit dem Gedanken abfinden, daß das Schicksal eines jeden Louis, den er auf das Tableau legt, ganz und gar von der Strömung abhängt, in die sein Geldstück zufällig gerät, daß also alles darauf ankommt, ob er Glück oder Pech hat. So erklärt es sich auch, daß ein Spieler mit zwanzig Mille kommen und diese bis auf den letzten Coup verlieren kann, ohne auch nur ein Stück aufgenommen

zu haben, daß er aber ebenso gut mit fünf Franks Schlag auf Schlag ein Vermögen gewinnen kann. Wer Glück hat, soll sich dieses Glückes freuen, aber er soll darin nicht eine Bestätigung seiner Selbsttäuschungen sehen. Ich würde das Glück eher fürchten, am meisten aber an Spieltischen — die Sage vom Polykrates und seinem Ringe ist tiefsinnig und lehrreich: unser Weizen verhagelt zu oft am Vorabend der Ernte.

Die Errungenschaften blinden Glücks an den Spieltischen Monte Carlos verflüchtigen sich meistens schnell, weil sie den Einrichtungen zum Opfer fallen, die so gern und laut als Vorzüge des Spielens an diesem Orte gepriesen werden. Es soll nicht geleugnet werden, daß man dank diesen Einrichtungen nirgends so angenehm wie in Monte Carlo Hasard spielt. Man spielt zwanglos und ungeniert, weil alle Rücksichten und Verpflichtungen fortfallen, die das Spiel in Klubs und Privatzirkeln auferlegt. Der Spieler kann das Spiel zu jeder beliebigen Zeit abbrechen — niemand wird Revanche fordern. Und der Verlierende? Ihm bietet die Bank unaufgefordert Revanche; sie stellt sich alltäglich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht in seinen Dienst, selbst die heiligsten Feiertage nicht ausgenommen; sie stellt sich jahraus, jahrein allen zur Verfügung, die Verluste erlitten haben und ihr Geld zurückerwerben oder ihren Gewinn erhöhen wollen. Sie läßt spielen, so hoch und so niedrig man will, bald an diesem, bald an jenem Tisch und läßt offen und laut seine Freude über das Pech der Bank und sein Glück ausdrücken. Das sind Vorzüge! Aber niemand wird sich deshalb einbilden wollen, daß der gewaltige, kostspielige Apparat samt allen Erleichterungen zum Gewinnen der Spieler aufgeboten sei. Natürlich ist genau das Gegenteil der Fall. Gerade alle diese Vorzüge sind es, die den Gewinn wieder in die Bankkasse zurückführen, den Verlust erhöhen und den

Zusammenbruch der Spieler herbeiführen. Weshalb? Weil die stete Gelegenheit die Spieler nicht nur zur Vermehrung des Gewinnes und zur Rückeroberung erlittener Verluste verführt, sondern auch dazu, zu lange und zu oft zu spielen und sich so voll den vernichtenden Wirkungen der Sondervorteile der Bank auszusetzen. „Wenn jeder Spieler," sagte einst der alte Blanc, „meine Spielräume durchschreitend, täglich nur einen Einsatz wagte, so würde mein Unternehmen nicht im bescheidensten Umfange lebensfähig sein."

Dadurch bestätigt der König des Spiels nur, daß in dem langen Verweilen der Besucher in den Spielsälen, in dem fortgesetzten Spielen das Geheimnis des Erfolges der Bank und des Mißerfolges der Spieler mitzusuchen ist. Bei allzu langem Aufenthalt an den Spieltischen pflegen alle Ruhe, alle Besonnenheit und alle Geistesgegenwart, oft bis zur vollen Kopflosigkeit, zu schwinden; die Spieler wollen dann das Schicksal zwingen, wenn das Barometer auf Regen und Sturm zeigt. In dieser Verfassung setzt die kritischste aller Situationen ein: die vernichtende Wirkung der toten Maschine ohne Seele, ohne Geist, ohne Nachdenken, ohne Empfindung für Freude und Schmerz, für Sieg und Niederlage, in Verbindung mit ihrer unerschütterlichen Ruhe gegen den Menschen aus Fleisch und Blut, mit Gehirn, Herz und Nerven, mit Denken, Fühlen und Sehnen, mit Temperament und Leidenschaft — der Kampf der toten und stetig sicher arbeitenden Maschine gegen den schnell erregbaren Menschen, in dem dieser selbst dann unterliegen müßte, wenn die Chancen zwischen der Bank und dem Spieler genau die gleichen wären. So ist sein Schicksal immer im voraus besiegelt!

Häufig scheint es, als ob wir erst im Spielsaal den wahren Charakter der Menschen kennen lernen, als ob dessen Natur an

dieser Stätte der Leidenschaft sich plötzlich ändere und allen Halt verliere. Zeigen doch Leute, die sonst in allen Handlungen ihres Lebens eine überraschende, eiserne Folgerichtigkeit bewahrten, hier einen Mangel an Widerstandskraft, eine Vertrauensseligkeit, als ob Engel über ihnen schwebten, eine Harmlosigkeit, die im offenbaren Widerspruch mit ihren ganzen Lebensanschauungen steht, und eine Gedankenlosigkeit, die sonst nicht für möglich zu halten wäre. Der goldene Louis verwandelt sich in eine Spielmarke. Sie sehen wohl die herrlichen Gärten, den Spielpalast, den strahlenden Glanz und Luxus. Die Frage aber, wozu dieser gewaltige Apparat eigentlich aufgeboten, von wessen Geld alles bestritten wird, aus wessen Taschen die Millionengewinne fließen, taucht nicht auf — in das tödliche Gift treibt der goldene Glanz die Spieler wie die Käfer, die sich unter den Strahlen des Leuchtfeuers die Köpfe einrennen.

Gewinnmethoden bilden in Monte Carlo den steten Gesprächsstoff. Bald wird nach dieser, bald nach jener Methode gespielt, die ein guter Freund oder Bekannter empfohlen hat; verloren wird natürlich nach allen Methoden. Sichere Gewinne werden auch in Zukunft nur die erzielen, die gar nicht spielen, denn ein nicht erlittener Verlust ist auch ein Gewinn. Wer aber will hier nicht spielen? Wer gewinnt es hier über sich, für das dem Spiele ausgesetzte Geld, seien es selbst Brillanten zu kaufen, oder als Zuschauer und ruhig Genießender die Konzerte, die festlichen Veranstaltungen und die herrliche Natur zu genießen, die hier gerade eine Fülle ungetrübter Freude bietet und jeden mehr als anderswo auf seine Kosten kommen läßt?

Alle, die nicht verlieren können oder wollen oder sich ärgern, wenn sie verlieren, sollten wenigstens so verständig sein, den Spieltischen fernzubleiben. Wer gar nach Monte Carlo reisen

will, nur um zu gewinnen oder gar ein Vermögen zu machen, soll doch lieber zu Hause bleiben — „Gogos" laufen genug dort umher. Wer aber durchaus in einem Reiche, in dem *das Pech staatlich gewährleistet* wird, spielen will, möge die nachfolgenden Winke in sein Merkbuch schreiben. (Für Leute, die viel verlieren können und wollen, sind diese Winke nicht bestimmt!)

1. Wer nicht verlieren will, nehme kein Geld mit in den Spielsaal.
2. Wer nur einmal den Spielsaal aufsucht, schone die Munition nicht, sondern setze kühn die für das Spiel ausgesetzte Summe auf einmal auf eine beliebige Chance und erkläre sich zufrieden, wenn das Geld fort ist.
3. Man nehme nicht mehr Geld in den Spielsaal mit, als man schmerzlos verlieren kann und will. Noch empfehlenswerter ist es, den für das Spiel angesetzten Gesamtbetrag in Teile zu zerlegen und mit einem jeden dieser Teile alltäglich nur einmal sein Glück zu versuchen, damit das Vergnügen länger währe. Durch diese Vorsicht wird zugleich vermieden, daß bei fortlaufenden Verlusten die Einsätze kopflos verdoppelt und verdreifacht werden können.
4. Man borge kein Geld im Spielsaal: es geht meist verloren.
5. Man verrenne sich in kein Systemspiel. Schon dessen Erproben wird teuer. Alle Systeme sind völlig wertlos. Nutzen aus Systemen ziehen nur die Bank und der Systemhändler.
6. Starke Progressionen sind verderblich und sinnwidrig, da der Spieler mit einem Vermögen einem kaum nennenswerten Gewinn nachjagt. Wer progressiert, möge sich eine weise Grenze setzen.

7. Man forciere keine Chance um deswillen, weil solche längere Zeit ausgeblieben ist. Nichts bürgt dafür, daß beispielsweise das mittlere Dutzend bald erscheinen muß, weil es zwanzigmal nacheinander ausgeblieben ist. Ein Coup ist von dem andern völlig unabhängig: nichts spricht deshalb dagegen, daß das, was zwanzigmal ausblieb, noch weitere zwanzigmal ausbleibt.
8. Besser beraten ist nach der Meinung aller vieux chevaux de retour — und man kann diesen auf ihr Wort glauben — der Spieler, der mit seinen Einsätzen dem Geist des Spiels folgt. Es ist das bessere Mittel, sein Geld zu verteidigen, wenn auch nichts gewonnen wird.
9. Man spiele wenig, um die Nerven zu schonen.
10. Man höre auf zu spielen, sobald man unruhig, verdrießlich, nervös wird, das Blut in Wallung gerät und das Spiel hinzureißen droht. In animierter Stimmung gar zu spielen, sollte in jedem Fall vermieden werden.
11. Wer merkt, daß er Pech hat, höre auf: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Im Glücke aber gehe er kräftig vor, breche jedoch nach einigen Fehlschlägen kurz entschlossen das Spiel ab. Wer 49 Louis gewonnen, versteife sich nicht darauf, die 50 Louis vollzumachen.
12. Eine verschlossene Büchse, zu der der Schlüssel zu Hause gelassen, sorgt oft gegen das Wiederverlieren von Gewinnen im Spielsaal.

* * *

Schlußbetrachtungen.

51.

Wie sich die Zeiten ändern!

Wie gewaltig der Umschwung in der Stimmung der Presse sich vollzogen, kann kaum besser als durch die Wiedergabe eines Artikels gekennzeichnet werden, den eines der bedeutendsten Blätter am Rhein am 22. Januar 1884 brachte. Dieser Artikel ist auch deshalb bemerkenswert, weil er die öffentliche Meinung im Fahrwasser jener Zeit, die Anschauungen der Kabinette und die Gründe treu widerspiegelt, welche die Mächte zurückhielten, sich an einer Bewegung gegen den Spielbetrieb in Monte Carlo zu beteiligen. Es wird ersichtlich, daß Furcht und Eifersucht damals die Haltung Frankreichs und Italiens beeinflußten und deshalb jene gewaltige, von den Gemeinden von Nizza, Cannes und Mentone ins Leben gerufene Bewegung lautlos verhallen mußte, die unter der Führung des Bischofs von Gibraltar zu einer internationalen Kampfesgemeinschaft führte, die Presse und alle Parlamente mobilisierte und alle der Spielbank gegnerischen Elemente diesseits und jenseits des Ozeans wie in einem Brennpunkte vereinigte. Es wird ersichtlich, daß das Fürstentum nur seiner Lage zwischen zwei rivalisierenden Mächten seinen Fortbestand verdankt. Als eine der bemerkenswertesten Erscheinungen aus dieser Bewegung taucht die Wahrnehmung auf, daß sich fast alle Gründe, die einst Nizza, Cannes, Mentone gegen die Bank ins Treffen führten, später als nicht stichhaltig erwiesen, denn es zeigt sich, daß das, was erst als Übel verdammt wurde, dann eine Kraftquelle der ganzen Riviera wurde. So ziehen Frankreich und Italien aus der Existenz des goldenen Hauses nun schon seit Jahren gleichmäßig Vorteile.

Nichts ist mehr von Eifersucht zu spüren. Niemand scheint mehr an eine Änderung des bestehenden Zustandes zu denken.

Damals schrieb das erwähnte Blatt als Sprachrohr der internationalen Vereinigung gegen die Spielbank:

„Wenn alles in der Welt nach Recht und Gerechtigkeit ginge, so würde man jetzt vor einem Kriege der einen grünen Tische gegen die anderen stehen, nämlich der grünen Tische der Diplomaten gegen die nicht weniger grünen Tische des toten Blanc und seiner glücklichen Erben. Aber die Weisheit der Staatsmänner Europas steht zögernd und hilflos vor dem ungeheuren Skandal, vor der durchlöcherten Souveränität des Miniatur-Fürsten auf dem Felsen von Monaco. Zwar hat Mancini, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Italiens, öffentlich und offiziell seine Entrüstung über den Skandal in Monte Carlo ausgesprochen und zur Bekämpfung des Übels die Aufnahme eines Paragraphen in das Strafgesetz empfohlen, wonach sich Ausländer strafbar machen, die in Monte Carlo spielen, aber er hat zugleich den Grundsatz verkündigt, daß niemand, am wenigsten ein Schwächerer, in seinen Rechten vergewaltigt werden dürfe, und daß man sich deshalb darauf beschränken müsse, die Vorstellungen einer anderen Macht beim Fürsten von Monaco zu unterstützen — nach dem Schwabenliede:

„Hannemann, geh Du voran!
Du hast die größten Stiefel an".

Aber der französische „Hannemann", der gemeint war, geht nicht mit seinen wasserdichten Stiefeln voran, weil er sich sagt, daß Italien auf seine Oberhoheit über Monaco niemals verzichtet habe, was sehr wohl gelegentlich der Abtretung von Nizza und Savoyen hätte geschehen können, und daß deshalb ein Eingreifen leicht zu Verwickelungen und Schwierigkeiten führen könnte. Kurz, der eine grüne Tisch will dem andern

nicht die Augen auskratzen. So wird der Kreuzzug gegen die Tische Blancs von einem Heere von Liebhabern geführt, die als internationale Vereinigung seit einigen Jahren besteht und Mitglieder und Zweigstellen in allen Hauptstädten Europas besitzt: in Berlin von Bunsen, Professor Gneist, Graf Bismarck-Bohlen, Graf Bernstorff usf., — in Rom vom Fürsten Borghese, vom Fürsten Ruspoli usw., — in Paris von Senator Pelletan, Senator Schoelcher, dem ehemaligen Gesandten in Berlin, während in London Herr Thompson als Präsident alle Drähte in sich vereinigt. In Nizza, das mit der ganzen Riviera am meisten unter der Nähe der Monte Carloer Schwefelquelle leidet, steht Gambettas Vater an der Spitze der Bewegung. Unter den gegebenen Verhältnissen sucht diese Kampfgenossenschaft ihren Archimedespunkt bei den mächtigen Magnaten und den Vertretern der öffentlichen Mächte. Unstreitbar hat sie erheblich an Boden gewonnen, wie viele schwerwiegende Zustimmungen dartun, u. a. die des Königs von Italien und der deutschen Regierung; dank dem Eingreifen eines italienischen Fürsten sieht sie demnächst sogar der zustimmenden Erklärung des heiligen Vaters entgegen. Die Königin von England hat unverhohlen ihre Meinung durch Verweigerung der Annahme eines Buketts ausgedrückt, das ihr während ihres Aufenthaltes in Mentone von der Direktion der Kasino-Gesellschaft (1882) übersandt wurde. Die Regierungen, die ohne besondere Schwierigkeiten und diplomatische Weisheit die Mittel zum Eingreifen in dem Fürstentum finden könnten, nämlich Frankreich und Italien, werden offensichtlich durch nationale Eifersüchteleien und durch den Mangel an Klarheit gehindert, woran die Staatsverträge über die Selbständigkeit Monacos leiden. Was die geschichtliche Stellung Italiens und Frankreichs gegenüber Monaco anlangt, so beruht diese auf Begebnissen der

Jahre 1817 und 1860. Im Turiner Vertrag von 1817 erwarb Piemont das Recht auf Besetzung Monacos mit allen Kennzeichen der Oberhoheit über das Land. Diesen Rechten ist im Vertrage vom 24. März 1860 formell nicht entsagt worden.

Niemals konnten die Fürsten von Monaco die Ausgaben für ihr verschwenderisches Leben aus den Einnahmen ihres Miniatur-Staates bestreiten; seit dem 15. Jahrhundert waren sie auf Pensionen von Spanien, dann von Frankreich und zuletzt von Piemont angewiesen. Ihre 6000 Untertanen haben sie solange ausgepreßt, bis die Spielaera mit ihren Geldströmen anbrach und ihnen die Mittel bot, ihren noblen Passionen in Paris zu fröhnen. Kein Wunder, daß sich Italien gegen die Aussaugung seiner armen Bevölkerung durch das nachbarliche Spielunternehmen auflehnt, das 7 Millionen Franks alljährlich aus dem Lande zieht. Die italienischen Zeitungen haben die Bank heftig angegriffen und sich nobler gezeigt als die französische Presse, von der der Temps, die Débats, La Justice sich rückenfrei hielten, während andere, einflußreiche Blätter die Annahme von Subventionen von 50 bis 120 000 Franks dem Kampf gegen die Bank vorzogen.

Aber das Übel in Monte Carlo wächst inzwischen und läßt sich nicht mehr übersehen. Die Sirene mit ihren verborgenen Löwenklauen weiß die Anziehungskraft des Spielorts zu steigern, ein Heer von Agenten in allen Ländern muß die Gier zum Spielen erwecken. Geld wird den Selbstmördern in die Tasche gesteckt, um die wahre Ursache ihrer Verzweiflung zu verbergen; große Familien, darunter die eines römischen Fürsten, haben sich um Vermögen und Glück gebracht. Die Hotels in Nizza werden leer; eine der schönsten Winterstationen, zu denen die Leidenden aus allen Weltteilen eilen, ist erfüllt vom Pesthauch aus der benachbarten Schwefelquelle, die unter dem Schutze

eines Bastardstaates steht, der die naheliegenden Winterkurorte der Riviera um Ansehen, Besitz und Anziehungskraft bringt. Unerfahrene junge Leute, angelockt von dem Zauber des Ortes und von täuschenden Hoffnungen auf mühelosen Gewinn, büßen ihre Torheit mit dem Tode oder im Elend. Kaufleute suchen ihre Verluste in Monte Carlo wettzumachen und kehren, in ihren Hoffnungen enttäuscht, vollständig ruiniert und entehrt zurück. Fremde Familien flüchten mit Entsetzen von einem Orte, wo Abenteurer beiderlei Geschlechts ihre Orgien feiern: — sie suchen Orte auf, an denen ihre Söhne, Töchter, Brüder vor drohenden Gefahren geschützt sind.

Die Kasino-Gesellschaft läßt durch ihre bezahlten Blätter inzwischen auf die stillschweigende Duldung des Spieles in den geheimen Klubs hinweisen.

Und die Diplomatie wird sich wahrscheinlich wieder hinter der wunderbaren Souveränität eines Fürsten verstecken, in dessen Land die Verwaltung von Post und Telegraph, der Vertrieb von Tabak in französischen Händen ruht, in dessen Land in letzter Instanz Frankreich Recht spricht, dessen Vorfahren Teile ihres Lebens für 4 Millionen Franks verkauften und deren Verdienst als Herrscher darin bestand, dessen arme Felsbewohner auszuplündern, um in Paris als Grandseigneurs leben zu können. Warum kauft man dem Fürsten nicht den Rest des Besitzes ab? Warum gibt man ihm nicht zu verstehen, daß er nicht zur guten Gesellschaft gehört, und daß deshalb jeder diplomatische Verkehr mit ihm abgebrochen werden müsse? Nun, wie es auch kommen mag, die einmal gegen die grünen Tische entflammte Bewegung wird nicht mehr ins Stocken geraten!"

So weit die große rheinische Zeitung im Jahre 1884. Die Bewohner des Departements des alpes maritimes sandten damals eine mit 2750 Stimmen bedeckte Bittschrift, welche die

Unterdrückung der Hasardspiele forderte, an den französischen Senat. Die Kommission, die mit der Prüfung der Eingabe betraut wurde, gab sie an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten weiter. Herr Waddington antwortete, daß die Spielfrage einen außerordentlich delikaten Charakter insofern aufweise, als sie ausschließlich in die Zuständigkeit des Fürsten von Monaco falle. Nichts berechtige zu der Erwartung, daß Verhandlungen Aussicht auf Erfolg haben werden. Das war die letzte Antwort — weitere Eingaben an die Abgeordnetenkammer blieben ohne Antwort.

Und heute?

Die Blätter schweigen in allen lebenden Sprachen. Frankreich und Italien haben ihren Kurs geändert.

Beide Staaten haben diesen Schritt in der Notwehr gegen die gefährliche Nachbarschaft Monte Carlos getan, das dank seiner Lage an den Grenzen der schönsten Gegenden Frankreichs und Italiens den Landeskindern beider Staaten zahllose Millionen aus den Taschen zog. Um diesen Landeskindern Gelegenheit zu geben, ihre Millionen im eigenen Vaterlande zu verlieren, machte erst Frankreich, dann Italien den Boden zum Hasardspiele auf ihren Staatsgebieten wieder frei. So sind heute alle Zugänge nach Monte Carlo von einem Ende der Küste bis zum andern mit Spieltischen vollgebaut. Wie sich die Zeiten doch ändern!

* * *

52.

Die Deutschen an der Riviera.

Es ist eine arge Entstellung der Tatsachen, wenn in einer Zuschrift, die vor kurzem im Briefkasten einer großen Berliner

Tageszeitung erschienen ist, behauptet wurde, daß die Deutschen an der Riviera als „letztklassige" Nation betrachtet und behandelt werden. Nichts beleuchte die Verachtung der Deutschen deutlicher als das Verhalten der Croupiers in Monte Carlo, die auf Fragen von Deutschen Antworten in deutscher Sprache ablehnen, während sie Fragen von Engländern und Italienern in deren Sprache bereitwillig beantworten.

Wer nur einige Zeit an den Spieltischen der Riviera gesessen, muß diese Behauptung als unrichtig bezeichnen. Der geschäftliche Verkehr zwischen Spielern und Beamten vollzieht sich vorschriftsmäßig ausschließlich in französischer Sprache. Niemals wird an den Spieltischen während des Geschäftsverkehrs ein englischer, italienischer oder deutscher Laut über die Lippen eines Croupiers treten. Ebenso gewiß ist aber auch, daß abseits der Tische die Chefs de table bei Streitigkeiten allen Beschwerdeführern ohne Unterschied der Volksangehörigkeit ihre Kenntnisse stets gern zur Verfügung stellen, soweit sie der betreffenden Sprache mächtig sind.

Unbehelligt wie in Monte Carlo wird der deutsche Besucher in den französischen Winterstationen bleiben. Denn wenn auch der Franzose, der ausnahmslos Chauvinist ist, es uns nicht vergessen kann und wird, daß deutsche Kanonen einst das Kaiserreich zertrümmerten und die „Grande Nation" von ihrer Höhe herabgestürzt haben, so wird er doch seinen Groll gegen das deutsche Volk den Einzelnen in der Regel nicht fühlen lassen. Dieser Groll darf auch nicht etwa als Verachtung ausgelegt werden, sondern nur als Mißstimmung über die herrschende Stellung, die sich das deutsche Volk in der Welt errungen hat.

Fast die gesamte Presse an der Riviera hat sich in der Erkenntnis ihrer Verantwortlichkeit als Vertreterin der öffentlichen Meinung am Brennpunkt eines gewaltigen Fremden-

verkehrs im Interesse der Wohlfahrt aller Beteiligten stets bemüht, alle chauvinistischen Regungen taktvoll zu unterdrücken. Nur schüchtern wagt ab und zu ein Anhänger der Kreise, denen das Anwachsen des deutschen Elements an der sonnigen Küste ein Dorn im Auge ist, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Ein Artikel, der aus der Feder eines solchen chauvinistischen Heißsporns vor einigen Jahren in die Zeitung „Le Monte Carlo" gelangt ist, liegt vor mir. In diesem Artikel, betitelt „L'élement étranger" heißt es wörtlich: „Gegenwärtig herrscht das deutsche Element in Monte Carlo vor und verjagt die andern Elemente. Gewiß, es ist zahlreich. Es überwuchert. Es begünstigt wohl den Wohlstand des Landes, zu seiner Eleganz trägt es aber nicht bei. Noch weniger zu seinem Wohlbefinden. Aber alles geht mal zu Ende. Eine Welt verjagt die andere."

Ausfällen solcher Art ist von den Deutschen stets sehr nachdrücklich entgegengetreten worden. Ein braver Verteidiger unserer Interessen, ein Schmuck des Deutschtums, war besonders Heinrich Ritter von Poschinger, der vor kurzem in der Nähe Nizzas, in Bollène, gestorben ist. Der nimmer rastende, nie ermüdende frühere Mitarbeiter des eisernen Kanzlers hatte sich nach seinem Ausscheiden aus dem Reichsdienst nach Nizza zurückgezogen, um dort seine letzten Lebensjahre zu verbringen. Er gründete hier die einzige an der Riviera erscheinende deutsche Tageszeitung, das Riviera-Tageblatt. Seine Liebe, Treue und Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland hätte er niemals edler und reiner offenbaren können als durch die Begeisterung, mit der er sein großes Können und Wollen in den Dienst des Deutschtums an der Riviera stellte. Wo es sich um die Verteidigung deutscher Rechte und deutschen Ansehens handelte, trat er stets als Erster auf die Schanze.

Groß sind die Geldopfer, die der tote Poschinger seinem Zeitungsunternehmen gebracht, größer aber noch der Fleiß und die Mühe, die er lange Jahre seinem Werke gewidmet hat. Poschinger hat oft an seiner Sache verzweifelt, weil er nicht die nötige Unterstützung fand und daher sein Blatt nicht nach seinen Ideen gestalten und entwickeln konnte.

In seinem Blatte wird Poschingers Geist unter den Deutschen an der Riviera fortleben. Möchte doch jeder Landsmann, gleichviel, ob er dauernd oder nur für einige Zeit an der sonnigen Küste sich aufhält, Abonnent oder regelmäßiger Käufer des Blattes werden und so dazu beitragen, daß das Riviera-Tageblatt eine Stellung erlangt, die des Deutschtums würdig ist. Wie viele Deutsche gehen gedankenlos an den Zeitungsverkaufsständen an der Riviera vorüber, ohne daran zu denken, daß sie durch die tägliche Ausgabe einer kupfernen Münze dazu beitragen könnten, eine deutsche Zeitung an einem der beliebtesten Punkte des Mittelmeeres lebensfähig zu machen. Ein deutsches Blatt aber muß hier vorhanden sein — schon deshalb, weil eine Stelle nötig ist, die im gegebenen Falle deutschfeindlichen Presseerzeugnissen und falschen Anschauungen über unsere Heimat entgegentreten kann. Die Deutschen, welche die Riviera besuchen, erfüllen, indem sie für die Erhaltung und Entwicklung des Riviera-Tageblattes, des einzigen deutschen Blattes an der Côte d'Azur, eintreten, nur eine Ehrenpflicht und zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem Toten, der stets warm die deutschen Interessen vertrat und in allen Lagen mit Rat und Tat unseren Landsleuten zur Seite trat. Bravo!

* * *

53.

Monte Carlos Daseinsrecht.

In der neuesten Zeit sind Stimmen laut geworden, die für die gesetzliche Wiedereinführung der Hasardspiele im Deutschen Reich eintreten. Begründet wurde diese Forderung damit, daß der Deutsche ein unverbesserlicher Spieler sei und dank dieser Leidenschaft die Kriegskostenentschädigung von fünf Milliarden an Frankreich in den verflossenen Friedensjahren glatt zurückgezahlt habe. Zu diesem Ergebnis führte die Angabe, daß 50 bis 55% aller Wintergäste der französischen Riviera und 70 bis 75% aller Spieler an den grünen Tischen Monte Carlos Deutsche sind. Das Geld, das ins Ausland wandere, müsse dem Vaterlande erhalten bleiben und deshalb den Deutschen Gelegenheit geboten werden, ihrer Spielsucht am heimischen Herde zu fröhnen.

Diese Ausführungen sind äußerst anfechtbar. Die Hasardspiele sind nach einer Ruhepause von fast 80 Jahren erst seit dem Kammerbeschluß vom 15. Juni 1907 wieder in Frankreich erlaubt. Deshalb darf bei der Berechnung der Spielverluste der Deutschen an den „französischen" Spieltischen nicht auf einen Zeitraum von vierzig, sondern nur auf einen solchen von fünf Jahren zurückgegriffen werden. Die erwähnten Ziffern über die Höhe der Beteiligung der Deutschen an dem Fremdenzufluß im Fürstentum Monaco und an der Côte d'Azur beruhen zweifellos auf privaten Schätzungen, da eine amtliche Erhebung über die Zusammensetzung der fremden Besucherschaft der Riviera nie erfolgt ist. Die Fremdenlisten sind überaus lückenhaft und haben deshalb keine Beweiskraft. Die Spielbanken, die eigentlich zuständigen Stellen, lehnen aus erklärlichen

Gründen jede Auskunft ab. Unter diesen Umständen kann nur der nüchterne Forscher ergründen, welchen ungefähren Anteil die Angehörigen des Deutschen Reiches zur Gesamtzahl aller Besucher stellen. Denn der oberflächliche Beobachter wird sich nur zu leicht zu einem falschen Urteil verführen lassen; er glaubt sich nach Deutschland versetzt, wenn auf den Promenaden und Terrassen, an den grünen Tischen und in den Cafés aus dem internationalen Stimmengewirr *hörbar* nur deutsche Laute an sein Ohr klingen; er erwägt nicht, daß Schwärme von Schweizern und Österreichern Chorus machen helfen und künstlich seinen Eindruck steigern; er übersieht vor allem, daß *der Deutsche in der Hochsaison stark vertreten ist, zu anderer Zeit aber fast völlig fehlt.* Der Forscher unterliegt diesen Verführungen nicht. Er weiß, daß von den fast zwei Millionen Fahrkarten, die im Laufe des Jahres an den Türen der Bahnhöfe von Monaco abgegeben werden, nicht 1½ Millionen von Deutschen herrühren können, daß selbst in der Hochsaison sich unter 100 Spielern, die einen grünen Tisch umlagern, niemals 70—75 Deutsche befinden, daß in den 47 Hotels und Pensionen des Fürstentums der überwiegende Teil der vorhandenen Betten nicht von Deutschen belegt ist. Er gelangt mit einer an Gewißheit grenzenden Sicherheit zu dem Ergebnis, daß das reichsdeutsche Element zu den Jahresbesuchern nicht mehr als 20% der Gesamtzahl stellen kann.

Nun haben die Spielbank von Monte Carlo im vergangenen Jahre 46 Millionen, die französischen und italienischen Spielgesellschaften annähernd 60 Millionen Franks verdient. So kommt man zu dem Ergebnis, daß sich der Gesamtverlust der Deutschen im Spiele an den ausländischen Spielbanken allenfalls jetzt auf jährlich 20—25 Millionen belaufen kann, nicht

aber auf 75 Millionen, wie behauptet wurde. Zugleich läßt sich aber auch feststellen, daß der Gesamtverlust der Deutschen seit dem Friedensschlusse mit Frankreich nicht 5 Milliarden, sondern allenfalls 250 Millionen betragen kann, da die Bank von Monte Carlo seit dem Jahre 1872 in runden Ziffern 930 Millionen und die übrigen Spielgesellschaften während der Zeit ihres Bestehens, d. h. in den letzten 5 Jahren 210 Millionen, Bank und Spielgesellschaften also zusammen 1140 Millionen nachweislich verdient haben. Nach dem Inkrafttreten des neuen Spielgesetzes hatten die französischen Spielgesellschaften

im Jahre 1907 einen Reingewinn von 14 Millionen
1908 " " " 29 "
1909 " " " 37 "
1910 " " " 44 "
1911 " " " 48 "
172 Millionen,

die italienischen Spielgesellschaften ungefähr den fünften Teil dieser Gewinne zu verzeichnen.

Das Kapital, das dadurch dem Deutschen Reiche verloren geht, stellt immerhin ein recht anständiges Sümmchen dar — als eine Kleinigkeit muß es aber gegenüber den Ziffern erscheinen, die eben so leichthin über die Spielverluste der Deutschen in die Welt gesetzt worden sind. Das Deutsche Reich, dessen Nationalvermögen alljährlich um etwa vier Milliarden wächst, kann jenen vergleichsweise geringen Verlust allenfalls noch verschmerzen.

Als ein Unglück müßte es dagegen betrachtet werden, wenn sich das Deutsche Reich entschlösse, gemäß dem erwähnten Vorschlage die Hasardspiele wieder bei uns einzuführen, nur um das ins Ausland wandernde Kapital dem Vaterlande zu erhalten. Es ist wohl anzunehmen, daß durch diese Gesetzesänderung dem Deutschen Reiche ein Teil der Spielverluste seiner Bewohner erhalten bliebe, aber auch nur ein Teil, denn die Reize der Riviera als Winterstation werden unter allen Umständen nach wie vor die Deutschen in Scharen ans blaue Mittelmeer treiben.

Was bedeutet nun der Vorteil der Erhaltung einiger Millionen gegenüber den Nachteilen, welche die gefährliche Nähe der grünen Tische mit ihren verführerischen Reizen auf die schlummernde Leidenschaft des Spiels im Gefolge haben würde?

Haben doch recht verständige Leute es noch immer als ein Glück gepriesen, daß die grünen Tische an den Gestaden des blauen Mittelmeeres so fern vom deutschen Lande stehen und deshalb weniger bemittelte Leute nicht leicht in ihre Maschen verstricken können.

Frankreich und Italien haben freilich die Hasardspiele wieder zugelassen, doch auch hier, wohlgemerkt, nur in Seebädern und Kurorten und in geschlossenen Zirkeln, zu denen freilich der Zutritt ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Schwere Strafen drohen allen geheimen Spielgesellschaften an anderen Orten, besonders in den Großstädten. Beide Staaten aber haben den Schritt, wie hier wiederholt sein möge, in der Notwehr gegen die gefährliche Nachbarschaft Monte Carlos getan. Sie erzielten auch schöne Einnahmen, aber nicht auf Kosten der Bank von Monte Carlo, sondern offenbar aus der zu frischem Leben erweckten Spiellust der Bevölkerung. Seit der Einführung des Spiels in Frankreich und Italien sind fünf Jahre vergangen. Während dieser Zeit konnte die Bank von Monte Carlo an das Kasino einen Flügel für einige Millionen anbauen, die vorhandenen 16 Spieltische auf 23 erhöhen und den Gewinn von 35 auf 46 Millionen steigern. Der Erfolg, den sich die französische und die italienische Regierung von den Wirkungen des

Spielgesetzes versprachen, ist demnach ausgeblieben. Das hat sogar das italienische Parlament so tief verstimmt, daß es einstimmig beschloß, weitere Spielkonzessionen nicht zu erteilen.

Das kann aber nichts daran ändern, daß die beiden Staaten doch wenigstens mit dem Schein berechtigter Gründe das Verbot von Hasardspielen in ihren Ländern aufgehoben haben. Für das Deutsche Reich liegen keine derartigen Gründe vor. Im Gegenteil sind noch heute für die Unterdrückung der Hasardspiele genau die Gründe stichhaltig, die das Deutsche Reich im Jahre 1872 zur Beseitigung aller Spieltische bestimmt haben. Daß sie gewichtig genug waren, beweist wohl am besten die Tatsache, daß der deutsche Reichstag die Spielbanken in Homburg, Baden-Baden, Wiesbaden, Aachen, Nauheim, Pyrmont, Wildungen schließen ließ, trotzdem sie den beteiligten Staaten seit dem im Jahre 1838 erfolgten Schlusse aller französischen Spielgesellschaften, also in kaum 35 Jahren, nachweislich eine Einnahme von 3 Milliarden gebracht hatten. An dieser Einnahme waren Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden mit 80 Millionen, Nauheim, Wildungen, Pyrmont usw. mit 20 Millionen durchschnittlich Jahr für Jahr beteiligt. Als eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte des Kampfes gegen die Hasardspiele kommt hinzu, daß die Anregung zur Aufhebung der deutschen Spielgesellschaften von der Gemeindeverwaltung und der Bevölkerung Wiesbadens ausging, die unumwunden bekannten, daß das Aufblühen ihrer Stadt wie aller wahlverwandten Kurorte allein ihren Spielkasinos zu danken sei, daß indessen der Anblick der Zerstörung so vieler Existenzen, die Verheerung so vielen Familienglücks allen empfindenden Menschen den Verzicht auf die Einnahmen aus den Quellen tiefsten Elends gebieterisch abnötige. Bei den Parlamentsverhandlungen bezeichnete Bismarck den Betrieb der Spielgesellschaften in den deutschen Kurorten als ein Standälchen, Virchow als einen Skandal, dem schleunigst ein Ende gemacht werden müsse.

Alles, was damals zur Aufhebung der deutschen Spielbanken führte und zur Ursache der Vertreibung François Blancs, des Spielpächters der Bank von Homburg, nach dem Fürstentum Monaco wurde, ist auch heute noch geltend zu machen.

Deshalb ist erfreulicherweise wohl auch nicht zu befürchten, daß sich in absehbarer Zeit ein deutscher Reichstag finden wird, der bereit wäre, für die amtliche Wiedereinführung der Hasardspiele in unserm Vaterlande einzutreten. Man gönne dem Süden das Ventil an dem großen Dampfkessel der Spielleidenschaft der Menschen — unser Vaterland kann dadurch nur gewinnen.

Druck: W. Pormetter, Berlin S. 14.



Druck und Verlag W. Vormetter Berlin S 14